Deutsche Blumenwelt

in Charakterbildern.

Deutsche Blumenwelt

in

Charakterbildern

von

Paul Kummer.

Hannover.

Carl Rümpler.

1879.

Vorwort.

———•❧•———

Deutsche Blumen nur sind es, was in Charakter=
bildern dieses Büchlein bietet. Aber man verachte die
heimathlichen Florenkinder nicht! Man lerne sie erst ein=
mal kennen, um sie zu würdigen und dadurch die eigene
Heimath selber besser und inniger zu verstehen. Freilich,
es ist nicht Jedermanns Sache, beim geringsten Blümchen
am Wege die Staubgefäße zu zählen, jeden winzigen
Blüthenbau bis in's Detail zu untersuchen und Hunderte
von lateinischen Namen dem Gedächtniß einzuprägen.
Dessen bedarf es wahrlich aber auch nicht gleich, um unsere
deutsche Blumenwelt überhaupt zu verstehen und gedanken=
haft zu betrachten. Es kommt Mancher vielleicht später
von selber dazu, sie durch Zahlen und Namen auch geistig
beherrschen zu wollen, nachdem ihm für ihre schöne Er=
scheinung und den Reichthum ihrer Mannigfaltigkeit ein=
mal Auge und Herz aufgegangen ist. Zu einem Ver=
ständniß der Blumenwelt gehört jedoch vor Allem, daß
man auf ihre Mannigfaltigkeit achte und gleichsam die
besonderen Pflanzengesichter unterscheiden lernt; daß man
die eigenthümliche Lebensgeschichte so mancher Pflanze,

V

gewissermaßen ihre Schicksale kennt; daß man das Geheim-
niß ihrer je besondern Schönheit belauscht, wie solches
auch in Sagen und Liedern unseres deutschen Volkes
mannigfach sich ausspricht; daß man darauf zu merken
weiß, wie bestimmte Pflanzen mit den Jahreszeiten in
harmonischem Wechsel sich ablösen, wiederum wie nach
Bodenbeschaffenheit, Bewässerung und Beschattung verschie-
dene Naturplätze ihre eigene Flora haben.

Davon geht auch dies Büchlein aus. Vielleicht, daß
dessen bunte Blumenbilder aber auch durch ihre zwanglose
Zeichnung auf dem landschaftlichen Grunde selber, um so
mehr zu Herzen sprechen und Manchem eine verständniß-
volle Würdigung und nähere Kenntniß der deutschen
Blumenwelt vermitteln. Insbesondere der Jugend, vielleicht
auch und nicht zum mindesten dem weiblichen Sinne dürfte
dieser Weg willkommen sein, welcher bei den ersten blühenden
Frühlingszeichen beginnend, durch Wald und Haide, durch
Feld und Flur, über Bergeshöhen, an Bächen und Teichen
vorüber, durch Dorfstraßen und Gärten, den Leser überall
in die deutsche Blumenwelt führt.

Münden, im Wonnemonat 1879.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

I.

Deutsche Frühlingszeichen.

———◇•◆•◇———

Winterlich Stürmen die Welt nun bezwang:
Falb ist der Wald und die Haide schon lang,
Wo doch so lieblich manch Stimmlein erklang.
Spielten die Mägdlein erst Straßen entlang
Ball, o so kehrte der Vögel Gesang.

Könnt' ich verschlafen im Winter die Zeit!
Wach' ich derweilen, so thut es mir leid,
Daß er regieret so weit und so breit.
Endlich doch sieget der Mai in dem Streit:
Blumen dann les' ich, wo Schnee nun geschneit.

<div align="right">

Walther von der Vogelweide.

</div>

Deutscher Frühling! Damit sind alle süßesten Wonnen ausgesprochen, mit denen die jahreszeitliche Natur das Menschengemüth nur berühren kann. Der deutsche Frühling ist aber so ergreifend, weil auf die langen, trostlosen Wintermonate das Leben alsbald in seiner rührendsten Lieblichkeit hervorbricht. Durch die Pflanzen insbesondere spricht der Charakter der Lebendigkeit in der Natur sich aus, in ihnen vor allem erwacht auch der Frühling! Die Zahl seiner blühenden Kinder ist dann freilich noch nicht groß, aber darum gerade machen die einzelnen sich dann um so inniger geltend, und die Auswahl von Lieblingen ist leichter, ja ergiebt sich eigentlich von selber, da die edelsten Blumen gerade des Frühlings so überaus zart charaktervoll sind. Darum wohl hat auch die deutsche Sinnigkeit von Alters her bestimmte solche als die ersehnten Frühlings- zeichen begrüßt und geehrt, wie einigen von ihnen auch schon in der nebelfernen Götterzeit unserer germanischen Vorfahren, als den Lieblingsblumen der Götter, besondere Huldigung erwiesen wurde. Deren Auswahl könnte wohl leicht ver- mehrt und ein vollerer Frühlingskalender aufgestellt werden. Aber die vor- nehmlichsten Frühlingszeichen würden doch immerdar sein und bleiben die schon auserwählten:

Schneeglöckchen, Veilchen und Primel!

1.

Das Schneeglöckchen.

————~M~————

Ein uralter, vergilbtblättriger, ehrwürdiger Foliant
ist's, der im Jahre des Heils 1577 „auffs new
gedruckt zu Straßburg bei Josiam Richel", unter
meinen Büchern sich befindet. Er steht da in guter Gesell=
schaft gar mancher gleichartigen Altersgenossen, bilder= und
mährreichen Kräuterbücher aus jenen ersten Zeiten, als über=
haupt solche durch Menschenkunst oder, nach damaligem Aus=
drucke, durch schwarze Kunst gedruckt worden sind. Das
besagte uralte Buch ist aber ganz besonders sauber ausgestattet;
allerdings nicht in modernem Sinne, am wenigsten in rothem
Calico gebunden, mit Goldschnitt verziert, sondern in gelb=
weißes, hartes Schweinsleder gefaßt. Auch ist es nicht klein
und niedlich, wie schon damals viele Bücher waren, sondern,
wie schon erwähnt, ein schwerer, großer Foliant.

Was in dem Buche Alles steht, seltsame Beschreibungen,
sowie farbige Abbildungen mit Hunderten deutscher Pflanzen,
soll den Leser nicht kümmern. Nur den Deckel will ich ihm
aufschlagen und wenige Seiten weiter blättern. Da kommt
eine Seite, auf welcher der alte, biedere Verfasser in colorirtem
Bilde selber abconterfeit ist. Es ist der alte Hieronymus

Bock, oder wie er sich griechisch vor der gelehrten Welt genannt hat und noch den heutigen Gelehrten wohlbekannt ist, Hieronymus Tragus, der Verfasser eines der ersten zur Reformationszeit entstandenen und im Sinne jener Zeit überaus gelehrten und verständigen „Kräuterbücher". So hat der Mann ausgesehen! In schwarzem Talar steht er, in vollem Brustbilde, da mit seinem freundlichen, von weißen Löckchen umwallten Haupte, im schmuckvollen, von Säulen getragenen Portalrahmen, über dem sein feingemaltes Wappen mit einem Bocke thront.

Aber warum ich an dem Bilde so sehr, und gerade jetzt wieder meine Freude habe?

Weil es wieder Frühling wird auf der lange verwinterten Erde, und weil jener Mann auf dem Bilde immer und immer an den Frühling mahnt. Denn in seiner Hand hält er, wie das Symbol seines Lebens, ein großes Schneeglöckchen! Und so getreu und farbenfrisch ist diese Blume in seine Hand gemalt, daß uns dabei wird, als zöge der Geruch dieser lieblichen ersten Frühlingsblume uns entgegen. Er hält es auf dem Bild in seiner Hand so treu und fest, wie er es wohl im Leben manchmal als ersten Handgruß des Frühlings umfaßt hatte, wenn die Sonne den letzten Schnee wegschmolz, und er nun in den Wald und auf die feuchte, noch grünlose Wiese wanderte, wo an den ihm bekannten Stellen überall schon die nickenden Silberköpfchen sich erhoben, und er nun einen vollen Strauß zusammenpflückte. Ja, es hat die Blume auf seinem Bilde eine sinnige Bedeutung! Die den Vortritt im Blumenreigen des ganzen Jahres hat, sie konnte ihm ja wohl mit Recht auch der Inbegriff des liebenswürdigen Blumen-

völkchens selber sein, an das er nun einmal sein ganzes Herz
gehängt und dem er sein bestes wissenschaftliches Streben ge=
widmet hatte.

Die Blume des alten Hieronymus im Bilde fordert uns
im Frühling vor Allem auf, ihr lebendiges Original selbst zu
suchen. Wohlan, und wir können das Schneeglöckchen oft auf=
fällig früh im Jahre schon finden. Freilich läßt's manchmal
bis Ende Februar auf sich warten und erschließt auch dann
nur erst einzelne Blüthen, während die andern noch tief zwischen
den weißgrünen Blättern stecken und erst Mitte März zu voller
Entfaltung kommen. Doch meist ist es schon Ende Januar
einzeln aufgeblüht; ja, in manchen Jahren habe ich es alsbald
nach Neujahr geöffnet angetroffen. Der Winter ist dann frei=
lich immer noch da, der „nur Weißes duldet", und ein neuer
Schnee hüllt die Blümchen oft wochenlang wieder ein. Das
erkennt das Schneeglöckchen demüthig auch an. Ganz bescheiden
senkt es sein klares Haupt, wie um Verzeihung zu bitten, daß
es auf seinen weißen Blumenblättchen schon grüne Streifen
und Fleckchen zu tragen wagte.

Wir haben vom vorigen Jahre die Stelle noch gewußt
und es nun gar unter dem Schnee, wo es schon erblüht war,
aufgestöbert. Wir stellen das gar nicht fröstelnde erste Natur=
kind gar andächtig im Glase an's Fenster und wenden ihm
jeden einfallenden Sonnenstrahl zu. Es lacht dann die Sonne
uns schöner in die Stube hinein, die gegen das Fenster stöbern=
den Schneeflocken sammt den beschneiten Dächern und Gassen
schauen wir fast mitleidig an; denn wir sehen den Winter
nun im Geiste schon schwinden vor dem siegenden Frühling,
den uns sein erster Bote verkündigt hat.

5

Wie aber eine Farbe, ein Ton oft auch alte Erinnerungen weckt! Das Schneeglöckchen erzählt mir von einer alten, engen, würdigen Schulstube, wo der Präceptor jahraus, jahrein gewaltig regierte, aber bei aller Zornesstrenge ab und zu auch aus frischer, voller Seele die ihm anvertraute Jugend herzlich erquickte. In den Februartagen war es; der Schnee stöberte gegen die Scheiben und lagerte sich dick auf den Fensterkreuzen. Der Lehrer trat zur Stunde deutschen Unterrichts in das Schulzimmer und fand auf dem Katheder einen mächtigen Strauß Schneeglöckchen liegen, die ein Schüler für ihn hingelegt hatte. Er freute sich sichtlich darüber, sei es über den Geber, sei es über die ersten Blumen des Jahres. „Nun, ich will sie aber nicht allein behalten", äußerte er nach kurzer Weile; „ich theile sie aus unter euch, Jeder bekommt eine Blume; sie werden schon reichen, aber seht sie euch an, während ich austheile." Die Austheilung war vorüber, Jeder hatte seine Blume, und die Jungen sahen einander ganz verwundert darüber an. Als der Lehrer seinen Kathedersitz wieder eingenommen hatte, sagte er: „Also deutsche Stunde ist jetzt; gut, ich gebe den Aufsatz auf und nehme ihn durch. Das Thema soll lauten: „Das Schneeglöckchen, wie es aussieht, und was es uns Menschen zu denken gibt." Nun sahen die Jungen sich nicht mehr an, aber wie ein Sonnenstrahl zuckte es durch alle Herzen. „Jetzt nehmen wir es durch", hieß es. Nun wurde erklärt; Jeder mußte die Worte an seiner empfangenen Blume prüfen. Jede Pflanze, lautete etwa die von Fragen und Antworten unterbrochene Rede, besteht nothwendig aus zweierlei Organen; das sind die Axenorgane, nämlich Wurzel und Stamm, und die Nebenorgane, nämlich

alle blättrig=seitlichen Theile. Seltsam, unser Schneeglöckchen scheint aber keinen Stamm zu haben; denn der Stengel, welcher die Blume trägt, ist unbeblättert, und Blätter gehören doch zum Charakter eines Stammes; nun ja, es ist blos ein sogenannter Schaft. Und doch ist auch ein Stamm vorhanden! Nämlich die Zwiebel des Schneeglöckchens ist der nur in ein= ander gestauchte, aber wahrhaftige Stamm, welcher sogar Blätter hat. Die Zwiebel ist eben gar nicht die Wurzel; man braucht sie ja nur senkrecht durchzuschneiden, so erkennt man, daß die sogenannten Zwiebelschalen nichts als an ein= ander gedrückte, um eine Axe gestellte Blätter sind. Dächte man sich diese Axe ausgezogen, so entstände ein langer be= blätterter Stamm. Mit den Wurzeln sieht es kläglicher aus: eine rechtschaffene Hauptwurzel fehlt; die am Zwiebelgrunde kranzartig ausstrahlenden Fasern sind nur sogenannte Neben= wurzeln, welche dadurch entstehen, daß die Hauptwurzel gleich nach der Keimung des Samens abstirbt. Das Alles nun ist Charakter einer ganzen Pflanzenabtheilung, der sogenannten „Monokotyledonen", dazu vor Allem alle unsere Gräser, Zwiebel= und Palmengewächse gehören, welche auch außerdem einen gemeinsamen Typus haben. Es sind nämlich bei diesen allen die Blätter von parallelen Nerven durchzogen, sie sind daher meist band= oder schilfförmig. Auch herrscht bei den Monokotyledonen in allen ihren Theilen die Dreizahl oder deren Vervielfachung. Das zeigt uns unser Schneeglöckchen in seinen Blumen recht schön. Nur genau hingesehen! Außen sind drei weiße Blumenblättchen, welche den Kelch vertreten; sie umschließen die weniger zarte Blumenkrone, nämlich auch d r e i mit grünen Flecken betupfte, kleinere solche Blätter.

Im Blüthenschooß selbst finden wir in einen Kreis gestellt wiederum sechs (also zweimal drei) goldgelbe Staubbeutel, auf kurzen, weißen Stielchen, den sogenannten Staubfäden. In deren Mitte endlich steht, wie eine Keule anzusehen, der weiße Fruchtgriffel mit grüner Spitze, die sogenannte Narbe, welche den in den Staubgefäßen enthaltenen goldigen Blüthenstaub durch den Fruchtgriffel hinab in die Frucht selber befördert und so diese befruchtet. Aber wo ist die Frucht selber? In der Blüthe finden wir sie nicht, — aber unter derselben. Es ist eine sogenannte unterständige Frucht, und dadurch unter=scheidet sich das Schneeglöckchen und dessen ganze Familie, nämlich die der Amaryllideen, von den sonst so ähnlichen Tulpen= und Liliengewächsen. Punktum! — Und wenn es draußen erst wieder warm und grün wird, und andere Blumen lassen sich pflücken, dann wollen wir manchmal noch einige andere ebenso besprechen und auch sehen, was ihr von heute behalten habt.

Der Präceptor sprach's, und die Schüler lauschten. Der Schnee stöberte draußen in weißen Flocken immer voller aus den grauen Wolken herunter. Aber drinnen war es Frühling geworden zwischen den grauen Wänden und schwarzen Tafeln; Frühling in den jungen Gemüthern selber, die im Anschauen der frischen, schönen Frühlingsblume einen Blick thun durften in eine geheimnißvolle Ordnung der Natur.

Leser oder Leserinnen, die das Schneeglöckchen nun vielleicht noch einmal in die Hand nehmen und aufmerksamer betrachten, bemerken dabei vielleicht zum ersten Male auch, daß es bei

all seiner Liebenswürdigkeit doch keinen Geruch hat. War nicht aber gesagt, daß es gar lieblich dufte?

Allerdings, das eigentliche Gartenschneeglöckchen (Galanthus nivalis), welches auf Grasplätzen und Beeten des Gartens am frühesten hervorsprießt, mit den weißgrünen Blättern, zierlich nickenden Blüthen mit drei äußern reinweißen Kelchblättchen und drei längeren inneren grünfleckigen Blumenblättchen, — es ist völlig geruchlos. Dieses ist's aber auch gar nicht, welches der alte Hieronymus Tragus so innig in der Hand hält, es ist vor Allem eine Gartenblume. Als wildwachsend finden wir es hie und da in der Schweiz, aber sehr selten in Deutschland, in Wäldern und auf Wiesen besonders in dem Rheingebiet, in Schlesien bis nach Westpreußen, während es im westlicheren Norddeutschland völlig fehlt. Es hat sich allerdings überall freundlich an unser deutsches Leben angeschlossen und gefällt sich in unsern Gärten.

Das deutsche Schneeglöckchen (Leucojum vernum) aber duftet! Dies ist noch eine ganz andere Blume! Es blüht etwas später allerdings, aber mit noch ganz anderm Liebreiz und wirklich veilchenartigem Duft. Seine Blätter sind stärker und saftgrün; der Blumenschaft reckt sich bis weit über fingerhoch, und die Blüthen, aus sechs gleichartigen großen, weißen Blumenblättchen tulpenartig zusammengefügt, sind weit größer und tragen auf jedem ihrer Blättchen ein gelbgrünes Tüpfelchen. Ganz reizend beschreibt sie der alte H. Tragus selbst: „eine jede Schell oder Blum vergleicht sich einer Cymbalen mit sechs spitzlein, die seind außenwendig mit gälgrünen tröpfflein auff den spitzen gemalet."

Wer das deutsche Schneeglöckchen in unsern Gärten ein=
mal sieht, wo es auch vielfach angepflanzt ist, hält es wohl
durchaus für kein Gewächs deutschen Bodens, traut dem
eignen Vaterlande die liebliche Blume gar nicht zu. Auch in
manchen Gegenden, wo es in Wäldern massenhaft genug vor=
kommt, ist doch vielfach die Volksmeinung, dies Schneeglöckchen
sei durch frühere Botaniker aus Frankreich in den deutschen
Wald gepflanzt und nun verwildert; aber freilich lange sei
das her, denn es wachse da, so lange man sich erinnern könne.
Und doch, es ist unsere Blume! In Norddeutschland ist
sie allerorten in bruchigen, oder doch etwas feuchten Laub=
wäldern, ebenso unter Gesträuch auf nassen Wiesen zu finden.
Und es ist ein herzerfreuender Anblick, sie da zu schauen!
In dichten Trupps oder zerstreut stehen sie dort, gern an
den Fuß der Gebüsche geschmiegt, oft ihre Zwiebel zwischen
Wurzelwerk eingeklemmt; manche ganze Reviere sind von ihr
bewohnt und deren lichte Waldplätze mit Hunderten und
Tausenden der duftigen Silberglöckchen überblüht, welche aus
den dunkelgrünen Schwertblättern gar stolz hervorragen. Bei
dem frischen, stärkenden Walderde= und Moosgeruch, der um
diese Jahreszeit dem Waldboden entsteigt, ist ihr zarter Duft
vom Boden her allerdings wenig merklich, aber wenn wir
ein Blümchen brechen, oder gar einen ganzen Strauß in der
Hand halten, so erinnert derselbe an Veilchenduft, nur daß
er etwas weniger stark ist. — Auch in Mittel= und Süd=
deutschland, ebenso in der Schweiz, findet sich unser Schnee=
glöckchen mannigfach verbreitet. Jedoch andere Länder, andere
Namen. Dem Schweizer vornehmlich ist es das „Amselblümli“;
denn er weiß, wenn dasselbe blüht, läßt sich bald der Amsel=

schlag in Feld und Wald wieder hören. Ja, er weiß noch mehr, es liegt ihm auch prophetischer Sinn in dem längeren oder kürzeren Blühen; denn ist die Blüthenzeit sehr frühe vorbei, so wird auch der kommende Sommer nur kurz gemessen sein.

Nach der Menge der in Norddeutschland bekannten Standorte dürfte es hier aber am häufigsten anzutreffen sein. Auch ist es an vielen Orten hier eine volksthümliche Blume; als Schnee- oder Märzglöckchen wird es benannt, in einigen Gegenden als Märzlilie; der im Mittelalter vornehmliche Name „Hornungsblume“ scheint dagegen ganz verschwunden zu sein. In vielen Strichen Norddeutschlands ist ganz besonders populär der Name „Sommerthierchen“, ein wohl aus „Sommerthürchen“ entstellter Ausdruck, welcher besagen möchte, daß, wenn diese Blume blüht, der Sommer vor der Thür ist und Einzug halten will. Die armen Kinder wandern dann in den Wald hinaus, pflücken die Schneeglöckchen, binden sie zu Sträußen und tragen diese in die Ortschaften zum Verkauf; und die bescheidene Bitte: „Kaufen Sie Sommerthierchen?“ findet meist freundliches Gehör von Haus zu Haus. Der Städter freut sich, daß es schon im Walde blüht, und wenn er die Gabe der armen Kinder nun an's sonnige Fenster gestellt hat, dann ist's ihm wirklich etwas mehr schon Frühling geworden. Wer möchte auch dann, trotz des Kalenders, noch an den Winter glauben!

Nun, geehrter Leser, wirst du gern begreifen, warum der alte Botaniker Hieronymus Tragus auf seinem Titelbilde das Schneeglöckchen so fest und treu in der Hand hält. Das Meiste, was das Jahr in seinem weitern Verlauf bietet, mag

freilich köſtlicher ſein: die erſte bunte Frühlingsflor ſelber
ſchon, all die Beete voll Crokus, Hyazinthen und Tulpen,
über denen die erſten Bienen ſummen im Sonnenſchein.
Wenn im Mai dann Baum und Strauch ihre Laubfülle
haben und unter dem erwachten Gezwitſcher der Vögel jeder
Zweig der Obſtbäume ſich in weiße Blüthen hüllt, dann iſt
viel beſſere Zeit. Aber das Alles iſt nur das reiche Gefolge
unſeres Schneeglöckchens, welches, als der Winter noch herrſchte
weit und breit, am Fuße der noch ſchlafenden Bäume als
die erſte liebliche Blume des Jahres ſchon blühete und läu=
tete, daß es Zeit werde, aufzuwachen.

> Von weitem hört’ ich zarten Ton
> Wie Silberglöckchen läuten;
> Es wird gewiß, ich merk’ es ſchon,
> Das Frühlingsfeſt bedeuten.
>
> Da fährt empor und ſpitzt und reckt
> Das junge Gras die Ohren
> Und ſtrebt, von dürrem Laub bedeckt,
> Sich an das Licht zu bohren.
>
> Da kommt, ſich gegen Frühlingsmacht
> Bei Zeiten zu verwahren,
> Der Winter brauſend über Nacht
> Von Norden hergefahren.
>
> O Winter, ſiehſt denn nicht das Laub?
> Merkſt nicht, was das bedeutet?
> Du alter Winter, blind und taub,
> Schneeglöckchen hat geläutet.

2.

Das Veilchen.

———◇———

Auch ohne Kalender hat man vordem, wenigstens in
deutschen Landen, mit Genauigkeit den Tag des Frühlings=
Anfangs zu verkünden gewußt. Die zu neuem Leben erwachte
Erde selber offenbarte ihn durch ein kleines sinniges Zeichen.
Daß der Frühling wirklich gekommen sei, sagte, besonders im süd=
lichen Deutschland, geheimnißvoller Weise ein kleines Blümchen
an. Wer das erste Veilchen fand, dem war der Frühling
kund geworden! Denn es sprießen unter den Tritten der
Frühlingsgöttin, welche wieder über die Erde geht, alsbald
die ersten Veilchen auf.

Es war ein Jubeltag, soweit die frohe Botschaft drang.
Auf grünem Wiesenplan wurde das gefundene erste Veilchen
auf eine Stange gebunden, man versammelte sich um diese
her und feierte den Tag unter Sang und Spiel. Die Jugend
tanzte im Grünen um diese Stange und unter ausgelassener
Lust verging so der Tag, mit welchem man wieder der bessern
Zeit des Jahres entgegenlebte. — Diese Sitte gab in den
Tagen Otto des Fröhlichen in der Umgegend von Wien selt=
samer Weise auch einmal zu einem Kampfe zwischen Nithart
Fuchs und den Bauern Anlaß; von Hans Sachs und auch
von Anastasius Grün ist derselbe in naiven Dichtungen
dargestellt. Nithart fand zufällig in einer Aue der Donau
das erste Veilchen, bedeckte es mit seinem Hut und eilte an

den Hof, um den Herzog zum Frühlingsfeſte zu holen. Während
ſeiner Abweſenheit kam ein Bauer zu dem Hut, riß das
Veilchen ab

> „— — — und ließ zurück,
> Was ſich nicht ſingen und ſagen läßt“,

deckte den Hut wieder darüber und entfernte ſich. Als nun
Otto mit ſeinem Hofſtaat an die Stelle kam und Nithart
den Hut abhob, war man von der ſeltſamen Beſcherung nicht
wenig überraſcht. Die Wiener glaubten, daß ſie Nithart
abſichtlich geſoppt hätte und wurden ſo erzürnt über ihn, daß
er ſich nur durch augenblickliche Flucht retten konnte. Als er
aber ſein Veilchen auf einer Stange erblickte und die Bauern
darum tanzen ſah, drang er mit dem Schwert auf ſie ein
und blieb von da an ein Gegner aller Bauern, ſo daß er
den Namen „Bauernfeind“ bekam.

Ja, das Veilchen, welches man lieb gewinnen muß, wie
es frühest im Jahre unter ſeinem lauſchigen Blätterdach, am
Fuße der noch laubloſen Geſträuche, gar keuſch und ſchüchtern
hervorblüht und duftet, iſt auch anderweitig vordem in heiligen
Ehren geweſen. Zumal war es manchen Göttern als deren
Lieblingsblume zugeeignet worden. Wird es doch Thyrsviola
in den alten Berichten geheißen, und ſchon dieſer Name weiſt
darauf, daß es nach der nordiſchen Mythe dem Gotte Thr
heilig war, dem gewaltigſten der Götter, welcher mit ſeinem
Hammer unter Blitz und Donner die Bäume ſpaltet, Felſen
zerſchmeißt und auch die Eispaläſte des Winters zertrümmert,
— und dann lieblich mit dem Veilchen ſich ſchmückt. Es galt
aber auch im allgemeinen Sinne als Wunderblume, es ver=
möge etwa verborgene Schätze anzuzeigen, welche geheimniß=

volle Macht unseres Blümchens auch in mancher altersgrauen Sage unseres deutschen Volkes sich ausspricht. Von Czernebogh, dem Gotte des heidnischen Wendenvolkes, ging die Kunde, mit der Verbreitung des Christenthums wäre seine herrliche Herrscherburg zu einem Felsen geworden, und seine schöne Tochter in ein Veilchen verwandelt; nur aber alle hundert Jahre einmal dürfte dasselbe blühen, und wer dann so glück- lich ist, es zu finden und es auch pflückt, der gewinnt damit die Jungfrau sammt allen ihren Schätzen.

Wir haben heutzutage nicht mehr den naiven Sinn, sind ein kühler denkendes, poesieloseres Geschlecht geworden. Aber ganz der Prosa des Daseins ergeben sind wir doch noch nicht, wenigstens ein so herziges Frühlingskind, wie das Veilchen ist, weiß es uns noch immer anzuthun.

Die alte Sitte des Frühlingsfindens ist allerdings ver- schwunden, und statt aus der blühenden Natur begannen die Menschen nunmehr aus dem gedruckten Kalender den Tag des Frühlingsanfangs herauszulesen. Aber im deutschen Gemüth hatte sich die Liebe zum Veilchen einmal festgesetzt, so daß dessen innige Verehrung die Generationen hindurch doch fast unvermindert weitergetragen wurde. Und mit jedem Frühling weiß es sich in alle deutsche Herzen wieder einzuschmeicheln, denen es selber verwandt ist durch seine treue, sinnige, träu- mende, duftige Weise. Die Kinder, welche der Sonnenschein in's junge Grün hinaustreibt, suchen es unter Gebüschen und in den Gartenecken, wo dichtes Veilchenlaub steht, sie vergessen darüber auf kurze Weile all ihr Spielen und Lärmen. Der Greis, welcher ihnen zuschaut, erfreut sich des duftigen dunkel- blauen Blümchens nicht minder, wenn seine Enkelkinder jetzt

munter herbeigeſprungen kommen, um einen ganzen Strauß
dem Großvater zu bringen, der mit ſeinen trüben Augen ſie
nicht mehr ſelber ſuchen, auch nicht ſich bücken kann.

Wenn wir das Veilchen nach ſeiner ganzen Lebensgeſchichte
fragen wollten, würden wir freilich erfahren, daß es nicht
völlig eine Blume unſerer deutſchen Heimath ſei. Es iſt vor
Allem gar nicht urſprünglich in unſere deutſchen Auen vom
Schöpfer geſetzt geweſen. Das erſte Veilchen, welches auf
Erden blühte, hat freilich keines Menſchen Auge geſehen; aber
das Land ſeines Urſprungs war wahrſcheinlich das ferne
Morgenland, dieſer Schöpfungsherd der meiſten unſerer wild=
wachſenden Blumen, vornämlich unſerer Culturgewächſe. Es
hat ſich auch fernerhin nicht einzig als Lebensſtätte unſer
deutſches Vaterland ausgewählt, ſondern ſeine Reiſe um die
ganze Erde angetreten und überall ſich traulich angeſiedelt,
wo es nur einen Frühling fand, der dem unſrigen leidlich
gleicht. Wenigſtens in der ganzen kalten und warmen ge=
mäßigten Zone Europa's, ſowie des ruſſiſchen Aſien, hebt es
in den Frühlingstagen wie bei uns ſein dunkelblaues Haupt
zwiſchen der Blätterfülle ſchüchtern hervor, überall, wo irgend
nur in Gärten oder Parkanlagen lichtes Gebüſch umherſteht
oder graſige Plätze ſich vorfinden. Denn überall iſt es doch
eine Hauspflanze! Nicht eine Gartenblume wollen wir damit
ſagen, denn es gedeiht am beſten völlig unabhängig von der
pflegenden Menſchenhand; aber es liebt die Nähe menſchlicher
Häuſer und Anſiedelungen. Höchſt ſelten finden wir es in
entlegenen Waldungen, auf freien Wieſenplänen, oder an
ſonſtigen, noch ſo ſehr zu ſeinem Gedeihen geeignet ſcheinenden
Oertlichkeiten, — wenn ſolche fern von menſchlichen Woh=

mungen sind. Wenn ich das Veilchen hie und da einmal an solchen Stellen gefunden habe, erfuhr ich schließlich stets auf Erkundigung, daß da vordem ein Haus oder Gehöft gestanden habe oder eine alte Dorfstätte sei. Seither erblicke ich im Veilchen an solchen unverhofften Stellen immer einen Hinweis auf früheres menschliches Wohnen: die Menschen sind ausgezogen, ihre Wohnungen sogar völlig verschwunden, aber das Veilchen ist übrig geblieben an der von den Menschen längst verlassenen Stätte.

So ist es eben ein treues, trautes Hauspflänzchen!

Verwechseln wir das echte Veilchen aber nicht mit all' den „wilden Veilchen", wie das Volk die mannigfachen andern Arten nennt. Diese haben zum größten Theil auch ganz andere Standorte, finden sich nur auf Wiesen, an Hügeln, in Wäldern und Sümpfen, wo sie im April, Mai und Juni zahlreich genug vorkommen. Das Geschlecht der Veilchen ist in der That ein gar großes; der Botaniker zählt etwa zehn verschiedene deutsche Arten, unter denen das dreifarbige Veilchen, dies bekannte Stiefmütterchen oder Dreifaltigkeitsblümchen, sogar zu höchsten gärtnerischen Ehren gekommen ist und in zahllosen Spielarten gezogen wird. Unser echtes Veilchen, Märzveilchen oder auch wohlriechendes Veilchen, hat aber schon eine gewisse edle Vornehmheit vor allen diesen seinen Anverwandten voraus. Mögen andere einigen Geruch haben, es duftet doch am stärksten; auch so dunkelblau ist das Blumenhaupt keiner andern Art, und so keusch und heimlich ist's zwischen den laubigen Herzblättern versteckt, daß oft nur der Duft es uns verräth. Auch erscheint keine andere Art so früh im Jahre, wie das echte Veilchen; ja, es ist unter allen

frühlingsgeborenen Pflanzen ziemlich die erſte, welche, nachdem
das Schneeglöckchen das junge Jahr frühe ſchon eingeläutet
und vorverkündigt hat, aus dem wieder aufgeſchloſſenen Erd=
ſchooß hervorblüht. Darum bringt es nach dem Glauben
unſerer Väter eben den Frühling ſelber mit.

Es haben die Veilchenblumen des März auch gar keinen
andern Zweck, als der Menſchen Herzen zu erfreuen. Denn
aus dieſen dunkelblauen Blumen entwickelt ſich gar keine
Frucht, deren Same dies edle Veilchengeſchlecht fort und fort
erneuern könnte. Dafür erſcheinen aber im Sommer als
zweite Blüthengeneration wiederum Veilchenblumen, jedoch viel
kleinere, ja blumenblattloſe. Dieſe erſt ſetzen ſamenreiche
Früchte an, welche wir im Herbſt als dreifächerig aufſpringende
Kapſeln überall zwiſchen dem Veilchengebrätter wahrnehmen.
Freilich wären auch dieſe kaum nöthig geweſen; jede Mutter=
pflanze ſendet ja ihre vielen Nebenzweige, als über den Boden
hinkriechende und an jedem Stengelknoten wurzelnde Ausläufer,
nach allen Seiten weithin aus, und ein einziges Frühlings=
pflänzchen iſt dadurch im Herbſt ſchon zu einer ganzen Colonie
vermehrt. Möchte nicht aber dieſe doppelte Vermehrungsweiſe,
mittelſt Samen und Ausläufer, unſer Veilchen als eine
Lieblingsblume der Natur ſelber erweiſen! Wir wundern
uns deshalb durchaus nicht, daß das Veilchen in allen Ge=
genden, wo es ſich niedergelaſſen hat, auch die Herzen der
Menſchen eroberte und ſie in ihm ſo freudevoll den Frühling
begrüßen. Und in der That, nicht blos das deutſche Volk
liebt es, manche andere Nation ſchwärmt geradezu für daſſelbe,
wie für kaum eine andere Blume. In Frankreich iſt es ſeit der
napoleoniſchen Dynaſtie zur Lieblingsblume aller Geſellſchafts=

kreise erhoben worden. Die Gärtnereien von Paris und
Versailles setzen daher Millionen Francs für Veilchen alljährlich
um, und die glänzenden Soireen daselbst schon lange vor
Weihnachten wissen von einer ungeheuerlichen Verschwendung
künstlich gezogener dieser duftigen Florenkinder zu erzählen.
In manchen Gegenden Frankreichs, besonders in der Provence,
werden sogar endlose Feldfluren nur mit Veilchen bepflanzt,
welche als Sträuße überall hin verkauft werden, vor Allem
aber den Destillateuren zur Gewinnung ätherischen Duftöles
dienen. Ja, es hat Frankreich eben den Ruhm, den über=
schwenglichsten Veilchencultus zu üben, und manches Sträußchen
ist dort schon theurer bezahlt worden, als wäre es durchweg
von gediegenem Golde gearbeitet gewesen.

Dieser Veilchencultus auf dem Pariser Gesellschaftsboden
gleicht dem Rosencultus, welchem einst die römische Kaiserzeit
ergeben war, als die Reichen in der Fülle der königlichsten
Blume bei den Gastmählern ihre Gäste fast erstickten. Dieser
Massenconsum aber, welche Herabwürdigung der zarten Blumen=
wesen zu Modesclaverei und rohem Sinnengenusse! Nicht ja
das bescheiden gesenkte blaue Köpfchen, welches wie um
Vergebung zu bitten scheint, daß es so früh im Jahre schon
da ist, hat es dort zur Modeblume gemacht; nein, vor Allem
die sinnliche Macht des Geruches! Und auch diese Macht hat es!
So zart und lieblich das Veilchen duftet, welches wir draußen
im Grünen pflücken, wirken doch massenhaft aufgehäufte Veilchen
wirklich narkotisch, und aus gutem Grunde fühlen sich nervöse
Naturen betäubt von allzustarkem Veilchenduft. Daß das
Blümchen der Bescheidenheit in der That gefährliche Stoffe in
seinem Busen hege, hat auch die Chemie nachgewiesen.

Es will wirklich nicht in den Salons glänzen, wo Uebersättigung und Unnatur walten, sondern draußen bescheiden im Verborgenen blühen und nur von frohen Kindeshänden gepflückt und von kindlichen Herzen geliebt werden als das herzige Veilchen. Darum irren wir doch nicht, wenn wir es nach seinem innern Wesen für eine deutsche Blume halten, deren wahre Poesie nur deutschen Herzen verständlich ist, weil sie denen selber gleicht. Es ist das Symbol deutschen Mädchensinnes vor Allem, dessen keusche, sinnige Weise uns im Veilchen mit jedem Frühling entgegenduftet. Darum haben auch deutsche Dichter wie keines andern Volkes Poeten in ihren besten Liedern voll zartester Beziehungen gesungen von dem „Veilchen, das auf der Wiese stand".

Gewiß, der liebenswürdige Cultus des Veilchens in deutscher alter Sitte sowie in deutscher Poesie offenbart uns so ganz das deutsche Wesen mit seiner Liebe zur Natur, seiner Sinnigkeit und seinem tiefen eigenartigen Gemüthsleben. Wir bleiben darum dabei: das Veilchen ist eine deutsche Frühlingsblume!

3.

Die Primel.

Der Frühling und die Primeln, — auch sie gehören zu einander, nach der jahreszeitlichen Ordnung, sowie nach dem Empfinden unseres Gemüthes. Ja, die Primeln sind dem deutschen Volke das dritte bedeutsame blühende Frühlingszeichen!

Die frostige erste Frühlingszeit ist immerhin vorüber mit den blühenden Kätzchen der Haselsträucher, Erlen und mancherlei Weiden, mit Schneeglöckchen, Hungerblümchen und kleinen Veroniken, welche schon in märzrauher Luft erblühten. Aber der wahrhaftige Frühling ist da, wenn die Primula veris blüht! Schon den gelehrten frühern Kräutermeistern ist beim Anblick dieser duftigen „Schlüsselblumen" warm und wohl zu Muth geworden; sie haben diese ersten Blumen des Wonnefrühlings nicht Prima, sondern mit liebkosendem Schmeichelworte Primula veris, kleiner Erstling des Frühlings, benannt. Wie jene Botaniker voriger Jahrhunderte, so überkommt aber auch uns ein süßes Behagen, wenn diese Primeln uns wieder ansehen mit ihren Kindesaugen, Wald und Wiesen duftig überblühend.

Ehe der Mai anbricht, bereits in der Mitte des April, lacht unsere Blume schon aus allen Wiesenfluren und dem erwachten Waldgrunde. Zwischen vorjährigem, dürrbraunem Laube am Boden brechen die gelbgrünen, weichen, großen Blätter hervor, zu Rosetten vereinigt; aus dem Schooße derselben erhebt sich auf nacktem, weichem Schafte die dunkelgelbe, gesternte, duftige Blüthendolde. Das ist die Primula veris, welche in Deutschland weder im Gebirge, noch in den Ebenen irgendwo fehlt, dort wie hier in fast jedem Laubwalde, auf grasigen Plätzen unter Hecken und lichtem Gebüsch lauschig hervorbricht und ihre goldgelben Schlüsseldolden sanft aufrichtet. Es wandert Mancher dann gern an sonnigen Tagen einmal hinaus in Wald und Wiese und sucht da die wohlbekannten Primelstellen auf, pflückt Sträuße zusammen, in denen man den Frühling selber mit heimnimmt. Tagelang

stehen sie nun, bewahrt im Glase, am sonnigen Fenster und es lacht in ihnen der Wald, der Frühling und die Wanderlust in die Alltagsstube hinein.

Das ist die Zaubermacht, mit der unsere Blume selbst das verdüsterte Sängerherz eines Lenau berührte, der in alle Welt und Nachwelt hinaussang:

„Liebliche Blume,
Primula veris,
Holde, Dich nenn' ich
Blume des Glaubens.
Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst Du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.
Mag sie verwelken,
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!"

Ja, sie ist eben eine Blume für das deutsche Gemüth, wie wenige andere, und ist auf deutschem Boden auch reich= licher als anderswo. Es sind unsere „Himmelsschlüssel", die zum deutschen Walde, zur deutschen Wiese, zu uns selber gehören.

Die deutsche Vorzeit hat in ihnen sogar manches Geheim= niß geschaut, Götter und Göttinnen und himmlische Heilige sich in einem innigen Verhältniß zu dieser Primel gedacht. Es war in deutscher Vorzeit Freia, die Frühlingsgöttin, als die Schlüsseljungfrau geehrt, deshalb steckte ein goldner Schlüssel in ihrer Krone. Denen, welche Primeln pflückten, erschien sie oftmals in hehrer Frauengestalt, und eine Schlüssel= blume, die man in ihrer Gegenwart brach, verlieh dann die

Macht, geheime Schätze zu erschließen. Solche Ueberlieferung hat das deutsche Volk in den christlichen Zeiten noch festgehalten, nur auf die allerheiligste Jungfrau Maria die ehemalige Huld der Freia übertragen. So klingt der alte Glaube noch aus mancher spätern Sage. Von einem Schäfer wird erzählt, der von einer Jungfrau auf einen Platz mit Schlüsselblumen geführt wurde. Er schloß mit solcher eine Thür auf, hinter welcher drei Kisten mit Schafzähnen standen, von denen er ohne bestimmte Absicht einige Hände voll einsteckte; ohne um die Schlüsselblumen weiter sich zu bekümmern, ging er von dannen. Die Schafzähne wurden über Nacht aber alle zu eitel Gold, und er hatte zu bereuen, daß er die Schlüsselblume selber vergessen hatte, um mit deren Hülfe wiederholt jene Thür zu finden und aufzuschließen.

Wiederum an den volksthümlichen Apostel Petrus, der die Schlüssel des Himmelreiches trug, dachte man bei der Primel, deren Name Himmelsschlüssel oder Schlüsselblume darin eine anschaulichere Deutung hat, als wenn die moderne Rede mit ihrem Erscheinen im Lenz uns einen Himmel auf Erden wieder erschlossen werden läßt. Gewiß, wir lauschen gern jenen Sagen, in denen die uralte Liebe des deutschen Volkes zu dieser lieb= lichen Frühlingsblume sinnigen Ausdruck findet.

Unsere deutschen Auen tragen indessen nicht einzig die Primula veris, sondern neben der echten, süß duftenden Schlüsselblume noch einige andere, mehr oder minder seltenere Primeln. Wenn wir gegen Ende März, oder im April, über feuchte Wiesen, besonders Waldwiesen wandern, könnten wir die Schlankprimel (Primula elatior) treffen, welche überall in Deutschland ziemlich häufig ist und mit ihren

schwefelgelben, größeren, flach- und breitgesäumten Blumen den Boden reichlich überblüht. Geruchlos freilich ist sie, aber wir pflücken doch gern einen Strauß zusammen, ja bezeugen dieser Primel wohl eine besondere Achtung, wenn wir erfahren, daß sie es sei, von welcher aus alter Zeit her unsere so frühen, bunten Gartenprimeln mit allen ihren mannichfachen Spielarten gezüchtet sind.

Hie und da begegnet uns an Waldrändern vielleicht auch einmal die sehr ähnliche Primula acaulis, deren Stiele, sammt dem Kelche langzottig behaart, fast stets nur eine einzelne Blüthe tragen; aber sie ist seltener, besonders in Norddeutschland sehr zerstreut. Weit seltener noch freilich ist die röthlich blühende Mehlprimel (Primula farinosa), deren Blüthenschäfte, Kelche, sowie die Blattunterseiten wie mit weißem Mehl überpudert sind. Diese ist indessen auch gar kein Frühlingskind, sondern blüht erst im Juni und dann bis zum August. Auf feuchten Torfwiesen, allerdings sehr vereinzelt, ist sie in Norddeutschland zu treffen, während sie in den Gebirgen Süddeutschlands, auf der schwäbischen Hochebene und besonders in den Alpen immerhin ziemlich häufig vorkommt. Und nur auf alpinen Gebirgen, mit den Gebirgsflüssen zuweilen auch in die Ebene hinabsteigend, wächst zwischen Felsen und Geröll stellenweise die dunkeläugige schöne, seit frühem Mittelalter in unseren Gärten heimische Aurikel (Primula auricula). Endlich die kleinste, reizendste aller Primeln, die Zwergprimel (Primula minima), mit einzelnen, hellpurpurrothen Blumen, welche fein gestielt aus dem Schooße winziger, keilförmiger Blättchen zierlichst sich erheben, ist in Deutschland nur auf den höchsten Stellen des Riesengebirges zu Hause, vor Allem

auf der Höhe der Schneekoppe, und zwar da in solcher Fülle, daß deren kahler Gipfel vom Mai an mit tausend und aber tausend dieser zierlichen röthlichen Blümchen schmuck überblüht ist und dann den ganzen Sommer über mit ihnen prangt. Einzelne blühen hoch droben sogar bis in den October hinein, und noch der späteste Wanderer im Riesengebirge nimmt gern solch Blümchen von der Koppe mit heim, als deren letztes blühendes Andenken.

Unsere Ebenen und selbst die deutschen Gebirge, so reich an Primeln sie sind, stehen doch aber zurück gegen die alpinen Berghöhen. Hier waltet ihr frühes Geschlecht in noch ganz anderer Fülle, ist besonders viel artenreicher vertreten. Ja, die Frühlingspracht der Alpen hat nur geschaut, wer diese einmal im Schmuck ihrer Primeln sah. In alle Farben getaucht, in blassestes Gelb bis zum intensivsten Gold und Orange, vom zartesten röthlichen Anhauch bis zum brennendsten Feuer= und Blutroth, bis wieder in's prächtigste Violett, — so verzieren in mehr als zwanzig Arten ihre blühenden Büschel im Frühling alle Alpenmatten und lichten Alpen= wälder, blühen noch aus Gemäuer, Felsritzen und zwischen Geröll üppig und wundervoll hervor.

Hier vor Allem sind sie das blühende Frühlingszeichen!
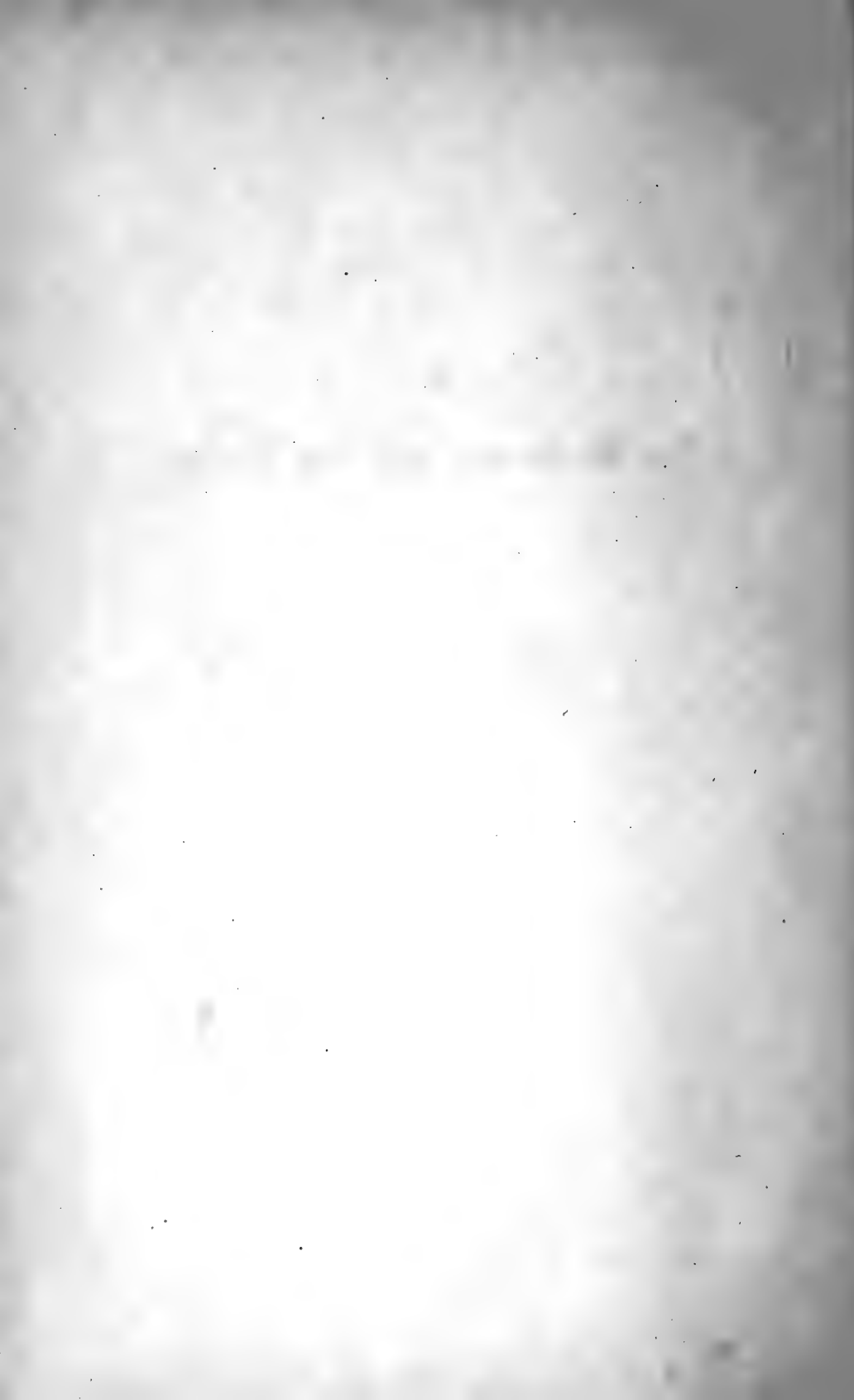
II.

Im Wald und auf der Haide.

———⬦•⬦•———

Wie wandert sich's durch einen Wald so traut,
Wenn nur die Wipfel noch von Sonne wissen,
Nur noch zuweilen eines Vogels Laut
Verhallt in ahnungsvollen Finsternissen.
Das Auge kann kein Thier des Wald's erkunden,
Ein Eichhorn nur erblick' ich in den Zweigen,
Es kam behend und still und ist verschwunden,
Die Einsamkeit des Waldes uns zu zeigen.
Und doch hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen,
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.

<div align="right">Lenau.</div>

Die Wälder sind der Stolz unserer Erde, und auch die unter ihren schattigen Wipfeln heimische Blumenwelt ist stolzer, edler, vornehmer als die meisten andern Pflanzen. Die aus lauschigem Waldesschooß in Erhabenheit aufsteigenden Laubbäume, als der großartige Hintergrund der idyllischen kleinen Blumen, heben außerdem deren zarte Schönheit noch bedeutsamer hervor; und das Lichterspiel, welches aus hohem Gezweige auf sie herunterzittert, so wie die mäßige Vertheilung von Licht und Schatten geben den Waldblumen all die behagliche Beleuchtung, welche dem Gemüthe so wohl thut. Der Wald gerade überrascht zugleich durch eine Mannichfaltigkeit seiner Blumenflor; es werden hier durch verschiedenes Maaß der Beschattung, in Folge davon auch der Feuchtigkeit, durch die dichtere oder geringere Bodendecke die verschiedensten Lebensbedingungen gewährt. Diese physikalischen Verschiedenheiten multipliciren sich wieder mit jeder eigenartigen Bodenbeschaffenheit; denn ein humussandiger Waldgrund hegt zum Theil ganz andere Pflanzen als der bruchige und moor= erdige, welcher wieder besondern Blumencharakter aufweist, und der kalkgrundige Wald deutet uns schon durch seinen auffälligen Reichthum an Orchideen eine wiederum eigenthümliche Vegetation an. Sollte diese Vertheilung nicht auch mit zum schönen Geheimniß der Waldblumen gehören?

1.

Der Frühlingswald.

———◦◦◦———

Der Wald gab uns das erste deutsche Frühlingszeichen:
das Schneeglöckchen auf dem Waldboden läutete den
Frühling ein, das Himmelsschlüsselchen sagte uns, daß
er gekommen ist. Aber schon ehe das deutsche Schneeglöckchen
aus dem Waldboden bricht, regt sich über ihm im noch laub=
losen Gezweige der Sträucher manch volles, reiches Blüthen=
leben.

Ja, im Februar blüht schon der ganze Wald! Schauen
wir zu den Haselsträuchern auf! All ihr Gezweige ist
schon voll goldstaubiger Blüthengehänge, von deren ver=
schwenderischer Ueberfülle das Gebüsch hie und da fast
undurchsichtig geworden ist. So stehen unsere Wälder in
Märchenpracht schon an der Schwelle des Jahres, wie solche
selbst im vorgeschrittenen Frühling und Sommer kaum ein
anderer Waldbaum noch Waldstrauch wieder offenbart. Diese
goldtroddeligen Kätzchen am Haselgezweige sind die männlichen
Blüthen, von denen getrennt die weiblichen aus wieder
andern Zweigstellen hervorbrechen, freilich nur wahrnehmbar
durch ihre Griffel, welche als kleine Purpurfädchen büschelig
aus einzelnen Winterknospen sich hervorstrecken.

Dann erwacht bald auch das zahlreiche Geschlecht der Weiden auf sonnigen Waldplätzen, sowie am Stromufer. Auch sie prangen mit purpurnen oder goldigen Blüthenkätzchen ohne Zahl, welche lange schon heimlich hervorbrachen, um zur Osterzeit im ersten warmen Strahl sich zu erschließen und vom summenden Bienenvolk umschwärmt zu werden. Keine herrlicher als mit ihren großen, wahrhaft goldigen Kätzchen die Palmweide, welche auch heilige Ehren genießt, da ihre Zweige beim armen Volk der katholischen Kirche die echten Palmen ersetzen, mit denen in Rom am Palmsonntag die höchsten Würdenträger der Kirche feierlich angethan sind. Nach der Meinung unserer heidnischen Ahnen hatten selbst die Götter ihre Freude an den so frühe blühenden Weiden und auch ihre Hand dabei im Spiele. Denn „wenn im Frühling die Bäume ausschlagen, kommt Freia, die Schloßfrau, aus ihrer unterirdischen Wohnung, streift mit der Hand den Blüthen= staub von den Weidenkätzchen und streut ihn in den sprudelnden Bach, der vorüberfließt. Schaarenweis fahren die Forellen aus der Tiefe und haschen nach der duftigen Leckerspeise. Dann pflanzt sie heilkräftige Blumen; zumal die Engelfüßchen und Anemonen, welche blühen, ehe sie Blätter haben, wachsen unter ihrer gesegneten Hand."*) Auch die Erle stäubt dann ihre langen Blüthentrobdeln aus, so daß bei jedem Schlag auf die Zweige gelbe zarte Wölkchen denselben entschweben; ebenso die Herlitze oder Kornelkirsche (Cornus mascula), welche auch in Gärten und Parkanlagen angepflanzt wird, ist von ihren winzig sternblüthigen gelben Dolden jetzt wie mit

---

*) Mannhardt, Die deutsche Götterwelt.

goldenem Blüthenschleier, überwoben und Tausende von Bienen summen und brummen in ihrem Gezweige. — Und alle diese mannigfachen Sträuche und Bäume blühen, ehe nur ein einziges Blättchen aus ihnen treibt. Es sind die blätterlos blühenden Sträucher der ersten Frühlingszeit, deren Blätter erst kommen, wenn die Blüthen längst verwelkt und abgefallen sind.

Aber auch unter den Bäumen, auf moosigem Waldgrunde, zwischen dem todten gelbbraunen Laube des vorigen Jahres erwacht frühe ein Blumenflor, an denen wir der Frühlings= lieblichkeit uns freuen können. Freilich, nicht alle solche frühesten Waldblumen wachsen in jedem Walde, sie gehören zum Theil zu den seltenen Pflanzen, aber die eine oder die andere wird man doch in einem nahen Wäldchen treffen. An trocknern Waldstellen äugelt vielleicht das blaublüthige März= oder Leberblümchen (Hepatica triloba) zu uns auf, wegen der Frühzeitigkeit auch das „Vorwitzchen" genannt. Vom Garten= beete her kennt es Jeder, dessen auch gefüllte und roth und weiß kultivirte großäugige Blümchen zu reichen Büschelchen beisammenstehen und im März sich erschließen, während die dreilappigen Blätter erst viele Wochen später hervorsprießen. Es ist ein echt deutsches Kind, welches im Frühling fast alle Vorberge unserer deutschen Kalk=Gebirge schmückt. Aber ein ausschließliches Gebirgskind ist es nicht, wie viele botanische Handbücher meinen; ich habe es auf Frühlingswanderungen in Nord= und Mittel=Deutschland in sehr vielen Wäldern der Ebene, oft massenhaft unter lichtem Gesträuch gefunden, in= sofern nur der Boden kalkhaltig genug war. Vielleicht, daß auch der Leser bei einiger Achtsamkeit es in irgend einem Wäldchen seiner Nähe entdeckt, um sich freudig zu gestehen,

wie prächtig es zur deutschen Waldnatur passe. Noch entzückter
aber dürfte er sein, wenn er an schattig-feuchten Plätzen auch
einmal die braunen großen ohrförmigen Blumen der selte-
neren Haselwurz entdeckte, die auf schlankem Stiele zwischen
dunkelgrünen, kreisrunden Blättern hervorragen; häufig sind
sie unter braunem, abgefallenem Baumlaub versteckt und daher
erst nach Beseitigung der Laubdecke zu finden. Er hätte
dann die besten Wunder der ersten Waldesflor zum Strauße
beisammen.

Der März ist vorbei! Im April, dem Eröffnungsmonat
des Blüthenjahres, wie das lateinische Wort aperire „öffnen"
es schon deutet, will auch der Waldesschooß nun voller sich
aufthun. Ja, wie unter Zauberschlag blüht es nach wenigen
warmen Tagen allüberall, wo vordem nur welkes Laub lag.
Voran das Geschlecht der Anemonen oder Windröschen,
besonders die Hainanemone (Anemone nemorosa), deren
schwarzbrauner, dicker Wurzelstock, wagrecht unter der lockern
Erde ruhend, schon im März langgestielte, dreitheilige Wurzel-
blätter trieb; nun erhebt sich auch der Blumenstengel mit
einem Wirtel dreitheiliger großer Hüllblätter, aus deren
Schooß eine köstliche, weiße, oft rosig angehauchte Blume
ragt. Aber nicht blos einzelne dieser holden Frühlingsblumen
kommen hie und da hervor; zwanzig bis hundert und tausend
stehen truppweise bald nebeneinander. Mancher große Wald-
platz, oft der ganze Boden lichter Laubwälder, ist von ihnen
endlos überblüht, — ein Anblick lieblichster Waldespracht in
Frühlingstagen. Moorerdige feuchte Wälder hegen auch wohl
die ähnlich gestaltete Ranunkelanemone (A. ranunculoïdes),
welche durch goldgelbe Blumen sich auszeichnet, deren meist

zwei bis drei aus einem Blattwirtel blicken. Bescheiden sprießt neben all diesen weißen oder gelben Anemonen das unscheinbare zarte Moschuskraut (Adoxa moschatellina), dessen in der Erde ruhender fleischiger, perlweißer, herzschuppig gegliederter Wurzelstock gleichfalls bereits seine Wurzelblätter trieb und nun kaum fingerhohe Stengel mit ähnlichen Hüllblättern zeigt, aus denen ein seltsames, gelbgrünes Blüthenköpfchen kurzgestielt ragt; einen unmerklichen Moschusgeruch könnten wir an demselben wahrnehmen.

Auch rothe und blaue Farben fehlen jetzt schon dem Blumenkleide des Waldes nirgends. An feuchteren Stellen bietet sie das Lungenkraut (Pulmonaria officinalis), dessen ansehnliche blauröthliche Blüthentrauben, auf rauhblättrigen Stengeln sich erhebend, im Frühlingswalde die Familie der Asperifolien schon vorführen. Vielleicht daß wir hier auch die herrliche Schwester, das schmalblättrige Lungenkraut (P. angustifolia) mit seinen wunderbar azurblauen Blumen entdecken, freilich eine hohe Seltenheit, welche außerdem durch botanische Raubsucht immer mehr aus den wenigen Wäldern noch verschwindet, deren Ruhm und Zierde sie ist. Das Waldveilchen, mit seinen hellblauen, großen Blumen, beginnt auch allerwärts nun hier zu blühen; die Frühlingswicke (Orobus tuberosus), dieser erste Schmetterlingsblüthler des Jahres, klimmt mit schneidig=breitgedrücktem Stengel, der sich aus hartknolliger Wurzel erhebt, voll immergrüner, paariger Blätter und rothblauer Blumentrauben, zwischen Gras und Gebüschen reichlich empor.

Welche Blumenüberschwenglichkeit! So märchenhaft geschmückt prangt der Waldboden in der That das ganze Jahr

nicht wieder. Die Zahl seiner Blumenarten ist freilich nur
klein, aber in einer Alles überblühenden Fülle bekleiden vor
Allem die Anemonen, durchsetzt von all dem anderen Geblüme,
jegliche lichte Stelle unserer Laubwälder. Ja, der April ist
die Paradieseszeit der Waldgründe.

Mit dem Mai wird laubvoller und blüthenreicher alles
Gezweige, grasiger und kräuterdichter der Waldboden. Stolzere,
höhere Waldblumen streben hie und da hervor. Die Erd=
beere blüht nun nebst ihren Anverwandten, weißen oder
gelben fingerblättrigen Potentillen. Die Maiblume und
deren Anverwandte, das Zweiblatt (Majanthenum bifolium)
und die Siegelblume (Polygonatum multiflorum), öffnen
ihre Silbertrauben; die giftige Einbeere (Paris quadrifolia)
und das nesselartige Bingelkraut (Mercurialis) treiben in
grüner Blüthentracht empor; Primeln, Goldnesseln,
mannigfache Ranunkeln und Habichtskräuter stolziren
mit licht= oder dunkelgelben Blumen einher. Die feinen
Silbersternchen des Waldmeisters überschleiern duftig dessen
üppige, wirtelblättrige Stengel. Aber an die blühende
Herrlichkeit des Frühlingswaldes mit seinen Anemonen reicht
selbst diese mannigfaltige, edle Maiflor nicht hinan.

Wiederum an lichten Waldplätzen und Waldsäumen blüht
der hellstrauchige, oft wenig über fußhohe, aber auch bis
meterhohe Seidelbast oder Kellerhals (Daphne meze-
reum), dessen purpur= oder pfirsichrothe Blüthen auch schon
im März vor den Blättern erscheinen und in Büscheln an
den Seiten der holzigen Stengel sitzen. Freilich ist diese
herrliche, auch lieblich duftende Frühlingszierde der Wälder und
gebüschigen Hügel eine sehr giftige Pflanze, aber freuen wir

uns getrost doch ihres Geruches, wir brauchen nicht zu fürchten, daß er uns schade. Besonders lichten Gebirgswäldern zugehörig, ist der Seidelbast doch auch in büschigen Wäldern der Ebenen nicht selten anzutreffen, wo er in seiner Frühlings= blüthe nicht übersehen werden kann, aber wir werden ihn, auch wenn er abgeblüht ist, allerorten leicht erkennen, indem der Stengel dann mit einem endständigen Büschel lanzettlicher Blätter besetzt ist und anstatt der Blüthen zum Sommer scharlachrothe, erbsengroße Beeren ihn verzieren.

2.

Der Schlehdorn.

Bäume und Sträucher des Waldes ragen im April noch laub= und blüthenlos in die sonnige Frühlingsluft, geben ihm noch immer jene winterliche Durchsichtigkeit; allmälig erst wird er vom zarten Grün der aufbrechenden Laubknospen licht und dann immer dichter verschleiert werden. Wenn sie im Mai endlich auch zu blühen beginnen, wissen zumal die Waldbäume bei ihrem erhabenen Ernste doch aber nichts von farbenschönem Blüthenkleide, womit die übrige frohe Pflanzen= welt sich schmückt. Unsere Eichen, Buchen, Eschen, Birken und Rüstern treiben nur unscheinbare grünliche Kätzchen, oder winzige grüne Becherchenbüschelchen, welche Mancher des= halb noch niemals beachtete.

Aber im Walde steht doch ein Strauch, und gerade schon im April, auch in weißer Blüthenherrlichkeit, so köstlich, daß wir gern wohl eine Weile davor stehen bleiben.

Das ist der Schwarz= oder Schlehdorn (Prunus spinosa). Als könnte er die Zeit gar nicht erwarten, steht unser Schwarzdorn mit Blüthen ohne Zahl schon da, ehe auch er noch grüne Blätter getrieben hat, welche erst in einigen Wochen sich entwickeln. Ein Bild der Blüthenüberschwenglich= keit prangt er dann, und das reine Weiß seiner blühenden Pracht sticht gegen den schwarzen Stamm und dessen schwarzes Gezweige so edel ab, daß selbst unsere deutsche Sprache das Schlehweiß oder Schlohweiß noch über das Schneeweiß stellt. Man muß im April solche Wälder, in denen der Schwarz= dorn weite Strecken überwächst, einmal geschaut haben, um das ganze Lob dieses unseres einheimischen Dornstrauches zu begreifen. Er beherrscht in seinen Blüthentagen schönheit= lich den ganzen Wald. Aber auch wo an Hecken oder Wald= säumen uns einmal ein einzelner solcher Strauch überrascht, bleiben wir unwillkürlich stehen und schauen in Frühlings= andacht ihn an. Das ganze Frühlingsleben auch vereinigt sich ja, wo ein Schlehdorn blüht. Metallblitzende Schwirrfliegen, Syrphiden und Bombyliden schweben im jungen Sonnenschein aus den Lüften herbei und saugen den frühen Nektar dieser Schlehblüthen; bunte Käfer ruhen berauscht dazwischen, ebenso die braune Künstlerin, die emsige Biene, nimmt Theil an dem sonnigen Frühlingsmahl.

Auch die Menschen kommen jetzt, um an dem Schwarz= dorn einen praktischen Antheil zu haben. Aber während die beschwingte Thierwelt sich mit leichtem Naschen begnügt, raufen

die Menschenhände womöglich den ganzen Blüthenschmuck her=
unter, würden nicht eine einzige Blüthe daran lassen, wenn
nicht die harten, spitzen Dornen der Plünderung einigermaßen
wehrten. Schlehenblüthenthee ist ein altes deutsches Heilmittel,
welcher um seiner blutreinigenden Wirkung willen, zumal im
Frühling getrunken, noch heute in guten Ehren steht, aber
besonders vormals überaus hochgehalten trug er dem Schwarz=
dorn die Zuneigung des Volkes ein. Gar Mancher hält
heutzutage außerdem noch auf die alte Sitte, die drei ersten
Schlehblüthen, welche er findet, zu genießen, um das ganze
Jahr über gegen das Fieber gesichert zu sein.

Das ist der Frühlingssegen unseres Schwarzdorn! Aber
er reicht uns auch einen Herbstsegen in seinen kugelrunden,
blauen Pflaumenfrüchten. Freilich schmecken sie in rohem Zu=
stande herbe, wie kaum eine andere Frucht auf Erden, und
erst durch einen frühen Herbstfrost wird ihr Geschmack etwas
gemildert. Sie sind eben weniger für den rohen Genuß ge=
schaffen, als für die Küche der verständigen Hausfrau, welche
besonders in früheren Zeiten die eingemachten Schlehenfrüchte
wohl zu schätzen wußte. Im Mittelalter waren sie in der
That eine überaus beliebte Delicatesse, der in manchen kuli=
narischen Berichten der Vergangenheit lobend Erwähnung
gethan wird.

Wir mögen diesen Dornstrauch indessen noch aus andern
Rücksichten schätzen. Ja, gerade um der trotzigen Dornen
willen, welche uns den Eingang in das Walddickicht verbieten
und manches Kleid auf ihrem Gewissen haben. Aber der
Schwarzdorn hat gerade dadurch auch sich nützlich zu machen
gewußt, daß er Dornen trägt. Er ist von der Natur, mit

dieser Waffe ausgerüstet, als ein Wächter des Waldes bestellt.
In seinem unzugänglichen Gesträuch und Gestrüpp können
zahllose Vögel ungestört ihre Nester bauen, und ein reichlich
mit Schwarzdorn bestandener Wald ist daher meist eine wahre
Vogelherberge, wo es singt und schmettert, ruft und flötet
aus zahllosen sangestüchtigen kleinen Kehlen. In unserer
Zeit, wo die Sänger in Wald und Flur immer mehr ver=
schwinden vor der überhandnehmenden Cultur, der Wälder=
vernichtung und Nachstellung, mögen wir des treuen Schwarz=
dorn uns deshalb herzlich freuen, auch wenn er nach Ablegung
seines blühenden Frühlingskleides vielleicht recht düster und
häßlich ausschauen sollte. Er ist ja eben ein rauher, ernster
Kriegsmann des Waldes, eine treue Landwehr und kann darum
neben seiner alltäglichen Rüstung nicht immer den Paradeschmuck
des Blüthengewandes tragen. Darum wird er auch in unseren
Feldmarken, Parkanlagen und Gärten als Gehege gern ver=
wendet, nebst dem ihm entfernt verwandten Weiß= und
Sauerdorn oder der Berberitze, welche, allesammt gleichfalls
mit scharfen Dornen oder Stacheln ausgerüstet, sich als solide
Hüter der von ihnen umgebenen Besitzthümer erweisen. Der
Schwarzdorn ist nur noch mehr als die letzteren ein freies
Naturkind, hat auch robusteren Charakter, weshalb er vor
Allem auf dem Lande als Umhegung beliebt ist, für die
Gärten der Bauern als lebendige Mauer verwendet, sowie
man ihn auch gern um die Weideplätze pflanzt, damit er die
Heerden von den Feldmarken abhalte.

Selbst sein düsteres, aber solides Holz ist vom deutschen
Volke nicht verachtet; es dient nach altem Herkommen dazu,
den Wandersmann auf seinen Wegen zu begleiten und ihn

zu schützen in mancher Gefahr. Ein guter Schwarzdornstock
war vordem der begehrteste Begleiter der deutschen Handwerks=
burschen, denn sein Holz ist zäh und eisern, es widersteht
nicht blos der Abnutzung, sondern bricht auch bei keinem
noch so wuchtigen Hiebe. Schwarzdornstöcke sind freilich auch
jetzt nicht außer Kurs gekommen und werden noch viel, sogar
äußerst sauber gearbeitet. Doch ein echter solcher, wie ihn
die deutsche Faust liebte, durfte gar nicht erst geschält und
polirt werden, sondern wie die Natur ihn in meist fingerdicken
Stämmen wachsen ließ, wurde er mit der schwarzen Rinde
genommen; die von den abgeschnittenen Aesten sichtbaren
Narben und Knorren machten ihn nur um so schöner und
tüchtiger in den Augen des deutschen Burschen. Man wußte
diesem Wanderstab auch eine besondere, jedoch natürliche Zierde
beizubringen. Wenn der junge Bursch von seiner künftigen
Wanderzeit träumend durch den heimischen Wald ging, so
suchte er sich im dichtesten Schwarzdorngehege einen recht im
Versteck wachsenden passenden Stamm aus. Doch er schnitt
ihn nicht alsbald ab, sondern setzte sich zu demselben nieder,
holte sein Taschenmesser hervor und schnitt in die Rinde
seinen Namen, seinen Heimathort und was er sonst von hübschen
Zeichen und Zeichnungen auf dem künftigen Wanderstabe sich
wünschte. Er verrieth Niemanden die Stelle; der Stamm
wuchs weiter, die Schnitte überwallten langsam, aber sicher,
und oftmals ging der Bursch hin und sah, wie es gerathen.
Wenn dann nach Jahr und Tag die Zeit gekommen war,
das Ränzel auf den Rücken zu nehmen, um in die Weite zu
wandern, dann eilte er zuvor in den Wald und schnitt sich
endlich den auserwählten Stamm herunter. Dessen Ende

wurde zu Hause in warmem Wasser erweicht und zu einem Krückhaken gebogen. Jetzt war der Wanderstab fertig, und mit trefflichen Narben stand darauf, was vordem bedeutsam auf ihm eingeschnitten war. Er war seinem Besitzer fortan lieb und werth und begleitete ihn als heimisches Wahrzeichen und treuer Genosse nun in die ferne Fremde mit hinaus.

Ja, ob es nicht ein edler Dorn ist, den der deutsche Wald hegt! Möge man ihn nicht blos achten, wenn er in seinem Frühlingsschmucke unter den noch halb schlafenden Eichenkronen erblüht ist, — nein, auch wenn er im schlichten Dornenharnisch, mit nur unansehnlichen Blättern begrünt, uns im Walde entgegentritt!

3.

Die Maiblume.

Der Mai ist gekommen! Buchfinke und Nachtigall sitzen auf hohem Gezweige, und weithin durch den Wald schmettert ihr helles Morgenlied. Was sie singen, klingt wie Maienluft. Alles ist Liebe, Freude, warmer Sonnenschein!

Da schallen auch Kinderstimmen durch den Wald: „Hier sind sie und hier wieder welche!" Was anderes denn als Blumen! Und im Mai müssen es Maiblumen sein zu duftigem Strauße. Auch wir finden wohl eine Freude daran, beim Wandern im Walde an einem Maitage uns einmal zu bücken nach dieser edelsten duftigen Waldblume.

Wählen wir aus der reichen Flor des Maiwaldes sie auch zu näherer Betrachtung uns aus. Wenn in dem Folgenden aber nur Anweisung gegeben werden soll, Maiblumen zu suchen, so dürfte dadurch der Leser doch ganz besondere Achtung vor dieser jungfräulichen Blume des Waldbodens bekommen. Sie zeigt bei genauerer Beobachtung ihrer Lebensweise Eigenthümlichkeiten, welche uns stille Bewunderung abnöthigen und einen tieferen Blick in die Geheimnisse der Natur selbst erschließen.

Die Maiblume, so allbekannt und allgepriesen ihr Name ist, möge vor Allem nicht für eine allerorten in Deutschland vorkommende, gleichsam gemeine Pflanze gehalten werden. Es gibt weite deutsche Landstriche, wo Waldungen genug vorhanden sind, aber durchaus keine Maiblume vorkommt. Das ist in der That räthselhaft, da doch die meisten anderen Waldblumen in keinem einzigen deutschen Walde vermißt werden. Wir möchten geradezu meinen, daß die Maiblume durch dieses sporadische Auftreten sich nicht den Vorwurf eines Waldunkrautes machen lassen wolle. Wo sie nun einmal erscheint, ist sie meist freilich in solcher Menge vorhanden, daß der ganze Waldboden mit ihrem edlen Geblätter überwachsen ist. Und diese Ueberschwenglichkeit gilt von gar manchem Walde unseres deutschen Vaterlandes. Aber der Preis des Maiblumenreichthums gebührt unter den Wäldern aller deutschen Gauen dem unweit des Harzgebirges gelegenen, botanisch auch außerdem hochberühmten Hakelwalde. Hier wächst sie in solcher Menge, daß die Umwohner sie gleichsam abernten und reichen Erwerb davon haben. Ein armer Waldbewohner, welcher nebst seiner aus mehreren Kindern bestehenden Familie

dort emsiges Maiblumensuchen betreibt, hat darin seine beste
Erwerbszeit im ganzen Jahr. Es werden zierliche Sträuß-
chen gebunden und jeden Tag so viel davon nach der nächst-
gelegenen großen Stadt getragen, daß der tägliche Gewinn
sich auf etwa neun Mark beläuft.

Die Maiblume ist übrigens eine ausschließliche Wald-
d. h. Schattenpflanze; in directem Sonnenlichte kommt sie ab-
solut nicht fort, im sonnigen Freien angepflanzt, geht sie baldigst
zu Grunde. Wunderbar freilich mag es scheinen, daß eine so
kräftige Pflanze den frohen Reiz des Lichtes nicht leiden mag,
an dem doch fast alle Pflanzenwesen so sehnsüchtig hängen,
unter dem sie doppelt schöner grünen und blühen. Es ist
ein Geheimniß, welches wir nicht deuten können. Nur ein
einziges Mal habe ich sie auf meinen botanischen Wande-
rungen allerdings auch an einem sonnigen Orte getroffen. Es
war in dem unweit Neuhaldensleben gelegenen Bischofswalde,
wo sie auf einer großen Waldwiese stand und zwar bis
hundert Schritt vom umgebenden Waldsaum entfernt sich in
die Wiese hineinzog. Doch nach meinen Erkundigungen er-
klärte sich auch dieses auffällige Vorkommen sehr einfach:
jene Wiese war noch vor etwa drei Jahren Wald gewesen,
und zwar genau bis zu der Stelle, wo die Maiblumen in
die Wiese hinauswuchsen. Wie sehr übrigens dieselben auch
hier den Verlust des Baumschattens spürten, war daraus er-
sichtlich, daß die im freien Lichte stehenden Pflanzen keine
Blumen trugen; dagegen unter einigen vom früheren Walde
zurückgebliebenen Birkensträuchern blühten fast sämmtliche Mai-
blumen. Der Fuß jeder dieser Birken war wie mit einem
duftigen Kranz dieser Kinder Flora's umwoben.

Die Feinfühligkeit der Maiblume gegen Licht und Schatten bietet noch weitere Ueberraschungen. Wenn sie nämlich Schatten begehrt, so doch nur in bestimmtem Maße, und ist der Schatten zu stark, so will sie da ebenso wenig blühen wie im Lichte. Unsere düstersten Schattenwälder nun werden von den Buchen gebildet. Durch die hohen, dicht an einander schließenden Wipfeldome eines Buchenwaldes zuckt kaum ein Strahl der Sonne hindurch; wie in grünem Zwielicht wandern wir durch die mächtig aufsteigenden Säulenhallen eines solchen Waldes, auf dessen Boden auch nur wenige Waldkräuter, wenngleich diese wenigen äußerst üppig, gedeihen. Auf dem Buchenwaldgrund ist der wohlriechende Waldmeister zu Hause und wächst dort voller, duftiger als an anderen Orten; manches Gras und einige bunte Blumen sind dem grünen Teppich noch eingewoben. Ja, auch die breiten Maiblumenblätter sieht man büschlig da und dort, aber sie haben da nur geblüht, als die Buchen noch klein waren und mäßiges Sonnenlicht durchließen; durch ihre tief kriechenden Wurzelstöcke hielten sie sich dann am Leben, doch habe ich auf allen meinen Wanderungen in hohem Buchenwalde nur äußerst selten eine blühende Maiblume gefunden.

Betreten wir aber einen nahen Eichwald! Ein solcher ist seinem ganzen Charakter nach aus ziemlich weit aus einander stehenden Bäumen zusammengesetzt, und die freien Zwischenstellen sind durch einzelne Haselgebüsche ausgefüllt. So sieht jeder echte Eichwald aus, und die Sonnenstrahlen dringen in frohem Lichtspiele bis zum blumenreichen Boden, über den nur hie und da das Baum- und Strauchgezweige leichten Schatten wirft. Nun, hier mögen wir Maiblumen

suchen! Hier ist der Ort, wo wir sie stets in schönster Blüthe
treffen werden. Der Eichwald eben ist ihre Heimstätte,
wo sie am üppigsten sich entwickeln und aus den Blätter=
büscheln ihre Silberglöckchen uns entgegenläuten.

Nun weiß der Leser, wo er Maiblumen pflücken kann!
Er begrüßt in ihnen zugleich ein zartes Geheimniß der Natur,
die jedes ihrer Blumenkinder auf eine bestimmte Stelle gewiesen
hat. Keines soll ja das andere hindern, im Kampfe um's
Dasein soll nicht die Mehrzahl von den Stärkeren verdrängt
und vernichtet werden.

4.

Unsere Waldbeeren.

Der Waldesschooß hegt aber nicht nur die edelsten deutschen
Blumen, auch alle unsere Beeren bietet er uns als erfrischende
köstliche Waldesgabe an.

Mit neidischem Auge pflegen wir Nordländer freilich auf
die gesegneten Striche des Südens zu blicken. Und allerdings
man braucht dazu nur einmal in Italien die Fruchthallen
durchwandert zu haben mit ihren aufgehäuften Massen süßester
Feigen, den saftigen Pfirsichen von Faustgröße, edlen Trauben
und vor allem den Apfelsinen und Citronen ohne Zahl. Ja,
kaum daß wir die Alpen übersteigen, locken uns die Limonen=
plantagen am Guardasee, die man vom Dampfer aus schon

genugsam übersieht, und köstlichste Fruchtbäume mancherlei, mit denen die ganze lombardische Ebene prangt. Wie erst im tiefen Süden! Die senkrechteren Sonnenstrahlen reifen alle die zahllosen, so ganz verschiedenartigen Palmenfrüchte, von der honigsüßen Dattel bis zur erquickenden Kokosnuß hoch in den herrlichen Wipfelkronen dieser edelsten Bäume, die Bananen, die Brodfruchtbäume.

Der Süden ist das Land der heiteren Lebensgenüsse. Was dagegen wir an geschätzten Fruchtbäumen haben, ist außer unseren mit der Zeit erst veredelten Holzbirnen, Holzäpfeln und Waldpflaumen fast Alles aus dem Süden erst zu uns gekommen, vermag darum auch noch immer manchen unserer Winter nicht recht zu überstehen und will manchen Sommer nicht reifen: die Aprikosen, die Pfirsichen, der Wein, der Nußbaum. Aber doch sind wir nicht so ganz übel daran. Größer und süßer mögen manche Früchte zwischen den Wende= kreisen sein, indessen wiederum die liebliche Säure unseres Obstes sucht man dort vergeblich und sehnt sich manchmal danach, in einen deutschen Apfel oder eine gewöhnliche deutsche Pflaume zu beißen.

Aber noch andere Früchte sind unserm Vaterlande eigen, auf keine Weise erst vom Süden herauf hergepflanzt; solche, mit denen die Natur bis in den hohen polaren Norden überhaupt die nördlichen Erdstriche, und bis in die unwirth= lichsten Höhen hinauf die Gebirge wahrhaft gesegnet hat, wo sie Palmen, Bananen und die mannigfachen Südfrüchte versagte. Das sind eben die Beeren, von deren unendlicher Menge und weiter geographischer Ausbreitung Mancher keine Vor= stellung hat und um deren Köstlichkeit der Südländer immerhin

uns beneiden kann. Unsere Labung sind sie in der Sommer-
zeit, ein fast unentbehrlicher Einkauf unserer Hausfrauen, eine
Würze der Mahlzeit und die reiche Erwerbsquelle für unsere
armen Gebirgsbewohner, deren Waldboden mit dem holzig-
stengligen und glänzendblättrigen immergrünen Gestrüpp über-
wuchert ist, welches den unendlichen blauen oder rothen
Beerensegen trägt. In ihnen erschaut der Vogel noch seine
frische Kost, wenn der Winterschnee alles Gesäme bedeckt.

Der Leser hat wohl schon von Gerichtsferien gehört, am
frühesten und frohesten freilich von Schulferien; aber vielleicht
noch nicht von Heidelbeerferien! Es gibt Ortschaften, in
denen diese aber so selbstverständlich sind, wie Ferien überhaupt,
und die Einwohner sich wundern würden, daß Jemand nichts
davon wisse. Sie sind aber nur süß für die Lehrer, welche
in dieser Zeit nichts zu thun haben, als darauf zu denken,
wie sie die Zeit hinbringen und deshalb ab und zu sich
selber der mühseligen Ferienarbeit der ihnen sonst anvertrauten
Jugend anschließen; nämlich vierzehn Tage lang Heidel-
oder Blaubeeren zu sammeln. Und zwar mitten in Deutsch-
land gibt es solche Ferien, z. B. in einigen Ortschaften der
Brandshaide, wo der Waldboden meilen- und abermeilenweit
von dem struppigen, fußhohen Heidelbeergesträuch überzogen
ist; im Juli prangt er derartig mit den blauen Beeren, daß
eben Schulferien nöthig sind, damit nur einigermaßen Ernte
gehalten werden kann. Jung und Alt, Vater, Mutter und
alle Kinder ziehen dann von früh an in den Wald; mit
hölzernen Kämmen streifen sie die Beeren ab und sammeln
sie so, bis der Abend kommt und der hurtigen Arbeit ein
Ende macht. Es ist eine mühevolle Arbeit, der Rücken

schmerzt von dem fortwährenden Bücken; doch ist's in der
Waldluft unter sonnebeschienenen Baumwipfeln auch ein lustiges
Thun in all der munteren emsigen Gesellschaft. Vor Allem
freuen sich die Leutchen, wenn dann der Handelsmann, welcher
im Dorf schon wartet und Alles mißt und aufkauft, den
klingenden Lohn ihnen einhändigt. Manches Kind dort in
der Brandshaide verdient während der Heidelbeerferien an
die sechzig Mark und ist die Familie groß, so schlägt sich
für dieselbe ein leidliches Sümmchen zusammen.

Darum liebt der dortige Dörfler das Heidelbeergesträuch.
Er betrachtet es gern vom Frühling an, sobald die scharf=
kantigen grünen Zweige sich mit jungen Blättern bekleiden;
es ist die Heidelbeere ja der einzige unserer Beerensträucher,
welcher seine Blätter im Herbst verliert und im Frühling sich
neu begrünt. Im Mai und Juni erscheinen in den Blatt=
achseln die fast kugligen weißen Blumenglöckchen mit röth=
lichem Anhauch, welche dem kelchgekrönten unterständigen Frucht=
knoten aufsitzen und die Ergiebigkeit des Jahres schon an=
deuten. Dann schmückt sich zum Tanze der Pfingsten die
Dorfschöne gern mit solch blühendem Heidelbeerzweige, welches
an Myrten erinnert, wie auch der lateinische Name Vac-
cinium Myrtillus die Heidelbeere auszeichnet.

Dieser Cultus findet sich freilich nicht überall; gar die
wirklichen Heidelbeerferien bestehen wohl nur an wenigen
Orten. Aber gerechtfertigt wären sie überall, wo in den
Ebenen ein ausgedehnter schattiger Wald, eine Haide sich hin=
zieht, ebenso in jedem Gebirgsdorf vom Harze bis herab zu
den Alpen, denn überall da sind weite Strecken mit Heidel=
beergestrüpp dicht bewachsen und warten nur auf pflückende

Hände. Wie sehr diese sich überall regen, ohne die Ernte doch ganz zu bewältigen, davon sagen uns die Wagenladungen, welche dann durch alle Städte kommen und den Bedarf der Hauswirthschaften für ein geringes befriedigen. Der Conditor verbraucht sie zu seinem Kuchen; die Hausfrau bereitet sie auf mancherlei Weise zu; wir genießen sie selbst in dem damit gefärbten Rothwein bei fröhlichem Mahl. Man braucht eben gar nicht in die Heidelbeerwälder zu gehen, sondern kann schon durch Berechnung dieses Consumes sich eine Vorstellung machen von den Milliarden Beeren, welche jährlich allein in Deutschland wachsen. Der Segen Gottes ist aber auch wirklich sichtbar daran, wenn es seine Richtigkeit hat, was eine alte Sage berichtet. Denn als Gott der Vater, heißt es, Kraut und Gras erschuf, wollte auch der Teufel etwas schaffen: er bildete die blauschwarzen Heidelbeeren und sprach über sie den Teufelszauber aus, Jeder müsse ihm verfallen sein, der davon esse. Aber das dauerte Gott und er fand ein Mittel dagegen; nämlich er setzte jeder Beere ein noch immer sichtbares Kreuzchen auf, wodurch nun der Teufelszauber wieder vernichtet war.

Aber es ist nicht Alles Heidelbeere, was ungefähr so aussieht. Das gilt vor Allem von der Krähenbeere, welche gleichfalls über den ganzen Norden der alten und neuen Welt bis über den Polarkreis weit hinaus massenhaft verbreitet ist, und zwar besonders in Torfbrüchen sowie an feuchten Gebirgsorten ihren Standort hat. Deren Beeren können allerdings in ihrer schwarzen Farbe und kugligen Gestalt mit der Heidelbeere gar leicht verwechselt werden; sie sind indessen mit blasserem Saftfleische erfüllt, und besonders ist das kurz-

ſtrauchige Kraut der Krähenbeere nicht zu verkennen, deſſen
mit ſehr ſchmalen und dichtgeſtellten Blättern beſetzte, nieder-
liegende reiche Büſchchen eher den Charakter des Haidekrautes
haben. Auch in Deutſchland kommt dieſe Krähenbeere genug-
ſam vor, und zwar in torfigen Haiden unſerer Gebirge, aber
auch faſt allerorten in den norddeutſchen Ebenen, und vorzüg-
lich an unſeren Küſten wächſt ſie mit ihren ſchwarzen Beeren-
trauben ſtellenweiſe gar maſſenhaft. Ein Segen für die
Menſchen iſt dieſe Krähenbeere aber in den eigentlichen Polar-
gegenden, in Nordgrönland u. ſ. w., wo ſie mit anderm Beeren-
geſtrüpp, Heidelbeeren und Brombeeren meiſt untermiſcht
reichlichſt vorkommt. Sie gedeiht üppig dort noch, wo kein
Baum höher als handhoch wird und an den Bau weder der
Kartoffel noch irgend einer Rübe oder eines Getreides mehr
zu denken iſt. Die Krähenbeere reift die arktiſche Sonne
noch hinlänglich als eine wohlſchmeckende Frucht, welche die
Natur dort auf den endloſen Strecken hervorbringt. Und
man weiß ſie zu ſchätzen. Von den dortigen Bewohnern
wird ſie emſig geſucht als ſüße Erquickung und als Abwechſe-
lung in dem ſonſtigen Einerlei der armſeligſten Lebensweiſe.
Ja, aber nicht nur mit der Beere, auch mit dem holzigen
Geſtrüpp dieſer immergrünen Pflanze wiſſen die polariſchen
Bewohner zu rechnen; ſie raffen es haufenweiſe zuſammen
und laſſen es ſich zur Streu ihres Lagers, vor Allem aber
als unſchätzbares Brennmaterial dienen, in einem Lande, wo
außer der Birke und Weide kein Baum gedeiht und dieſe
ſelbſt nur dem Namen nach als Bäume noch gelten können,
indem ſie wenig über handhoch ſich über den Boden erhebend
das Beerengeſtrüpp oft kaum überragen.

Da jene Gegenden nur spärlich bewohnt werden, sind un=
geheure Strecken dort mit den Beeren überkleidet, ohne daß
Menschenhand sie pflückte. Aber auch da gilt das überall in
der Natur befolgte Wort: sehet zu, daß nichts umkomme!
Wenn der kurze Sommer sich dort neigt, so prangen viele
Haiden mit dem vollen Beerenschmuck noch fast unberührt,
denn zum großen Theil sind auch die Vögel schon weggezogen,
dem Süden zu. Die Beeren können deshalb völlig ausreifen;
haben sie die Ueberreife und Süßigkeit erlangt, so fällt aber
der Schnee, dessen schimmernde weiße Decke legt sich hüllend
darüber und bewahrt sie den ganzen Winter hindurch. Im
neuen Frühling kehren die wandernden Vögelschaaren nach dem
Norden zurück, und siehe, sie finden unter dem schmelzenden
Schnee in den nordgrönländischen und nordasiatischen Fluren
ihren Tisch nun reichlich gedeckt und gierig fallen sie darüber
her. Die wenigen Monate ihres polarischen Aufenthaltes
können sie somit in Herrlichkeit und Freuden leben, und fett
geworden von dieser leckern süßen Kost ziehen sie endlich
wieder fort. Sie kommen dann zu uns, und wenn auf ihrer
Wanderschaft über unsere Länder hin das Rohr des Schützen
diesen oder jenen Vogel erlegt und er schließlich auf unsern
Tisch kommt, so weiß sich's wohl Mancher nicht zu deuten,
daß aus dem unfruchtbaren Norden ein so fetter Bissen zu
uns kommen konnte. Die Hausfrau, welche denselben treff=
lich zuzubereiten weiß, bringt dazu als Eingemachtes vielleicht
auch diejenigen köstlichen rothen Beeren selber, welche nicht
minder als Heidel= und Krähenbeeren dem nun gebratenen
Vogel einst so trefflich gemundet haben. Das sind die
Preißelbeeren oder diesen nächstähnlichen Moos= und

Rauschbeeren, welche gleichfalls in Mittel= und Nordeuropa, im russischen Asien und in Nordamerika bis in den polaren Norden sich finden und von denen besonders auch die Preißel= beere oft weite Strecken überzieht, bald für sich, bald mit den andern immergrünen Beerensträuchern durcheinander.

Schon der Name der Preißelbeere scheint zu sagen, daß bei uns wenigstens ihr der Preis unter den immergrünen Beerengebüschen zuzuerkennen sei. Wodurch auch wollten wir im Winter für manche Tischmahlzeit diese herbsäuerlichen Beeren ersetzen, oder welche erfrischendere Zukost könnten wir dem Kranken bieten? Ja, welche Frucht giebt es, die uns so fast voll entschädigte, wenn einmal alle Baumobstfrüchte mißrathen sind? Scheint doch ein in den Gebirgen vielfach verbreiteter Volksglaube auch wirklich nicht ohne Grund zu sein, daß in Jahren, wo die Preißelbeeren reichlich gedeihen, das Obst in den Thälern fehle; etwa das obstleere Jahr 1871 hatte einen Reichthum an jenen Beeren, daß sie selbst trotz der unermeßlichen Nachfragen noch immer nicht zu hoch im Preise gingen. Aber um sie zu lieben, noch beim lachenden An= blick ihres eingemachten Zustandes alsbald gleichsam wie Wald= und Bergluft um uns wehen zu fühlen und dadurch den Genuß jedes Mahles, bei dem sie miterscheinen, poetisch zu erhöhen, — dazu muß man sie im wilden, zerklüfteten Ge= birge oder in Wäldern und Haiden einmal gesehen haben. Ihr starkverzweigter, meist nur fußhoch aufsteigender und Ausläufer treibender Stengel ist mit den länglichrunden gelb= grünen, unterseits punktirten Blättern immergrün besetzt; an den Stengelgipfeln bilden die weißröthlichen Glockenblümchen eine hängende dichte Traube, bis im Juli oder August an

Stelle dieser zierlichsten Blümchen die scharlachrothen Beeren treten und nun das ganze Pflänzchen durch die Farbe der Blätter, sowie der Früchte an einen blühenden Granatbaum erinnert. Dabei steigt Strauch neben Strauch aus dem trocknen steinigten Boden hervor und bildet weite Fluren; oder an der abschüssigen nackten Felswand, unter welcher der schäumende Gebirgsstrom saust, hängen malerisch einzelne Büsche aus den Gesteinsritzen herab und mit ihrem vom Blattgrün köstlich sich abhebenden Korallenroth steht der ödeste Felsen herrlich geschmückt. Die Poesie und der Segen zugleich spricht zu uns bei diesem Anblick, und es haben die Bewohner der Gebirge dieser Empfindung vielfach auch Ausdruck gegeben in ihren Sagen und Sitten. Wir wandern durch die österreichischen Alpen, und ein Muttergottesbild steht einsam an dem vielbetretenen Felsenpfad; der fromme Sinn der katholischen Gebirgsbewohner hat die Madonna und andere Heilige am Wege fast immer mit Kränzen und Sträußen geschmückt; selten vermissen wir dabei das Preißelbeerreis. So kunst- und schönheitswidrig oft genug das am Bergwege zur Andacht einladende Heiligenbild geschnitzt oder gemeißelt ist: in dem reizenden, immergrünen, mit scharlachrothen Beeren leuchtenden Schmuck, zu dessen Beschaffung die fromme Verehrerin sich nur umher am Waldboden umzusehen braucht, um genug zu pflücken, in diesem Schmuck schauen die Heiligen voll natürlicher Anmuth in die stille Berglandschaft hinaus. Auch die Namen „Muttergotteskirsche" oder „Liebfrauenstrauch" deuten die Vorliebe zu dieser Verwendung an; die Gebirgssage weiß diese Bezeichnung in liebenswürdigster Weise sogar zu deuten, wenn sie uns von der heiligen Jungfrau selber

einen Zug edler Milde erzählt. Denn als ein Klausner einst sie um erquickendes Obst für die armen Bergbewohner anflehte, an dem die Menschen drunten im Thal doch so reichen Ueberfluß hätten, da habe sie den Kranz, welcher ihr Haupt schmückte, abgenommen, habe ihn aufgelöst und segnend über die Berge weithin verstreut. Daraus sproßten nun alle die Sträuchlein auf und wurden voll Beeren, mit denen sich Hügel und Gestein rötheten. Der Wanderer, dem ein frommes Kind treuherzig so erzählt, sucht sich wohl selber einen beeren= reichen Zweig, steckt ihn auf den Hut und nimmt ihn als Bergesgabe mit heim, da in der heimathlichen Ebene die Preißelbeere fast nirgends wohnt.

„Diesmal sind es aber keine Preißelbeeren, sondern das sind Moosbeeren!" hat der Leser vielleicht schon einmal hören müssen, wenn als Compot eingemachte Beeren auf den Tisch gebracht wurden. Dieselben haben die gleiche rothe Farbe, und auch den herbsäuerlichen Geschmack, sind nur etwas größer. Auch diese Moosbeeren sind ein Handelsartikel. Jeder hat deren preisende Anzeige schon gelesen. Aber wenn Jedermann die Heidel= und Preißelbeeren draußen hat wachsen sehen: von der Moosbeere können sich sicher nur Wenige dessen rühmen. Denn nicht etwa zwischen den dunkelgrünen Moospolstern unserer Wälder wohnt sie, wo sie dem acht= samen Waldspaziergänger oder Gebirgswanderer nicht hätte entgehen können; überhaupt nicht in Wäldern wächst sie. Freilich auf Moos wohl, wie ihr Name besagt, aber nur in den Sümpfen und da auch einzig auf den bleich=weißgrünlichen oder röthlichen weichen Schwamm=Massen der eigenthümlichen Torfmoose, welche über dem bebenden Schlamm oder Moor

die trügliche Decke bilden, nur hie und da auch an festeren feuchten Sumpfstellen, welche für unsere Füße gefahrloser zu betreten sind. Da verirrt selten Jemand sich hin; aber es jubelt über ihren prächtigen Anblick auf, wer sie dort einmal erblickt. Wenig Pflanzen gleichen an Zierlichkeit und Schön= heit diesen Moosbeerpflänzchen. Ihr fast fadendünner zäher Stengel liegt langhin ausgestreckt und vielverzweigt, wie Myrtenblätter muthen seine dunkelgrünen, glänzenden, leder= artigen, auf der Unterseite blaugrünen Blätter uns an; aus dem Gipfel jedes Aestchens sprießen auf röthlichen Stielchen die in blasses Purpurroth getauchten Blumen mit zurück= gebogenen Zipfeln hervor, welche nach Farbe und Bildung an die Blüthe der Alpenveilchen erinnern. Diese Lieblinge jedes Botanikers finden sich aber auf fast jedem größern Torf= moor und da meist so massenhaft, daß es ein lohnendes Ge= schäft für die umwohnenden Dörfler ist, die etwa zum Sep= tember reifenden großen Beeren für den Verkauf zu sammeln.

Wohl noch manche andere Beerensträucher mit immergrünen Blättern kommen in unseren Wäldern vor, aber sind so selten, daß sie kein bei uns anerkanntes Nahrungsmittel ausmachen. Wer kennt etwa die Bärentraube, welche nach Stengel, Laub, Blüthe und Frucht auf den ersten Blick den Heidelbeeren oder Preißelbeeren gleicht und deren blauschwarze oder rothe Beeren oft genug und zwar ohne Schaden mit ihnen ein= gesammelt werden mögen. — Der deutsche Wald hat freilich außerdem der Beeren noch gar mancherlei. Freilich eßbar sind solche nicht alle! Auch unsere Maiblumen prangen ja im Sommer mit scharlachrothen, großen Beeren. Der in fast allen unseren Laubwäldern zwischen Gebüsch kletternde

Jelängerjelieber mit den duftigen Blüthensträußen zeigt uns im Sommer weiche rothe Beeren. Aber diese und andere haben nur faden, wässrigen Geschmack, Niemanden verlangt nach ihrem Genusse. Andere Waldkräuter tragen sogar giftige Beeren; das seltsame Vierblatt (Paris quadrifolia) erfreute uns im Mai durch seinen Stengel mit den vier kreuzweise ausgebreiteten großen Blättern und der einzelnen, kurzgestielten grünen Blüthe. Im Sommer sehen wir an Stelle der letzteren eine blauschwarze große Beere, welcher diese Pflanze auch den Namen Einbeere verdankt. Versuchen wir nicht, sie zu genießen, denn sie ist giftig. Oder in steinigten Gebirgswäldern treffen wir stellenweise in Menge die hochkrautige Belladonna, deren glänzendschwarze, kirschartige Beeren die sogenannten Tollkirschen sind, eins unserer furchtbarsten Pflanzengifte.

Aber auch manche edle Beere noch reift in unseren Wäldern. Welcher Beerensegen ist vornehmlich in den Himbeeren, den Brombeeren weit bis in den Norden hin in allen Laubwäldern ausgeschüttet; rechnen wir dazu die Johannis- und Stachelbeeren, und als duftige Gabe des Waldes die Erdbeere: dann wird man nicht mehr den nordischen Boden schmähen, als ob er an köstlichen Früchten hinter dem Süden ganz zurückbleibe. Und wenngleich der Rebstock seine Beere, diese „Quintessenz vom Sonnengold und Erdenblut, ja des Höchsten und Geheimsten, was das Erdenleben bietet", über Norddeutschland hinauf nicht mehr reift: so weiß doch aus den genannten Beeren der Grönländer sich ein berauschendes Getränk noch zu bereiten, das ihn wie der Saft der Bacchusbeere in seiner grimmigen

Winterkälte erwärmt, und wenn in festlicher Stunde der Becher einmal reichlicher kreist, ihn auch sein kümmerliches Loos auf kurze Zeit selig vergessen läßt.

~~~~~~

5.
Zwischen Himmel und Erde.

Der Wintersturm braust durch den Wald und schüttelt die Stämme der hohen Birken und uralten Espen. Von Frost und Unwetter getrieben beflügeln wir unsere Schritte. Aber plötzlich bleiben wir verwundert stehen. Mit dem heulenden Sturm und den ächzenden Aesten um die Wette ertönt hoch oben aus den Baumwipfeln das Geschrei zahlloser hin und her flatternder Vögel; diese sind in emsiger Beschäftigung, fliegen von Zweig zu Zweig und vollführen dabei einen Lärm, der noch das Tosen des Unwetters überstimmt und in der Einsamkeit des Waldes einen seltsamen Eindruck macht.

Um was sie sich streiten, was sie so beschäftigt? Das Geäste der laublosen Bäume bemerken wir stellenweise von frischgrünen Laubklumpen durchsetzt, welche als eine Colonie von Nestern erscheinen möchten. Ob ein häuslicher Streit in dieser Nestercolonie ausgebrochen ist?

Aber es sind keine Nester! Es sind bei näherer Betrachtung kräftiggrüne originelle Büschel oder Büsche, welche an den laublosen Aesten droben festgewachsen hie und da die ganze Baumkrone dick durchwuchern. Wir sehen am Boden

umher und finden auch zerstreut einige abgerissene Zweige jener wunderlichen Büsche, — sei es, daß der Sturm, sei es, daß die Vögel sie losgebrochen hatten. Frische grüne Blätter sitzen, je zwei gegenüber, an den ebenso grünen, robusten Stengeln, welche mehrfach gablig verzweigt sind. Ein seltsames Wintergewächs! Aber ebenso wundersam sind die stiellos daran sitzenden weißen großen Beeren. Und diese innen klebrigsaftigen Winterbeeren eben haben jene Vögelschaaren in so große Aufregung versetzt. Die winterhungrigen armen Thiere freuten sich, in den Baumwipfeln noch einen reichen Wintertisch gedeckt zu finden; und nun fliegen sie lärmend umher, die Kost zu verzehren, hacken, picken und verjagen einander schreiend, wenn sie am nämlichen Beerenbüschel zu= sammenkommen. Dies Gewächs ist die Mistel, das einzige wahre deutsche Schmarotzergewächs auf Bäumen, welches der höher organisirten Pflanzenwelt angehört, ein immergrünes, winterlebendes Gewächs.

Ueber wenige andere Pflanzen sind aus alter, und zwar uralt heidnischer Vorzeit so viele und so heilige Ueberlieferungen uns erhalten, als gerade über die Mistel. Da sie mit keiner Wurzel die Erde berührt, galt sie als den Göttern heilig, wurde darum mit heiliger Scheu geehrt und geachtet. Wenn die alten Druiden die Mistel von den Bäumen holen wollten, mußten zuvor etliche Ceremonien und Opfer geschehen; nun stieg der Priester in weißen Kleidern auf den Baum, schnitt sie mit „einem gülden Waffen" herab, dann wurde die Pflanze in einen weißen Mantel geschlagen, und es begannen wieder Ceremonien und ein Gebet, daß „Gott solchem Gewächs sein krafft wolte lassen". Es mußte, wie andere Berichte

erwähnen, am sechsten Tag nach dem Neumond geschehen, und der Druide, welcher die Mistel herabgeschnitten, überreichte dieselbe dem Oberpriester. Nun half sie gegen alle Gifte und Krankheiten, vermochte unfruchtbare Thiere fruchtbar zu machen; Diebe konnte man damit festbannen, als Wünschel= ruthe sich ihrer bedienen. Den Baum selber, auf dem sie wächst, schützt sie gegen Blitzschlag,

Nach nordischer Mythe galt die Mistel allerdings auch als ein Werkzeug des Bösen, insonderheit des tückischen Gottes Loki, und wurde in diesem Sinne zu Zauberkünsten benützt. Nämlich der Sonnengott Baldur war allen Göttern so werth, daß Odin und Freia sämmtlichen Thieren, Pflanzen, Steinen und Elementen einen gewaltigen Eid abnahm, sie wollten nimmer dem geliebten Baldur schaden. Sie leisteten diesen Eid. Aber im Osten von Walhalla wuchs auf einem Baum der „Misteltein", der von der Eidverpflichtung tief im Laub versteckt nichts vernommen hatte. Das wußte ein Feind Baldur's, nämlich der böse Loki, zu benützen. Denn als einst die Götter sich im Spiel damit belustigten, auf Baldur den unverwundlichen Speer zu werfen, reichte Loki dem blinden Hödur einen Pfeil aus Mistelholz; er richtete Hödur's Hand, und getroffen sank Baldur mit der Todeswunde nieder. — Was will diese schöne Sage wohl anders bedeuten, als daß die Mistel immer noch grünt, wenn die Sommerszeit, deren Sinnbild in der nordischen Mythologie Baldur war, dahin= geschwunden ist.

Wir lächeln darüber. Aber nicht minder geheimnißvoll und poetisch erscheint uns diese Wunderpflanze bei schlicht naturwissenschaftlicher Betrachtung.

Seltsam, daß es eine Pflanze gibt, die nicht auf der
Erde, sondern auf den lebenden Aesten eines Baumes wurzelt,
ja und nur da! Ich selbst habe alle möglichen Versuche an=
gestellt, ihre Samen in der Erde zum Keimen und Wachsen
zu bringen. Aber vergeblich; sie keimen da so wenig, als
andere Pflanzensamen dahin zu bringen sind, in Holz Wurzel
zu schlagen. Aber bei feuchter Luft auf einen Baumast ge=
bracht, tritt das Keimwürzelchen aus dem Mistelsamen bald
hervor, und es senkt sich regelrecht in die Rinde, wenngleich
anfangs so wenig, daß man es hätte wieder wegnehmen können.
Wenn die Pflanze größer wird, treibt die Wurzel immer
mächtiger in das Holz, verwächst mit demselben schließlich
so eisenfest zusammen, daß man die Pflanze abreißen kann,
ohne daß die Wurzel sich heraushebt. Ja, wie eingeimpft
in den Ast erscheint sie uns, daß wir kaum meinen, eine
Wurzel derselben sei in dem Holz vorhanden. Wir über=
zeugen uns davon erst, wenn wir das Aststück zerschneiden.
Unverzagt thront darum die robuste Mistelpflanze hoch auf
den Gezweigen des Baumes. Die Stürme zerzausen sie zu=
weilen und reißen Stengelstücke herunter; aber sie selber bleibt
fest gegründet droben sitzen, wofern nicht der Baumast selber
der Gewalt des Windes erliegt. Sie ist eben von Natur
ein Schmarotzergast, der mit dem reichen Wirthe steht und
fällt. Doch wie gelangt sie zu ihm? Meist durch Ver=
mittelung eines harmlosen Vögelchens, das den harten Samen=
kern einer solchen Beere unverdaut und unverdorben mit
seinem Koth wieder von sich gab; er bleibt mit demselben
an dem Zweige haften, gleich in fruchtbaren Dung gehüllt.
Der Same keimt, und der Baum mag anfangs des schmucken

Gastes sogar sich freuen, der ihm im weißen öden Winter
sein immergrünes Laubwerk leiht. Dachte er aber daran,
daß das Pflänzchen, welches so bescheiden bei ihm zu Tische
saß, sich vergrößern werde, und zwar auf des Baumes eigene
Kosten? Ja, der Baum muß es endlich spüren, daß der
Gast übermächtig geworden ist, denn je lebenstrotzender der
Schmarotzer wird, desto mehr siechen die Aeste des Baumes
und ihr Wachsthum hört schließlich völlig auf. Der ganze
Baum stirbt zwar nicht gleich, denn sein Vegetationsleben
hört nicht alsbald auf; aber er wächst nicht mehr, seine Säfte
und Kräfte haben einzig noch den üppigen Gast zu ernähren.
Endlich erträgt der Baum es nicht mehr, und dann gehen
absterbend Wirth und Gast zugleich zu Grunde.

Der durch die Mistelpflanze so angerichtete Schaden ist
zwar so bedeutend nicht, da sie sich gewöhnlich nur ab und
zu einmal in einer Waldung, auf Chausseebäumen oder in
Obstplantagen findet. Aber ich habe auch schon ganze Wald=
partien gefunden, in denen fast Baum für Baum von dem
mächtigen Unkraut bis hoch in die Wipfel durchwuchert war.
Wenn die Mistel auf edlern Obstbäumen sich einmal zeigt,
so kann sie übrigens zu rechter Zeit meist mit leichter Mühe
weggeschnitten werden.

Während in Deutschland nur die weißbeerige Mistel
(Viscum album) vorkommt, findet sich schon in Frankreich
und im nördlichen Italien noch eine andere auf den Bäumen:
eine Art mit blauen Beeren. Auf den Oelbäumen des heili=
gen Landes prangt die Kreuz=Mistel mit rothen Beeren.
In den Wäldern Jamaika's schmarotzt auf mannigfachen
Bäumen mit safrangelben Beeren die Safranmistel, und

in Nordamerika kommt gar eine Mistel mit purpurfarbigen Früchten vor. Die Blüthe aber ist bei allen Arten, auch bei der deutschen weißbeerigen Mistel, unscheinbarer als bei fast irgend einer andern Blüthenpflanze. Sie besteht nur aus einer ungestielten vierzipfligen gelbgrünen Hülle, welche in den Blattwinkeln sitzt und im Frühling sich erschließt, so schlicht, daß nur das Auge des Botanikers sie beachtet. Ein besonderer Charakter derselben ist übrigens, daß weibliche und männliche Geschlechter nicht einträchtig in derselben Blüthe beisammen wohnen, sondern wie in Vornehmheit getrennt auf verschiedenen Stämmen. Daher kommt es auch, daß die einen Pflanzen im Herbst reich gesegnet mit Beeren prangen, während die männlichen völlig leer erscheinen. Doch wiederum nicht dem ganzen Geschlechte der Mistelgewächse fehlt die Blüthenherr= lichkeit; ja, die verwandtliche Gattung der südlichen Riemen= blume (Loranthus) entwickelt eine farben= und formenreiche Blumenpracht ohne Gleichen: hochfarbige röhrige Blüthen hängen malerisch zwischen derben grünen Schmarotzerbüscheln auf den hohen herrlichen Waldbäumen und schmücken diese oft wunderbar. Eine Art (Loranthus europaeus) mit orangen= gelber Beerentraube kommt selbst schon in Deutschland vor, speciell bei Teplitz am Galgenberge auf Eichen schmarotzend. Die übrigen gehören alle den heißen Strichen anderer Erd= theile an, und als schädlichste Schmarotzer hausen viele derselben dort auf den Bäumen; insonderheit manche Berichte aus Brasilien reden von umfangreichen Pomeranzen= oder Kaffee= plantagen, die oft durch die Loranthusmistel nahezu verwüstet werden, — und zwar durch seltsame Vermittelung einer Drossel! Diese Vögelchen finden häufig in großer Menge

auf diesen edlen Plantagen sich ein, um an den Schmarotzer=
beeren sich gütlich zu thun; sie streifen, in Ueberfluß schwelgend,
die ihrem Schnabel lästig anhaftende kleberige Beere an den
nächsten Aesten ab und tragen andererseits durch ihren Koth
deren Samen oft über weite Strecken, so daß in rascher
Zeit die Kaffee= und Pomeranzenbäume nah und fern mit
Mistelbüschen versehen sein würden, wenn nicht die Menschen=
hand die Bäume wieder befreite. Nach den Mittheilungen
brasilianischer Pflanzer müssen deshalb oft viele hunderttausend
Bäume einzeln gereinigt werden, wofern man nicht die ganzen
Plantagen will verkommen lassen.

Welche innige Beziehung aber auch hiebei zwischen den
Vögeln und der Mistelpflanze! Sie sind auf einander ange=
wiesen nach dem Plane der Schöpfung; das Wohlsein der einen
hängt von der Hilfe der andern ab. Auch von einer noch
andern Beziehung der Mistelbeere zu den Vögeln wissen die
Menschen, und zwar insonderheit die klugen Vogelfänger.
Wenigstens ist es eine volksthümliche Kunde, daß aus dem
klebrigen Beerensaft der Vogelleim bereitet werde. Diese
Meinung, welche schon Plinius aus dem grauen Alterthum
berichtet, hat sich überliefert von Geschlecht zu Geschlecht.
Doch scheint diese Benutzung der Mistel auf einem Miß=
verständniß zu beruhen. Besonders der praktische Natur=
forscher Lenz hatte das Verdienst, die Thatsache zuerst zu
bezweifeln und zu sagen: „wir wollen's doch einmal probiren!"
Er hat auf alle mögliche Weise den Mistelsaft behandelt, ihn
roh eintrocknen lassen, ihn auch durch Kochen eingedampft.
Aber immer blieb derselbe sehr flüssig, etwa wie eingekochter
Obstsaft, so daß an damit bestrichenen Leimruthen nicht ein=

mal eine Fliege, geſchweige denn ein Vögelchen kleben blieb.
Die Erklärung liegt vielleicht darin, daß der alte römiſche
Plinius, von welchem die Ueberlieferung durch die Jahr=
hunderte ſich weiter vererbte, gar nicht unſere weißbeerige
Miſtel gemeint hat, ſondern den beſonders in Italien auf
den Bäumen häufigen Loranthus, deſſen Beeren zum Vogel=
leim geeigneter ſein mögen.

Ganz auffälliger Weiſe bietet unſere Miſtel auch in noch
anderer Beziehung geſchichtliche Räthſel. Nämlich von dieſer
im deutſchen Alterthum vielfach genannten Pflanze wird in
faſt allen alten und uralten Ueberlieferungen erwähnt, daß
ſie ſpeziell auf Eichen wachſe. Allerdings wird ſie auch als
auf der Ulme oder dem Birnbaum befindlich erwähnt, und
zwar habe ſie je nachdem beſondere Eigenſchaften; ganz be=
ſonders zu beachten ſeien auf Haſelſträuchern vorkommende
Miſtelpflanzen, denn unter ſolchem Strauche ſei ſtets ein
Schatz verborgen.

So unzählige Mal und in ſo verſchiedenen Gegenden ich
ſelbſt die Miſtel getroffen habe, muß ich doch für meinen
Theil bekennen, ſie nie an Eichen entdeckt zu haben. Zu=
meiſt fand ich ſie auf Birken, Pappeln, Birn= und Apfel=
bäumen, ſelbſt auf Nadelhölzern. Aus dem Munde anderer
Botaniker weiß ich allerdings, daß denſelben die Miſtel einige
Male auch auf Eichen vorgekommen ſei. Aber wie ſelten
das der Fall, bekundete eine Naturforſcher=Verſammlung vor
Kurzem, in welcher ein angeſehener Botaniker, der ſich ſpeziell
für dieſe Pflanze intereſſirte, Jedermann bat, ihm Nachricht
von allen etwa zu entdeckenden Fundorten auf Eichen zu=
kommen zu laſſen. Selbſt in England, wo ſchöne alte Eichen

so hoch geschätzt werden und der Mistelzweig in der Volks=
sitte eine so bedeutende Rolle spielt, hatte der Botaniker
Dr. Henry Bull nur sieben mistletoe-oaks nachweisen können.
Etwas reichlicher soll sie nach einem Berichte aus dem öst=
lichen Polen daselbst auf Eichen vorkommen. Ob die Vorzeit
sich vielleicht auch hierin einer Verwechselung mit dem Loran=
thus schuldig gemacht hat? Ist dieser aber doch leicht zu
unterscheiden, indem er im Winter seine Blätter verliert.
Oder ob die Mistel selbst sich mit der Zeit auf andere Bäume
gewöhnt hat? — Das ist ein Mysterium mehr, welches die
an sich schon so originelle Pflanze geheimnißvoll interessant
macht.

6.

Streifereien im Nadelwalde.

Nur den Laubwald, mit seinen laubigen Wipfeln und
blumigen Gründen betraten wir bisher. Solcher Laubwald,
wie ihn auch die Minnesänger einst besungen haben, mit dem
Lichterspiel in den Zweigen, dem frischen Duft, den hellen
Vogelstimmen, ist aber in manchen Gegenden Deutschlands
gar nicht vorhanden. In der norddeutschen Tiefebene, in
der Mark zumal, dehnen sich weite Sandstrecken, wo weder
die Eiche, noch die Buche, noch ein anderer Laubbaum
gedeiht oder gar Wälder bildet, nur die Birke hie und da
es zu spärlichen Beständen bringt. Jedoch der Nadelwald
ersetzt hier den Laubwald; die Kiefer hat hier ihre Stätte,

und die Kieferhaiden geben diesen sandigen Ebenen Nord=
deutschlands ihren so eigenen, elegischen Waldcharakter. Die
Kiefer nimmt selbst mit dem dürftigsten Boden fürlieb, und
noch auf dem losen, gelben Flugsande, wo kein Getreide,
kaum ein Gräschen mehr gedeiht, wachsen diese Kieferwälder
doch bestens auf, sobald ihre Ansaat nur erst Fuß gefaßt und
gegen die überschüttenden Sandwehen einigermaßen sich ge=
sichert hat. Sorglich werden sie da auch gepflegt, da sie durch
ihren Holzertrag einen Ersatz für jeden andern Anbau geben.
Und sind es nicht zugleich herrliche, eigenartige Wälder!
Stamm an Stamm steigen die kerzengeraden, braunen Säulen=
schäfte schlank neben einander empor, den Pinien ähnlich von
breit gewölbten Wipfeln gekrönt; ihr dichtes krystallinisches
Nadelgezweige, in düsteres Grün gekleidet, läßt das Licht des
Himmels nur leise auf den Boden schimmern. Monotone
ernste Wälder sind es, welche uns daran erinnern, daß sie
das Geschlecht derjenigen Bäume vertreten, welche in den
Zeiten der Vorwelt die ersten Wälder auf Erden bildeten,
als noch keine Vögel auf Erden sangen und keine Blumen=
geschlechter die Erde schmückten.

Auch noch immer fehlt dem Nadelwalde die Poesie des
fröhlichen Blumenvölkchens, welches jeden Laubwald so bunt
und reich belebt. Ein dicht geschlossener junger Nadelwald hat
gar keine Blumen! Der Botaniker, welcher blühende Pflanzen
sucht, dringt daher in solche düsteren Bestände gar nicht ein;
der schlichte Wanderer selbst, dessen Weg einmal hindurch=
führt, empfindet die Oede dieser düstern Wälder. Aber siehe,
es kommt eine lichtere Waldstelle, oder der Weg wird breiter
und das volle Licht fällt herein: — wie es da am Wege blüht

und prangt! Freilich viele Arten von Blumen sind es auch
nicht, die sich da nun geltend machen; aber diese haben dafür
Fülle und Schönheit, daß der Wanderer völlig ausgesöhnt
wird mit der vorigen Oede. Soweit das Auge reicht, ist
da oft aller Boden überzogen von blühender Pracht, die
Farben mancher dieser Blumen sind so brennend, diese selbst
so edel geformt, daß sie in der That zu den Prachtgewächsen
unserer deutschen Heimath zählen.

Aber nicht saftige Kräuter sind das; vielmehr holzstenglige
Gewächse, sogenannte „Halbsträucher" machen vorwiegend die
phanerogame Nadelwaldflora aus. Wer kennt nicht vor Allem
das Haidekraut (Erica vulgaris), die liebliche Erika, dies
nadelblättrige, bis fußhohe Sträuchlein mit den traubigen,
köstlich rosenrothen Blüthenglöckchen, welche mit zartem Seiden=
glanze schimmern. Diese schmuckhafteste Charakterblume der
deutschen Haiden fehlt fast nirgends an lichten Stellen und
Waldsäumen, mit jeder Bodenart zufrieden gedeiht sie auch
im tiefsten Sande und überzieht in älteren wie jüngsten Be=
ständen massenhaft den Boden. Wenn sie im Sommer mit
ihren zahllosen Blüthen weite Strecken rosig überblüht, im
Sonnenschein von bunten Faltern, Bläulingen und Gold=
vögeln, schaarenweise überflattert, dann dürfte kaum eine an=
dere Blumenstelle solchen Waldteppich an Reiz überbieten.
Und wieder ein anderer Zauber ist darüber ergossen, wenn
der Abend hereindämmert, der weiche sanfte Hauch der sin=
kenden Sonne das Rosenroth noch tiefer färbt, weit und
breit alles Leben der Insectenwelt zum Schlummer eingeht,
die Schmetterlinge schon müde an den Blüthen hangen und
der ferne Klang der heimkehrenden Viehheerden leise zu uns

herübertönt. Gerade die Erika in der öden Haide ist mir
dann immer als der volle Ausdruck abendlicher Elegie er=
schienen, zu welcher keine andere Blume in gleicher Weise
stimmt. So schmückt sie aber auch noch da überall die Erde,
wo das Leben fast verklingt: wie sie die öde Haide ziert, so
kommt sie in den höchsten einsamsten Bergregionen noch herr=
lich vor, wo die Kräuterwelt aufhört, und ebenso reicht sie
mit Heidel= und Preißelbeeren vergesellschaftet bis in den
hohen Norden hinauf.

In schönheitlicher Beziehung steht ihr in unseren Nadel=
wäldern, gleichfalls an lichten Stellen, als Halbstrauch die
Rehhaide zur Seite, mit botanischem Namen Sarothamnus.
Dessen vierkantige, schlanke, grüne, aber scheinbar blattlose
Stengel bilden über meterhohe Büsche, und diese sind mit
großen goldgelben Schmetterlingsblumen im Juni wahrhaft
überschüttet. Kein anderer Strauch Deutschlands hat so reiche
goldige Blüthenfülle, als die noch in der ärmsten Haideflur
nicht fehlende elegante Rehhaide. Ja, sie hängt mit großer
Innigkeit am Nadelwalde, oder sucht doch dessen Nähe. Ich
habe mehrmals versucht, sie in den Garten zu verpflanzen,
dem sie in der That ein köstlicher Schmuckstrauch wäre. Aber
sie hat nicht gewollt! Es ist mir weder gelungen, sie durch
Verpflanzen, noch durch Aussäen im Garten anzusiedeln;
selbst als ich fußtiefen Sand auf die Beete brachte, gelang
es nicht, weil doch wohl immer noch irgend welche Ver=
hältnisse ihr fehlten. Aber ich habe auch manche große Nadel=
haide durchstreift, wo ich mit Gewißheit sie zu finden glaubte;
doch sie war nicht vorhanden, während oft ein anstoßendes
Revier, welches augenscheinlich dieselbe Beschaffenheit hatte,

doch völlig von ihr in Besitz genommen war. Wiederum habe
ich Nadelwälder getroffen, aus denen sie selbst in die Felder
massenhaft hinaustrat; sobald solches angrenzende Feld einmal
brach zu liegen kam, wurde es alsbald ganz überwuchert von
der Rehhaide, so daß die Bauern ihre Noth hatten, sie mit
dem Pflug herauszuschaffen oder solche Felder um dieses Un=
krautes willen lieber gleich mit Nadelholz bepflanzten. Es
sind solche Inconsequenzen des Vorkommens ein gar seltsames
Geheimniß, welches wissenschaftlich nimmer völlig gelöst werden
kann und auf eine unserm Forschen verborgene innere An=
lage, gewissermaßen psychische Disposition verweisen möchte.

Im Nadelforst selber dürfte die Rehhaide kaum einen
merklichen Schaden anrichten, dessen wunderbarer Schmuck sie
ist und gegen dessen dunkles Nadelgrün das Gold ihrer
Blumenpracht gar köstlich absticht. Vom letztverstorbenen
Herzog von Anhalt, welcher ein hohes Verständniß für die
Schönheit von Wald und Haide hatte, war in dieser Bezie=
hung einmal ein merkwürdiges Decret an seine Behörde er=
lassen, wonach die Waldaufseher darauf achten sollten, daß
an den Wegrändern des Nadelwaldes Niemand diese gelb=
blühenden Sträucher antaste, auch keine Blume davon ab=
pflücke, denn er freue sich über dieselben, so oft er durch
solche Wälder fahre. Leider wird ja der Rehhaide sehr
nachgestellt; ihre elastischen Stengel sind ein brauchbares
Material für die Besenbinder, weshalb ihr eben vieler Orten
auch der Name „Besenstrauch" gegeben ist, — ein freilich
unwürdiger Name für unsere schöne Blume.

Der Blumenstaat des Nadelwaldes ist mit diesen Halb=
sträuchern aber nicht abgeschlossen. Vom ersten Frühling an,

ja als eins der ersten Frühlingsblümchen überhaupt, treffen wir überall gerade in sandigsten Forsten ein schlankes, fingerhohes, wirtelblättriges Pflänzchen aus der Familie der Nelkenblüthler, welches sowohl in den dichtern Kieferbeständen, als auf lichteren Plätzen oft weithin den nadelbedeckten Boden überblüht. Die weißen Blumensternchen, welche sich im März schon erschließen, finden wir dann das ganze Jahr hindurch, und an demselben Pflänzchen sind dann sowohl Blumen als reifende und schon reife fünfklappige Kapselfrüchte beisammen. Es scheint der gewöhnliche Ackerspark (Spergula arvensis) zu sein, welcher in Mittel= und Norddeutschland allerorten als Futterkraut reichlich angebaut wird, aber auch als Un= kraut auf Feldern und wüsten Plätzen vorkommt. Soll er sich in den Wald nur hineinverirrt haben? Doch man betrachte die flachen Samen, welche bei unserm Pflänzchen zum Unterschiede von denen des Ackerspark geflügelt sind, und zwar einen breiten durchsichtigen Hautrand haben; desgleichen sind die linealen Wirtelblätter unterseits ohne die beim Ackerspark charakteristische Furche, dazu die weißen Blumenblättchen viel breiter. Es ist allerdings ein Spark, aber eine ganz andere Art dieser Gattung, die sogenannte Spergula Morisonii, welche eben durchaus dem Kieferwalde angehört, allenfalls auch auf Sandhügeln vorkommt, aber auch da doch fast immer in der Nähe von Nadelhölzern.

Alle übrigen dem Nadelwaldboden wirklich eigenthümlichen Blüthengewächse sind dessen seltenere Bürgerinnen. Um so erfreulicher ist's, wenn uns auf fröhlicher Streiffahrt auch solche einmal überraschen. Vielleicht daß wir die rothe Bärentraube (Arctostaphlus uva ursi) mit antreffen, welche

durch ihre immergrünen Blätter, weiß-röthlich umfäumten
Blüthen und granatrothen Beeren an die nur im Gebirge
vorkommende Preißelbeere erinnert. Noch eher könnten wir
freilich einmal das gleichfalls immergrün beblätterte wunder-
reizende Wintergrün, die Pyrolblumen finden; deren
häufigere Art (Pyrola rotundifolia) hat das Aussehen einer
Maiblume; ein röthlicher Anhauch ihrer großen weißen
Blumenglöckchen, welche traubig den Blüthenschaft zieren,
giebt ihr sogar noch weit lieblichere Anmuth. Jeder jubelt
wohl auf, der diese Pyrolblumen einmal findet, diese aller-
dings floristischen Seltenheiten; durch deren reichlicheres Vor-
kommen hat mancher Nadelwald in der That botanische Be-
rühmtheit. Freilich, nur an den Nadelwald gekettet ist auch
diese Pflanze nicht; besonders die P. secunda und P. rotun-
difolia kann man auch in Laubwäldern zuweilen treffen, wo-
gegen die P. uniflora nur in Tannenwäldern vorkommt.
Man findet sie alle besonders an leichtschattigen Stellen, an
Waldsäumen oder unweit der Wegränder, gern an etwas
feuchten und kurzgrasigen oder moosigen Plätzen. Bei ihrer
Anmuth fesseln sie da den Blick auch des Unkundigen, und
sicherlich Niemand, der sie da einmal erblickt, wird vorüber-
gehen, ohne sich dieses lieblichen Kindes innigst zu freuen.

Ja, eine Pflanze ist nach dem Nadelwald sogar benannt
als Fichtenspargel (Monotropa epipitys). Wer daselbst
dies höchst originelle, nämlich durchweg bleichgelb-rhabarber-
farbige, blattlose, nur mit Schuppen bekleidete, feiste Ge-
wächs einmal trifft, wird auch den Namen Fichtenspargel
begreifen. An der Spitze mit ährig-gereihten, gleichfarbigen,
dicken Blüthen besetzt, muthet es uns wirklich wie Spargel-

sproſſen an. Es iſt übrigens ein Schmarotzergewächs, welches völlig wurzellos iſt und in den Wurzeln der Kiefer oder auch anderer Pflanzen eingeimpft ſich von deren Säften nährt. Suchen wir in den Nadelwäldern nach dieſem Fichtenſpargel, wir werden ihn da ſchon einmal treffen, wo er zwiſchen dem Nadelbeleg des Bodens oder aus Moosraſen hervorſpringt. Aber wundern wir uns auch nicht, wenn wir ihn hie und da in Laubwäldern finden, und zwar in Buchenwäldern, ſo= wie in anderen Waldungen, wo er gleichfalls und meiſt noch üppiger und reichlicher gedeiht; ich habe daſelbſt ſchon gegen fünfzig Exemplare trupppartig beiſammen gefunden, während in den Nadelwäldern der Fichtenſpargel meiſt vereinzelt oder in ſehr geringer Anzahl beiſammen erſcheint.

Die Zahl der Nadelwald=Blumen iſt allerdings gering. Der Reichthum ihm charakteriſtiſcher eigener Blüthenpflanzen iſt mit den genannten thatſächlich erſchöpft. Dieſe floriſtiſche Armuth hat, abgeſehen von dem dürftigen Boden, hauptſächlich in deſſen dichter Nadeldecke ihren Grund, vielleicht aber auch in einer Antipathie anderer Pflanzen gegen die balſamharzi= gen Ausdünſtungen der Nadelbäume. Es waltet hier ſomit noch immer der blüthenloſe Charakter vor, welcher den coni= feren Waldungen ſchon in den früheſten Vorzeiten unſerer Erde eigenthümlich war.

Aber haſt du nicht doch oft ſchon einen viel reichern Blumen= ſtrauß beim Spaziergange durch die lichte Kieferhaide gepflückt? Freilich wächſt und blüht in unſeren Kieferwäldern noch gar Mancherlei; ja wir können hie und da ſogar noch eine ganz bedeutende Anzahl Blüthenpflanzen verzeichnen, welche deren Bereich ſchmücken. Beſonders auf größeren Waldblößen, am

Waldsaum, an grasigen, breiten Wegrändern treffen wir oft eine ziemlich reiche Auswahl blühender Kräuter versammelt. Jedoch alle diese haben nur als Gäste, oder als Eindring= linge da ihren Einzug gehalten: es sind das nur „Sand= pflanzen", von denen die gelbe und rothe Immortelle, Jasione, Habichtskräuter, einige Gräser, besonders aus der Gattung Aira, sowie Riete sich reichlichst einfinden und oft da auch zu prächtigen Blumenbeeten gruppirt sind. Je nach der Bodenmischung treten an besonderen Stellen wieder andere blühende Gewächse jeglicher Art auf; wo der Boden feuchter wird, gar ein Bach hinplätschert, findet abermals eine neue Schaar ihre Lebensbedingungen und siedelt sich lustig an. Aber Charakterpflanzen der Nadelhaide sind sie nicht; sie sind aus der sonnigen, frohern Außenwelt in den Nadelwald unberufen hineingekommen, dessen botanischer Charakter in der That die Armuth an eigenen blühenden Kräutern ist.

III.

In Feld und Flur.

———◇•◇•———

Roth' und blaue Blumen
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der harmlose Wanderer,
Den eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt
Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert, eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.

<div align="right">H. Heine. Buch der Lieder.</div>

Das Feld hat vor Allem die Aufgabe, nützlich zu sein, denn es ist das eigentliche Culturland. Aber es hat vom Schöpfer noch die andere Aufgabe erhalten, Wohnstätte auch einer wunderreichen Blumenwelt zu sein, welche anderwärts nicht zu gedeihen vermöchte und doch bestehen soll. Der Mensch mit all seiner Macht kämpft daher sehr vergeblich gegen dies sogenannte Unkraut in Feld und Flur, ja er giebt gerade durch die Bodenverbesserung und die von keinem Strauch noch Baum aufgehaltene volle Beleuchtung demselben immer von neuem die rechten Lebensbedingungen. Aber wohl uns, es gehen die meisten Culturgewächse darüber so leicht nicht zu Grunde, denn sie überragen sieghaft bald die doch zumeist kleinen wilden Blumenschaaren, und unter dem Schatten des Aehrengewühles mögen diese dann sich bestens entwickeln. Nun, und sind sie nicht eine Poesie auch, welche sich nirgends gänzlich vernichten läßt, weder in irgend einem Menschengemüthe, noch auf dem Felde der agrarischen Nützlichkeit? Wollen wir uns nicht freuen, daß sich's also verhält?

1.

Miniaturblumen.

⸺⋘⸺

So fröhlich die Lerche am klaren Himmel schon singt, wo im frischen Märzwinde die weißen Frühlingswölkchen sich jagen, und so völlig der Sonnenschein den letzten Schnee in den Furchen des Landes unlängst weggeschmolzen hat: dieses selbst steht doch den ganzen März über noch im vorjährigen Stoppelkleide, die Wintersaat regt sich kaum, Alles scheint noch in tiefem Schlafe zu liegen.

Und doch können wir dann schon nach Blumen, gerade dann erblühenden Blumen in Feld und Flur uns umsehen.

Ein erstes eigenartiges, zierliches Feldblumengeschlecht ist schon allüberall vorhanden, und stellenweise in einer Menge sondergleichen. Gewiß verdienen solche einen herzlichen Blick, — die ersten Feldblumen des Jahres! Allerdings Blümchen, winzige Blümchen nur sind es, von wahrhaft rührender liliputanischer Winzigkeit. Sie werden sämmtlich kaum einige Zoll hoch, so daß wir sie bestens als „Miniaturblümchen" bezeichnen können.

Wir gehen im Beginn des März in sonniger Mittagsstunde über ein Brachfeld. Wir brauchen gewiß nicht lange zu suchen, so gewahren wir ein kaum fingerlanges hingelagertes

Kraut, mit epheuförmigen weichen Blättchen; siehe, aus jeder
Blattachsel blüht ein blaßblaues Blümchen uns entgegen,
mehr als ein Dutzend vielleicht an jedem der Pflänzchen!
Zu einem ersten Frühlingssträußchen legen wir sie freudig
zusammen, das wir mitnehmen, um es daheim in's sonnige
Fenster zu stellen und uns der so zarten Gabe noch länger
zu freuen. Als den epheublättrigen Ehrenpreis (Veronica
hederifolia) hat es die Pflanzenkunde benannt; ja, und wir
stimmen völlig bei, daß diesem Blümchen der Preis der Ehre
gebührt, da es mit seinen farbenzarten Blumenkrönchen auf=
zublühen wagt, ehe noch der Frühling wirklich in's Land
gezogen kam.

Aber wie wurden wir betrübt, als wir daheim das Pflänzchen
in ein Wassergläschen stellen wollten, damit es auch in unserer
Stube sich wohlfühle. Kein Blümchen ist mehr vorhanden,
sie sind allesammt schon abgefallen! Ja, Vergänglichkeit sonder
Gleichen war das Schicksal all der kaum erschlossenen Blümchen.
Aber warten wir den folgenden Morgen ab! Dann finden
wir es wieder übersä't von neu erschlossenen bläulichen
Blumen; sie waren über Nacht erwacht, uns am Morgen zu
erfreuen. So verblühen sie stetig nun jeden Abend, aber
neue Blumen entwickeln sich aus jungen Knospen über Nacht.
So geht es tagelang, wochenlang, bis wir andere bunte
Blumen, welche der fortgeschrittene Frühling bringt, in das
Glas setzen können.

Frühere blaue Blumen können wir in der That draußen
nicht finden, als den Ehrenpreis; aber vielleicht auch jetzt
schon treffen wir noch diese und jene andere Art desselben
und manche, deren Blumen weit größer sind und gar in

tiefes Azurblau getaucht auf Aeckern und an Feldwegen umher zierlich blühen. Freilich sind alle diese blauen Erstlinge der Flur gleichfalls gar winzig, oft nur zoll= oder fingerhohe Pflänzchen sind es, aber durch ihre tiefblauen Blumenkrönchen machen sie sich bemerkbar genug, und wir bücken uns gern zu ihnen hernieder, um das erste blaue Feldsträußchen auf derselben Feldmark zu pflücken, wo in wenig Monaten die hohen Kornblumen das grüne Aehrenmeer durchstehen werden. Unter den mannigfachen Arten des Ehrenpreis, welche aller= wärts der März und April schon hervorruft, ist aber keine schöner, als der am häufigsten vorkommende Dreiblatt= Ehrenpreis (V. triphyllos), dessen aufrechte Stengelchen mit handtheiligen dunkelgrünen Blättern besetzt und mit ver= gißmeinnichtgroßen dunkelblauen Blümchen reichlich geschmückt sind. Diese Art treffen wir überall auf Aeckern und an grasigen Wegrändern; sie will da nur gesucht sein, um auch gefunden zu werden und uns auszusöhnen mit der sonstigen blumen= leeren Oede auf Erden in den rauhen Tagen des deutschen Vorfrühlings. Vielleicht, daß wir beim Suchen nach diesem ersten Blumenbau der Erde hie und da auch noch ein anderes Vorfrühlingsblümchen finden, einen grüngelben lilienkronigen Gilbstern, welcher auf Grasplätzen und Aeckern schon hervor= bricht, das niedliche perlenweiße Hungerblümchen, oder gar auch eine vom vorigen Jahre her überwinterte rothe Taub= nessel. Wir werden diese alle gern mit in das Sträußchen nehmen, aber uns auch gestehen, daß an Farbenpracht unser Ehrenpreis sie doch alle überstrahlt.

Darum haben die Menschen von jeher diesem blauen Erstlingsblümchen auch in besonderer Weise geschmeichelt und

ihm einen Namen gegeben, wie ihn keine andere Blume des
Jahres herrlicher hat. Selbst die kühle Wissenschaft der
Botanik hat in wahrhaft poetischem Aufschwunge dieselbe als
Veronica bezeichnet, und das Blümchen ist dadurch in Beziehung
gesetzt zu jenem wunderbaren heiligen Bilde, auf welchem ein
früherer Meister der Kunst das Antlitz des Erlösers darstellte,
wie es auf seinem Gange nach Golgatha im Schweißtuche
eines frommen Weibes sich abdrückte. So ist auch das
Blümchen ein wahres Abbild des Himmels, möchte in dieser
Deutung der Name Veronica besagen. Derselbe läßt jedoch
in anderer sprachlicher Auffassung, nämlich als Umwandlung
aus dem altclassischen Namen Berenice, auch die Uebersetzung
„Siegbringerin" zu; und mit dem Erblühen dieses Pflänzchens
trägt der Frühling im Streit mit dem Winter in der That
den baldigen vollen Sieg davon.

Noch andere ehrenvolle Namen finden wir aus den mittel-
alterlichen Zeiten in den uns erhaltenen Kräuterbüchern
verzeichnet. Damals benannte das Volk den Ehrenpreis auch
als Grundheil, Heilallerwelt, Heilallerschäden, und es wird
in einem dieser Bücher eine seltsame Geschichte erzählt, welchem
Umstande das Kraut diese löblichen Namen verdanke. Nämlich
ein König von Frankreich litt schon drei Jahre an Aussatz
und Niemand konnte ihn heilen. Da sah einmal ein Hirt,
daß ein Hirsch, der von einem Wolf gebissen war, sich die
Wunde an einem Eichbaum rieb, damit sie nicht verharsche;
es legte sich der Hirsch dann an einer Stelle nieder, wo
sehr viel blauer Ehrenpreis wuchs, fraß davon, und siehe,
er war nach acht Tagen völlig wieder hergestellt. Der Hirt,
welcher voll Verwunderung das beobachtet hatte, bereitete

nun einen Saft von Ehrenpreis; er ging damit zum Könige, bot demselben seine Hülfe an und wusch ihm die Füße mit diesem Safte. In der Nacht nun wurde der König an der gewaschenen Stelle von großen Schmerzen befallen; als seine Diener auf seinen Schmerzensschrei mit Licht herbeieilten, war von der Krankheit nichts zu sehen und die Schmerzen hörten jetzt auf. Kurz, er war genesen durch dieses Kraut.

Ob diese Wunderberichte freilich gerade von unserm kleinen Frühlingsehrenpreise gelten, möchte fraglich sein. Den ganzen Frühling und Sommer hindurch kommen ja noch manche andere und zwar weit größere Arten hervor, um Wiese, Wald und Auen mit ihrem blühenden Himmelblau zu schmücken. Auch die Ufer der Bäche, Flüsse und Teiche suchen einige ausschließlich auf, und der plätschernde Bach selbst ist vielfach ganz erfüllt mit einem Ehrenpreis, dessen saftiges hellgrünes Kraut daselbst mit dem Vergißmeinnicht um die Wette seine Tausende himmelblauer Blumenaugen erschließt. Diese letzte Art, welche in allen Bächen vorkommt, führt im Volke den Namen Bachbunge (V. Beccabunga), und dessen üppiges Kraut wußte man vordem ganz volksthümlich auch als treff= liche, grüne Frühlingsspeise zu benutzen; als Salat, sowie gekocht als Gemüse, wurde es auf den Familientisch gebracht, wobei Jung und Alt das junge Jahr lobten, welches schon so früh edles Grün biete.

Jene in alten Kräuterbüchern als Wunderkraut überlieferte Art dürfte am wahrscheinlichsten die noch heutzutage als officineller Ehrenpreis (V. officinalis) bezeichnete sein, welcher durch langhin am Boden kriechende Stengel sich aus= zeichnet und in allen unseren Wäldern im Sommer heimisch

ist. Lange Zeit in dem Arzneischatz der Apotheken gehalten, ist er erst unlängst daraus gestrichen worden, weil man ihm leider doch keine Wunderkuren mehr nachzurühmen wußte. Wir wollen aber, auch ohne Heilsverlangen, dieses sowie jedes der andern Ehrenpreise uns freuen, welche sämmtlich zu den reizendsten Blumen unserer deutschen Heimath zählen und das ganze Jahr über die vorzüglichsten Vertreter des reinen Himmelblau in der Blumenwelt sind. Kennen wir aber nur einen einzigen, so erkennen wir auch alle andern Ehrenpreise mit Sicherheit als solche wieder. Sehen wir die erste beste Art einmal an: wir gewahren, daß die in zweiblättrigen Kelchen sitzenden Blümchen aus vierzipfligen blauen Krönchen bestehen, deren Zipfel verschieden breit sind, so daß eine sogenannte unregelmäßige Blumenkrone entsteht; es sind in einer jeden nur zwei Staubgefäße befestigt. Das ist ein Blüthenbau, wie keine einzige andere Pflanzengattung ihn hat, aber ganz ebenso sind die Blümchen all' der vielen Ehrenpreise beschaffen, welche im Wechsel der Jahreszeiten einander ablösen, und von denen besonders manche zur Sommerzeit blühende, bis mehrere Fuß hoch krautig auf= schießend, durch lange aufrechte Blüthentrauben Jedem in die Augen fallen.

Die Menschen unserer Tage lächeln zumeist über die Zumuthung, sich für eine wilde Blume draußen zu interessiren oder gar sie zu kennen und zu unterscheiden. Dieses schlichte Geblüm hat weder Werth noch Sinn mehr für einen großen Theil des heutigen Geschlechts, welches nur praktische Interessen des Daseins kennt, in rastlosem geschäftlichen Wetten und Wagen und athemlosem Drang von Genuß zu Genuß die

Forderungen des Herzens und Gemüthes sammt der stillen Sprache der Natur verlernt hat. Was kann Solchem eine Blume sein, die draußen in Fluren und an Wegen harm= los blüht?

Mag aber manche sinnige Kunde und Kenntniß von dem Naturleben den meisten heutigen Menschen abhanden gekommen sein; mag vergessen sein, wie die mancherlei Blumen draußen vormals mit der Sprache, mit den Anschauungen und symbolischen Anspielungen der Menschen innigst verbunden waren: es wird doch ein Ehrenpreis unserer Wiesen nie vergessen und übersehen werden, so lange es noch eine tändelnde Jugend giebt, welche an auffälligen Erscheinungen in der Blumenwelt menschliche Charakterzüge mißt. Man frage bei den Mädchen umher, ob sie nicht die blaue, rasch abfällige Blume kennen, welche von ihnen seit Jahrhunderten als Männertreu (V. Chamaedrys) benannt ist. Sie werden die blauen Blüthen auf der Wiese zu zeigen wissen, die überall da stolz emporblühen. Aber nur wenige Zeit brauchen wir sie in der Hand zu halten, und schon fällt ein Blümchen nach dem andern ab. So — sind die Männer! ruft das schöne Kind und eilt mit schelmischem Lachen davon, uns dem Nachdenken zu überlassen.

Die Männer haben dieses Gleichniß wohl niemals offen zugestanden; sie haben vielmehr eine andere Pflanze (Eryngium campestre) mit zähem Stengel und festem, stachelichtem Kraute als Mannstreu bezeichnet. Es ist ihnen trotzdem nicht gelungen, dem Blümchen Männertreu seinen Namen zu nehmen, welcher fortdauert in den gelehrten Pflanzenbüchern so gut wie in dem Munde der von der Wahrheit dieses Namens

feſt überzeugten ſchöneren, vielleicht auch beſſeren Hälfte
unſeres Geſchlechts.

Wenn dieſe Männertreu blüht, ſind freilich all' die
kleinen Ehrenpreiſe des Vorfrühlings längſt dahin. Die Natur
ſteht dann ſchon geſchmückt mit tauſend anderen Farben,
Blumen voll Pracht und Duft zieren dann die Erde allüber=
all. Bis dahin hat es aber noch gute Weile in der frühen
Zeit, wo die erſten Ehrenpreiſe auf Aeckern und im Graſe
beſcheiden blühen. Verachten wir dieſe daher nicht ganz; ſie
wollen uns ja auch blos leiſe ſagen, daß ſie die erſten blauen
Blumen ſind und darum einen kleinen herzlichen Blick wohl
verdienen.

Aber noch ein anderes Blümchen wollen wir ſuchen,
welches wir vielleicht in Geſellſchaft oder nächſter Nähe des
Ehrenpreis antreffen. Es iſt das nicht minder der märzlichen
Feldflur eigenthümliche Hungerblümchen (Draba verna).
Der Name iſt nicht ſchön, und das reizende Pflänzchen ſollte
einen beſſeren haben; aber er iſt nicht böſe gemeint, denn er
drückt nur deſſen Genügſamkeit aus. Nämlich vor Allem
auf ſolchem Boden findet es ſich maſſenhaft, welcher dürftig
und ausgehungert iſt; es liebt daher ſandige Felder und
Triften, auch Mauern und Felſen und wird da ſelten vergeb=
lich geſucht. Und immer erſcheint es in ſolcher Menge, daß
die Brach= oder Stoppelfelder, die mit junger Saat über=
grünten Aecker, die ſonnigen Triften und kurzgraſigen Hügel
wie von einem weißlichen, zart gewobenen Schleier durch die
Tauſende und aber Tauſende dicht beiſammenſtehender Pflänzchen
weithin überblüht ſind. Freilich ſie ſind klein, ſehr klein;
darum ſtreift das Auge der Meiſten wohl achtlos über ſie

hin. Kann man vom Frühling doch auch nur erst Kleines erwarten! Und spricht er nicht gerade durch seine kleinen Gaben das Gemüth so innig und wunderbar an?

Wir heben ein einzelnes unserer Pflänzchen von der Erde und werden entzückt dessen niedlichen Bau betrachten. Aus einer dunkelgrünen dichten Blattrosette von kaum bis einen Zoll Breite erhebt sich graziös der dünne, kaum oder höchstens fingerhohe Blüthenstengel; derselbe ist ein einfacher glatter Schaft, dessen obere Hälfte ein weißes Blüthensträußchen trägt. Etwas weitläufig und gestielt sitzen die Blümchen um diesen Schaft, ihrer zwanzig und mehr über einander gereiht, die unteren schon aufgeblüht, während die gipfeligen noch Knospen darstellen und sich erst öffnen wollen, wenn die unteren verwelkt sind, so daß auf längere Zeit das Blühen nicht aufhören mag. Jedes einzelne der Blümchen ist recht einfach gebildet: vier lose grüne Kelchblätter umschließen vier einzelne weiße tiefspaltige Blumenblättchen, die in ihrem Schoße sechs gelbe Staubgefäße halten, in deren Mitte wiederum die einförmige Schötchenfrucht sich entwickelt. Es ist eine Blüthe wie sie etwa auch der Rübsen hat; durch die Kreuzstellung ihrer Blumenblättchen deutet sie die Zugehörigkeit zu der großen Familie der Kreuzblüthler oder Cruciferen an, einer der artenreichsten und auch nützlichsten Pflanzenfamilien auf Erden. Wenn aber Rübsen und andere Kreuzblüthler ansehnliche hohe Pflanzen sind, so ist unser Hungerblümchen wirklich ein Miniaturgewächschen. Wofern wir es zum Ziergewächs erheben wollten, würde für die Kultur an sonnigem Fenster das kleinste aller Blumentöpfchen reichlich genügen. Es ließe aber in der That kein artigeres Topfpflänzchen sich

wünschen, durch welches wir den deutschen Frühling aus Feld
und Aue in die Stube zaubern und an einem seiner win=
zigsten Gebilde uns erfreuen könnten. Freilich, manche stolzen
Frühlingstopfgewächse, Hyazinthen, Crokus, Tulpen und Ta=
zetten würden über solche Nachbarschaft auf dem Blumen=
brett sich verwundern. Wird unser Pflänzchen nun sorgsam
in einen Topf am Fenster eingepflanzt, oder auch nur in ein Glas
Wasser gestellt, so können wir mannigfache sinnige Beobachtungen
an ihm machen, solche, die vielleicht interessanter sind, als bei
jenen stolzeren Blumen. Das Knospenöffnen, das Aufblühen
im Sonnenschein, das allmälige Werden der überaus zier=
lichen Früchte, aber vor Allem der dem Hungerblümchen so ganz
charakteristische Blumenschlaf! Können doch auch Blumen
schlafen, und zwar meist indem sie ihre Blumenkronen träu=
merisch einfalten und sich schließen, um unter den Strahlen
der Morgensonne sie wieder zu öffnen. Unser Hunger=
blümchen nun gehört zu der nicht allzu großen Zahl der
Schlafblumen. Aber es schließt nicht seine Blüthenaugen,
wenn es Abend werden will. Es macht's wie der Müde,
welcher seine Gliedmaßen sinken läßt und das Haupt leise neigt.
So neigt das Hungerblümchen gegen Abend seinen am Tage
kerzengeraden aufrechten Blüthenwipfel, der Schaft krümmt
sich dabei in weitem Bogen allmälig ein und neigt sich
fast bis zur Erde, ohne darum welk zu sein oder irgendwie
an Elasticität zu verlieren; ebenso beugen sich die am Tage
abstehenden einzelnen Blüthenstielchen dem Schaft leise zu.
So verharrt das Pflänzchen die ganze Nacht hindurch, bis
der Morgen kommt und unter seinen warmen Strahlen sich
die blühenden kleinen Glieder wieder dehnen und energisch

zurück= und emporstrecken. Aber wie beim Menschen der
Schlaf kärglicher wird im Alter gegen die Schlaftüchtigkeit
des Kindes und der Jugend: so ist's nicht anders bei den
Pflanzen. Auch beim Hungerblümchen nehmen die gewiß in=
teressanten Schlaferscheinungen allmälig ab, wenn die unteren
Blümchen verblüht sind und die Samenschötchen zu reifen
beginnen.

So wacht und schläft, so knospet, blüht und verblüht das
zierliche Zwergpflänzchen des ersten Frühjahrs den März
und April über; wenn im Beginn des Mai endlich die Samen
reifen, stirbt es ab und verschwindet. Dann ist's völlig hin
und erscheint selbst im Herbst, wo so viele erste Frühlings=
blumen zum zweiten Male blühen, nur selten einmal in ein=
zelnen Exemplaren wieder. Es ist doch eben ein echtes treues
Frühlingsblümchen nur! Wenn der Mai kommt, können wir
es aber auch entbehren, denn wogendes Getreide und buntes
üppiges Blumenspiel waltet dann auf den Stellen allen, wo
das Hungerblümchen im ersten Frühlingswehen unabsehbar
und ausschließlich stand.

Wie der Frühling doch auch in den Blumen seinen Wieder=
schein im Herbste hat! Wenn die Felder wieder in Stoppeln
stehen, ist auch wiederum allüberall ein reichliches Völkchen
nur ganz anderer Miniaturblümchen erwacht. Im dämmerigen
Schatten des Aehrenmeeres aufgewachsen, sind diese zumeist
im Herbst erst zum Blühen gekommen. Waren es im
Frühling die Kreuzblüthler und Ehrenpreise, so zeigt nun das
Feld die Liliputaner der Korbblüthler, Knorpelkräuter und
anderer besonderer Familien. Aus zierlicher Blattrosette sehen
wir hier auf nur fingerhohem Schaft die tropfigen Hüllkelche

der gelben Blüthenkörbe des Lämmersalat (Arnoseris
minima) sich erheben. Immortellenartige grauweiße Faden=
kräuter (Filago) stehen kerzengerade, aber nur wenige Zoll
hoch, allerorten zwischen Stoppeln und auf Brachfeldern um=
her, oft weite Strecken ausschließlich überkleidend; an feuchtern
Stellen werden sie vertrieben durch echte Immortellen
(Gnaphalium), die schmutzigbraune Moorimmortelle
(G. uliginosum) und die gelbweiße Immortelle (G.
luteo-album), welche allerdings hie und da weit über finger=
hoch werden. Mit winzigsten, aber zahllosen gelblichen Stern=
blüthchen kriecht als reichverzweigte, starre, flache Polster auf
sandigem Boden das gelbgrünliche Bruchkraut (Herni-
aria glabra); lockerer gebüschelt wächst vielleicht daneben der
kleine härtliche Knäuel (Scleranthus), mit dürrhäutigen,
weißgrünen Blüthenknäueln; auf kiesgrundigen Äckern finden
wir wohl auch das seltenere röthlichgrüne, starre Knorpel=
kraut (Polycnemum arvense), welches gleichfalls kaum über
fingerhoch wird. Das Gyps= oder Schleierkraut (Gypso-
phila muralis) trägt seine feinen, rosenröthlichen Nelken=
blüthchen auf reich verzweigten, dünnen, blattarmen Stengel=
chen, welche oft reizend die Stoppelfelder gleichsam überspinnen.
Wir gewahren vielleicht in seiner Nähe auch den allerniedlichsten
Zwergflachs (Radiola millegrana), welcher durch seine kaum
bis einige Zoll hohen, aufrechten Stengel mit wohl hundert=
facher, haarfeiner, gabeliger Verästelung das wunderzarteste
Miniaturpflänzchen ist, von unzähligen weißen Blüthen=
sternchen reizend überstreut. Solche und andere dieser klein=
lichsten Herbstflor des Feldes haben wir mit recht guten
Augen wahrhaft zu suchen, und wer da etwa auch den

Kleinling (Centunculus minimus) einmal entdeckte, dieses meist nur zolllange kleinblättrige, zartweißblüthige Pflänzchen, könnte mit Recht eines sehr scharfen Blickes sich rühmen. Aber seine Freude dürfte Jeder auch schon an den größeren, nirgends fehlenden Liliputanern der herbstlichen Flur haben, wenn er nur etwa die mit weißblauen, großen Blumen seltsam ge= krönte fingerhohe Braut in Haaren (Nigella arvensis), dazu Mäuschenklee (Trifolium arvense) mit seinen weichhaarigen, grauen Blüthenköpfchen, sowie mancherlei feine Linarien zu einem letzten Herbststrauße pflückt.

2.

Im Blüthenschnee.

Die ersten Feldblumen sind mit dem April verblüht; es ersteht im Mai eine neue, kleinliche Flor zwischen den heran= wachsenden Saaten, Kreuzblüthler mancherlei Art öffnen ihre weißen oder gelben Blüthentrauben, und anderes geringes Geblüme ist in ihrem Gefolge. Aber Auge und Herz fesseln jetzt vielmehr die Blüthenbäume der Alleen, welche durch die Fluren führen. Was will es doch sagen, daß dann selber die Bäume blühen, daß die rauhstämmigen praktischen Obst= träger Milliarden köstlicher Blumen tragen, deren Menge Laub und Gezweige fast ganz umhüllt. Wohin wir, der Aufforderung des Liedes folgend, den Wanderstab auch setzen, über Fluß und Berg und Thal, in der fernsten Weite könnten

wir doch nichts Wunderbareres und Herrlicheres finden, als
wir zu Hause an den blühenden Obstbäumen haben, in deren
Blüthen die Bienen summen und in deren Gezweige die
Vögel nisten und zwitschern. Wir lernen an ihnen im Mai
auch unsere kleinste Heimath achten und lieben!

Und es sind deutsche Bäume, deutsch wie unsere Eichen,
Buchen und Linden und wie alle die Wald- und Wiesenblumen
unter ihnen, welche im Mai auch den Waldgrund und alle
Auen zu einem paradiesischen Erdengarten machen. So wie
heute haben sie in den Wäldern und Fluren unseres deutschen
Vaterlandes geblüht in unvordenklichen Zeiten, und es haben
die fellbekleideten heidnischen Germanen zu Tacitus' Zeit in
den blühenden Apfelbäumen und Birnbäumen die Bienen
summen und die Vögel des Frühlings singen hören. Hat
man doch selbst in den Pfahlbauten, diesen ältesten Ansiedlungen
der Menschen, Schalen und Kerne von Aepfeln und Birnen
aufgefunden als Zeugniß des Alters und der uralten Benutzung
dieser Obstbäume auf deutschem Grund und Boden. Und
gefreut haben sich ihrer unsere Ahnen seitdem wohl von
Jahrhundert zu Jahrhundert und in ihnen die sonnigen
wonnigen Maientage gepriesen. Zwar bei den Dichtern der
deutschen Vergangenheit, bei Minnesängern wie Meisterdichtern
suchen wir vergeblich nach einem Preis der Apfelblüthe. Sie
rühmen, wenn sie der herrlichen Maitage gedenken, die
Lindenblüthe und den süß betäubenden Lindenduft; sie reden
von der Birke, deren hängende Zweige dann Geruch haben,
vor Allem von den „Blümlein" in Wald und Aue. Aber
keine Apfel- und Birnzweige blühen in ihren Gesängen, und
es möchte scheinen, als hätten jene Dichter und früheren

Menschengeschlechter all die Maienpracht dieser Bäume gar nie geschaut, wären unter der weißröthlichen Blüthenunendlichkeit niemals gewandelt. Doch früher standen diese Blüthenbäume auch nicht in dem Maße wie heute um die Häuser, in allen Gärten, auf allen Flurwegen als Alleen und konnten so nicht durch ihre Menge den überwältigenden Eindruck machen. Sie wuchsen als wildwachsende Bäume, als vereinzelte Schönheiten zerstreut in den Wäldern. Von den eigentlichen Waldbäumen wurden aber damals einzelne nur dadurch national und heilig, daß die altgermanischen Völker sie Göttern und Göttinnen weiheten. An diesen hing dann das Herz des Volkes, von diesen sangen auch die Dichter. Mochte sich Auge und Sinn daher immerhin an den blühenden Apfel= bäumen erquicken, wenn man sie im Waldgehege prangen sah; keine Tradition der Vorzeit umwob sie und gab ihnen be= sondere Weihe. Sie hatten nur den Werth eines phantasie= vollen Schmuckes im Walde, aber nicht eines sinnigen frommen Gedankens in der Natur.

Gänzlich vergessen waren sie darum nicht in der frühern deutschen Gedanken= und Empfindungswelt. Wo wie im süd= lichen Deutschland die Apfelbäume reichlicher vorkommen, wo auch jetzt noch die Obstbaumblüthe im Mai ergreifender ist als im Norden unseres Vaterlandes, da vor Allem konnte man ihres überirdischen Zaubers sich nicht erwehren. Aus dem Sagenwalde ältester Zeiten erhebt sich geheimnißvoll die Kunde von dem „deutschen Wunderbaum", welcher so be= gnadet und gottgesegnet sei, daß er als geschmücktester Baum der Erde auch in der Christnacht eine Mitternachtsstunde lang gleichzeitig Blüthen und Früchte trägt. Ein solcher

Apfelbaum stand zu Tribur am Rhein, der dann herrlich wie
im Mai mit Blüthen überschüttet war und dessen Aepfel man
Dräutleinsäpfel nannte, nach Odins Beinamen Thrudo,
dessen Nacht seines Erscheinens die Wunschnacht ist, in welcher
alle Schätze sich sonnen, alle Wunder sich erfüllen und der
Wunschbaum blüht. Auch im Voigtlande und in seiner Nähe,
so wird gemeldet, gab es in alten Zeiten Apfelbäume, die in
der Weihnacht blühten und Früchte trugen. Einer stand zu
Weida in dem Kloster Cronschwitz, ein anderer bei Alten=
stadt bei Baireuth. — Wiederum nach einer Vorstellung der
alten Kelten, welche ganz die Wonne ausdrückt, mit der uns
die Pracht der blühenden Obstbäume berührt, war das Para=
dies das Avalon, d. h. das Apfelland; ebenso nach einer noch
im Mittelalter gäng und gäben Anschauung bestand das
Paradies in einem großen Garten mit blühenden und frucht=
tragenden Apfelbäumen, aus denen lieblicher Gesang ertönte.
Ja wie hätte deutsches Gemüth auch können ehedem völlig
unberührt bleiben von der Obstbaumherrlichkeit des Mai, wie
es keine zweite auf Erden gibt! Und wie ganz anders noch
würde ihr Preis vormals erklungen sein, wenn man unter
der heutigen Blüthenunendlichkeit gewandelt wäre!

Die Zeit hat sich eben geändert und die Blüthenbäume
leise mit. Seit die gärtnerische Hand ihre Sorten veredelt
hat, sind bei manchen, z. B. bei dem weitästigen Gravensteiner,
die Blüthen viel größer geworden. Obstbäume selbst werden
heutzutage auch massenhaft gezogen; nicht nur in jedem um=
friedigten Gärtchen und Garten sind sie der köstliche Maien=
schmuck, nicht nur weite Plantagen machen sie aus; nein,
soweit der Wanderer auf der Landstraße seine Schritte lenkt,

stundenweit wandelt er im Mai unter Blüthen, begleitet ihn
das frohe Gewühl der in den sonnigen Bäumen schwärmen=
den Hummeln und Bienen, und wohin er blickt, vorwärts
und rückwärts und zur Seite — Blüthenschnee und nichts
als Blüthenschnee! Das so geschmückte Land ist zum Paradiese
geworden.

Und wovon die heidnische Vorzeit noch gar nichts wußte,
welche ja nur die Apfel= und Birnbäume, die Pflaumen, die
Süß= und Traubenkirschen blühen sah, daß sind die Sauer=
kirschbäume, deren silbernes Blüthenweiß das myrtengrüne
Laub kaum noch durchblicken läßt. Ja das sterilste Sand=
und Kiesland, auf welchem am Boden nur die Wolfsmilch
und hartes Schmelegras gedeiht, hat doch Kraft genug, den
Sauerkirschbaum zu ernähren, der auch auf dem dürftigsten
Boden der deutschen Mark noch seinen Blüthenreichthum im
Mai mit ungebrochener Schönheit entfaltet und über diese
von der Natur scheinbar vernachläſſigten Erdstriche eine
Zauberanmuth webt, daß darin in diesen Tagen kein Unter=
schied mehr zu walten scheint zwischen den gesegnetsten und
armseligsten Ländern der Erde. Und doch stammt der Baum,
dem jetzt deutscher Sandboden genügt, aus den hochgelobten
Gegenden Kleinasiens, von wo ihn einst der römische Feldherr
Lucullus nach seinem Siege über Mithridates zunächst mit
nach Italien brachte, und der ihn von der Stadt Kerasunt,
in deren Nähe er ihn in Kleinasien getroffen, den Römern
als Cerasus bezeichnete, welcher Name aus unserem Worte
Kirsche noch herausklingt.

Von da an hat der edle Baum, der in wildem Zustande
nur ein Strauch mit hängenden Zweigen ist, seine mehrfachen

Wanderungen und Wandelungen durchgemacht. Er wurde von
Italien zunächst in die Gegenden des deutschen Rheinstromes
und von da allmälig über unser ganzes Vaterland verpflanzt.

Von Karl dem Großen wird berichtet, daß er den Anbau
der sauren Kirschbäume förderte. Schon im zwölften Jahr-
hundert waren sie in Schlesien wirklich einheimisch geworden.
Rasch nahm dann überall deren Cultur zu; im vierzehnten
Jahrhundert gab es plantagenartige Kirschgärten, und in
einem Kräuterbuch des sechszehnten Jahrhunderts heißt es
schon, sie wüchsen fast an allen Orten und an den Straßen.
Es gab damals schon überall Kirschalleen! Dabei ist der
Baum aber nicht völlig geblieben, wie er war. Die gärtne-
rische Cultur hat ihn zu den mannigfachen Sorten verändert,
die als saure Herzkirschen, Erd-, Sauer-, Süß-, Weichsel-,
Amarellen-, Glas-Kirschen u. s. w. in unseren Gärten und
Alleen im Mai um die Wette blühen. Ja, es sind wohl
Fremdlinge aus dem Morgenlande, und urdeutscher Herkunft
ist vielleicht nur der in unseren Wäldern noch immer wild
vorkommende Vogelkirschbaum mit seinen gleichfalls viel-
fachen Cultursorten. Aber der schöne Fremdling ist doch
deutsch, völlig deutsch geworden in Ausdauer und Segen. Er
geht auch in unseren Wintern nicht mehr zu Grunde; ist er
doch auch wirklich artenverwandt mit unseren ursprünglichen
Steinobstbäumen. Und wenn er im Juli seine dunkelrothen
Früchte reift, oder wenn im Mai seine blühenden Kronen
als herrlicher Brautkranz der Natur alle Straßen und Gärten
verzieren, von den Bergen bis in's Thal und bis in die
endlosen sandigen Ebenen der Mark hinein, — dann brauchen
wir wahrlich nicht mehr in die Ferne zu ziehen!

Betrachten wir ein einzelnes Blüthchen all dieser Blüthen=
bäume, auch der Pfirsichen, Aprikosen und Mandeln unserer
Gärten, um uns auch zu sagen, daß sie alle einer gemein=
samen großen Familie angehören. Jede Blüthe besteht aus
fünf Blumenblättchen, welche einem Kelche mit unterständiger
Frucht eingefügt sind. Wenn diese Blumenblättchen einzeln
abgefallen sind und die Frucht schwillt und reift, so sitzt
daher scheinbar der Kelch als ein Krönchen noch auf der
Frucht, wie es die reifen Aepfel und Birnen uns zeigen; aber in
Wahrheit stellt dies Krönchen nur die Kelchzipfel vor, während
die Aepfel= und Birnschale den unteren Theil des Kelches
dann bildet. Jede Blüthe hat auch durchweg reichliche, und
zwar meist zwanzig Staubgefäße. Nun, die Blüthenbäume
gehören eben sämmtlich zur Familie der „Rosenblüthler",
denn auch die Rose, nach der somit die ganze Familie ge=
nannt ist, hat solchen Blüthenbau; man unterscheidet unter
den Rosenblüthlern wiederum die „Mandelfrüchtigen", so=
genanntes Steinobst, und die „Apfelfrüchtigen", sogenanntes
Kernobst, insbesondere die Aepfel und Birnen.

Mit den Bäumen blühen in Flur und Wald nun auch die
Sträucher ohne Zahl. Mancher Strauch ist gleich den Obst=
bäumen in endloses Silberweiß gekleidet; die auch zur Gattung
der Kirschbäume gehörige Elsenbeere oder Ahlkirsche, welche
durch ganz Deutschland in Gebüschen, an Gräben und Bächen
reichlich sich findet, ist mit kleinen weißen duftigen Blumen
in überhängenden langen Trauben malerisch verziert; weiß=
blühend steht nicht minder der auf den Höfen wachsende
Theeflieder, die Eberesche unserer Wälder und der, wie
in Gärten, so überall an Fluß= und Teichufern, in feuchten

Gebüschen und an Waldrändern vorkommende Maßholder oder Schneeballstrauch. Aber auch in anderen Farben blüht die Strauchwelt aller Orten. Mit hängenden goldgelben Glöckchentrauben überschüttet prangt in Hecken und Gebüschen, an Mauern, Zäunen und auf Schutthaufen die echtdeutsche Berberize oder der Sauerdorn, dessen stachelrandige Blätter und dornige Aeste die Bienen nicht abhalten, die Berberizen im Mai für ihren Lieblingsstrauch zu erklären und emsig zu umschwärmen. Ihrem prächtigen Schwefelgelb oder Goldgelb kommen nur die schmetterlingsblüthigen, weit größeren Trauben des Goldregens oder Cythisus gleich, dessen schlanke, blüthenschwere Zweige den Schattensitz im Garten hoch überwölben, oder in den Wäldern aller Sandgegenden der ähnliche Sarothamnus, das hohe Rehhaidegesträpp, welches weite Waldstrecken im Mai mit zahllosen Goldblumen durchblüht. Wie sollten wir nicht den in blauviolette Farbe getauchten Hollunder (Flieder, Syringe) preisen, dessen mächtige Blüthensträuße die ganze Krone dieser hohen Sträucher bilden! Und doch kannten unsere Vorfahren einen Frühling auch ohne ihn, denn erst seit wenigen Jahrhunderten blüht und duftet er auf deutschem Boden und schmückt den deutschen Mai. Aus dem Oriente, wo er bereits Lillach hieß, wurde er 1562 durch den österreichischen Gesandten Busbeque, welcher am Hofe des Sultans sich längere Zeit aufhielt und den Lillach da kennen lernte, nach Europa gebracht, und zwar in einem einzigen Exemplare, von welchem aller Hollunder in Deutschland, Frankreich und Belgien nachweislich abstammt. Ihm folgte im Jahre 1640 aus Persien nach Europa der bekannte per=

fische Hollunder und manche andere in unseren Gärten kulti=
virte Art.

Wir dürfen aber nicht meinen, daß die blühenden Bäume
und Sträucher nur uns Menschen beseligen wollen und nicht
auch selber dabei eine Seligkeit genießen. Blühen heißt in
der Pflanzenwelt ja nichts als Lieben! Wenn die Knospe
springt und die Blumenkrone sich aufthut im Sonnenschein,
so sind damit auch für die vielleicht nicht empfindungslosen
Pflanzenwesen die Tage der Liebe angegangen, welche um so
inniger ist, je kürzer sie währt. Die Staubblätter mancher
Blüthen zittern thatsächlich dann in Erregung, und ihr goldiger
Staub weht an die sich entgegenneigenden weiblichen Griffel.
Daß während dieser Vorgänge nur kein Regen in die blühende
Brautkammer falle und jene Bestäubung störe, diese Bedingung
künftiger Früchte, welche am besten erfüllt wird, wenn im
Sonnenschein die Blumen sich weit öffnen und die inneren
Blüthentheile in ungehinderten Austausch treten können.
Freilich wissen sich die Blüthen auch vielfach zu helfen, indem
sie etwa beim Regen sich wieder knospenartig schließen. Es
währt ja die Zeit des Blühens eben nicht lange und darf
nicht ungenützt verstreichen.

Auch wir wissen, daß das Köstlichste am frühesten vergeht.
Kaum daß wir jubeln: der Mai ist gekommen! — so sind seine
Tage fast schon vorüber. Wir streiften nur die köstliche Ober=
fläche, ohne jemals ganz gesättigt zu sein.

3.

Nur ein Feldblumenstrauß.

———ᴧᴧᴧ———

Der Sommer ist herbeigekommen, die Obstbäume sind längst verblüht. Zwischen den hochaufgeschossenen Aehren, welche schon der Ernte entgegenwogen, blüht nun die mannigfache Schaar der allbekannten Feldblumen, und nimmermehr möchten wir ihre Poesie, diese poetischen Kinder unserer Fluren entbehren.

Einen Feldblumenkranz winden die Schnitterinnen und legen ihn um die Garbe für den letzten Erntewagen. Auch die alte Sitte ist noch nicht überall vergessen, nach welcher unsere heidnischen ältesten Vorfahren einen Büschel Getreide für die Rosse des Gottes Odin auf den Feldern stehen ließen und einen Kranz oder Strauß darüber legten, um Auge und Herz des Gottes zu erfreuen. Und einen Feldblumenstrauß sammelt das Kind, die Jungfrau; der Jüngling sucht „das Schönste auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt". Die Maler haben jederzeit den Feldblumenstrauß lieber gemalt, als das stolze Bouquet aus den Gärten und Treibhäusern; selber der heilige Mund des Bergpredigers hat ihn geweiht durch seinen Preis der Lilien auf dem Felde.

Nur solch schlichten Strauß auch wollen wir pflücken, ihn umwinden mit dem Mancherlei, was das Volksgemüth von jeher bei den einzelnen Blumen sann und dichtete.

Die Thore der Stadt liegen hinter uns mit ihrem Häusergewühl und Menschengedränge. Wenn wir über die Linden und Pappeln vor der Stadt hinaus sind und endlich abseits der staubigen Landstraße den breiten rasigen Triftweg in's Feld einschlagen, welcher zu einer fernen andern Mark führt, dann wird es allmählig stiller und einsamer um uns her. Von Weitem sehen wir die Häuser und Thürme wohl noch aufsteigen; von der Heerstraße dringt das Geräusch der Wagen und das Rufen der Menschen kaum noch leise und dumpf zu uns herüber. Aber um so lebendiger redet das zu buntem Gemisch hier um uns versammelte Blumenvölkchen, welches zwischen den Getreidehalmen hervor neugierig uns ansieht, zu unseren Füßen im kurzen Triftgrase und am Rain sich streckt oder lagert, an einzelnen Halmen auch wohl keck emporklettert.

Unser Auge ruht vor Allem auf den im himmelblauen Kleide stolzirenden K o r n b l u m e n. Von den Tagen der Kindheit her heimeln sie uns an. Uns ist, als beanspruchten sie auch, daß wir sie zuerst beachten und zum schmucken Strauße pflücken. Legt uns doch selbst der Dichter die Korn= blume (Centaurea cyanus) an's Herz:

> „Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
> Flechtet auch blaue Cyanen hinein."

Und wie sollte sie unser deutsches Volk nicht vor allen anderen lieben, die Lieblingsblume unseres Kaisers Wilhelm I., der über den Lorbeer des Siegeshelden die blaue Feldblume nicht vergessen hat, welche er in der Jugend schon lieb und werth gewonnen hatte von seiner hochseligen Mutter her, der

besten Königin Luise. In Deutschlands schwersten Tagen
trat diese, den Kornblumenkranz statt des Diadems im Haar,
den übermüthigen Feinden ihres Landes einstmals herb ent=
gegen und deutete den stolzen Spöttern diesen Kranz: das
Land sei verwüstet und verarmt, so daß dessen Königin statt
der Diamanten nur noch die Blumen des Feldes tragen könne.

Wie die Cyanen oder Kornblumen verdienen es die
Klatschrosen und Raden aber kaum minder. Sind doch
auch sie Gäste bei uns, welche man ehren muß, und zwar
gleich den Kornblumen sind auch sie, sammt noch einigen
anderen Feldblumen, Kinder des Morgenlandes, die mit den
goldenen Körnern der Ceres vor freilich langer Zeit bei uns
sich einfanden. Sie verkehren drum noch immer ausschließlich
nur mit dem Kornfelde. Wir finden sie wohl einmal vereinzelt
auf einer Wiese, einem Schutthaufen, einem Kartoffellande,
an einem Waldsaume; aber da verlieren sie sich stets bald
wieder, denn sie gedeihen eben nur im lauschigen Schatten des
ihnen heimathsverwandten Getreidevolkes. Dessen Unkräuter
nennen wir sie; aber sie schaden demselben kaum etwas, und
wenn sie in noch so dichtem Gewühl da beisammen stehen,
etwa mit Ausnahme der nelkenblüthigen eleganten Rade
(Lychnis Githago); diese mag trotz ihrer schönen lilaen Rad=
blumen kein Landmann leiden, weil der bittere Same dieser
Pflanze sein Getreide in Verruf bringt. Indessen ist wiederum
gerade die Rade auch im Landleben nicht völlig verachtet.
Wie sie im Erntekranze mit prangt, ist sie besonders in
manchen Gegenden Deutschlands den jungen Burschen und
Mädchen ein inhaltvolles Wahrzeichen. Die Burschen pflegen
sie nach alter Sitte denjenigen Mädchen, um welche sie freien

wollen, in's Fenster zu werfen, — sie ist ihnen die Blume des Geständnisses aufrichtiger Liebe.

Als Befreundete des Aehrenfeldes stehen diese Fremdlings= blumen der Sage nach aber auch alle unter dem Schutzgeist des Feldes, der geheimnißvollen Roggentrud oder Roggen= muhme. Wenn im Mittagsbrande die Getreideähren stärker duften, geht diese leisen Trittes durch die Fluren und erschreckt und vertreibt dann die Kinder, welche leichtfertig in die Aehren treten, Kornblumen zu pflücken. Sie ergreift dieselben sogar wohl, säugt sie an ihren schwarzen Brüsten, und kläglich kommen sie um. Ja, sie betäubt auch zuweilen harmlos Vorübergehende. Kennen wir doch den so eigenen, süß betäubenden Geruch, welchen die üppigen Roggenfluren besonders unter der glühenden Mittagssonne uns entgegen= athmen!

So hätten wir die buntesten Zierden der Getreideflur zum Strauße beisammen, die blauen, rothen, lilaen Farben, die Kornblume, Rade und Klatschrose. Diese konnten wir all und überall finden, auf ödestem Sandlande wie auf edelstem Weizenboden, im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes, in den Fluren der Ebenen so gut wie auf den Feldern, welche die Gebirgshöhen sich hinaufziehen. Aber wenn Kornblumen und Raden überall dieselben sind, so tritt der Mohn in mehreren Arten auf. Wohl haben die Klatsch= mohne (Papaver) alle dieselben scharlachenen oder feuerfarbenen Blumen, aber vor Allem die Früchte sind wesentlich verschieden bei den einzelnen Arten. Wir mögen nur die einzelnen Klatschrosen unseres Straußes darauf hin einmal betrachten. Hier pflückten wir einen dieser Mohne, dessen sterngekrönte

Frucht zu einer schlanken Keule verlängert ist, den Zweifel=
mohn (P. dubium); bei einem andern ist sie fast ebenso
gestaltet, aber mit aufstehenden Borsten dicht bekleidet: es ist
der Sandmohn (P. Argemone), die kleinste und schwäch=
lichste Art; bei noch einer anderen, nämlich dem Feldmohn
(P. Rhoeas), bildet die Frucht ein schönes Oval und die
ganze Pflanze ist sehr ansehnlich. Blicken wir sodann die
Blätter und den ganzen Wuchs dieser Arten an, so werden
wir darin gleichfalls Verschiedenheiten entdecken. Diese
Schwestern des orientalischen Schlafmohn unserer Gärten
finden wir somit doch als sehr verschiedene Schwestern im
Getreidefelde beisammen.

Der geehrte Leser oder Leserin, deren Heimath durchweg
leidiges Sandland ist, wird sich mit den genannten Getreide=
blumen so ziemlich begnügen müssen. Nur der schwefelgelbe
Hederich (Raphanus Raphanistrum) oder der diesem sehr
ähnliche Ackersenf (Sinapis arvensis) machen sich da noch
bedeutsam geltend und überziehen ganze Fluren mit ihrem
satten Gelb, daß diese wie goldige Rübsenfelder schon aus
der Ferne leuchten. Oder die schlanke gelbe Ackerranunkel
(Ranunculus arvensis) lugt zwischen den hohen Halmen her=
vor. Die Kamille, ein echtes Kind des Sandes, deren
Duft stark und doch beruhigend ist, durchblüht massenhaft
einzelne Felder; Wicken und Erven aller Art, mit blauen,
rothen, violetten Schmetterlingsblüthen ranken umher und
empor. Vor Allem die anmuthigen Becherblumen der Acker=
winde (Convolvulus arvensis) vermissen wir nirgends; ihre
langen pfeilblättrigen Stengel schlingen sich kletternd von
Halm zu Halm und umhalsen in Verstrickung auch andere

Feldblumen. Diese weißblumige Verwandte der farbigen Winden und Ipomäen unserer Gärten wird auf unseren Feldern oftmals aber auch farbenschön; in helleres oder dunkleres Burgunderroth getaucht, blicken einzelne Becher uns an und erzählen uns dabei von der Huld der heiligen Jungfrau Maria, der sie das zu verdanken haben wollen. Wie die Sage berichtet, war einst ein Fuhrmann mit seinen Pferden und schwerem Wagen auf morastigem Wege stecken geblieben. Er hieb und trieb, aber die Pferde kamen nicht von der Stelle. Als er nun voller Verzweiflung war, trat eine herrliche Frauengestalt herbei; mit freundlichen Worten redete sie den Pferden zu. Diese zogen an, die Räder ächzten, und siehe, der tief eingesunkene Wagen kam wieder in Gang. Nun holte der dankbare Fuhrmann einen Labetrunk hervor, füllte ein Glas mit dem rothen Wein und reichte es der treuen Helferin in der Noth. Aber das Glas war so voll, daß einige Tropfen überflossen; sie fielen auf die weiße Ackerwinde. Und zur Erinnerung an das dankbare Herz des Mannes trägt diese Blume seitdem fort und fort die Spuren des rothen Weines.

Wo die Natur aber gütiger war und schweren Weizenboden gab, ja wo alluviales Gebiet, womöglich gediegener Lettenboden sich findet, da ist eine noch mannigfaltigere blühende Auswahl zur Hand. Vor Allem eine blaue und eine rosenrothe Blume durchwirken da in ganz wunderbarer Schönheit alle Saatenfluren und wollen dem Landmann das blühende Zeugniß für die Bodengüte solcher Gegenden sein. In dunklem Schönblau erhebt sich der Feld-Rittersporn (Delphinium Consolida), welcher den in unseren Gärten kultivirten Ritter-

spornen weder an Farbenpracht noch elegantem Wuchs
nachsteht. Welche allerliebste Feldblume, auch wenn wir sie
einmal näher ansehen! Wie ein Delphin ist jede der einzelnen
Blüthen gestaltet, und wie die treuen Fische des Arion
schwimmen sie, von hohen Stengeln getragen, in dem wohligen
Aehrenmeer. Bezeichnend ist darum für den Rittersporn der
Name Delphinium, und durch diesen originellen Blüthenbau
steht die schöne Feldblume ganz einzig da unter allen anderen
Florakindern. Noch eigenthümlicher freilich dürfte eine frühere
Verwendung des Rittersporns sein, dem man zutraute, daß
er kranke Augen gesund machen könne. Und zwar knetete
man ihn zu dem Zwecke mit Jungfernwachs zu einem Kügelchen
zusammen und trug dasselbe um den Hals, indem man zu-
gleich für die heilige Ottilie, welche als Augenheilige galt,
drei Messen lesen ließ und in ihrem Namen die Armen be-
schenkte.

Indem wir weiter den Feldpfad entlang schreiten, wird
unser Blick gefesselt durch die rosenrothe Blüthenpracht der
Platterbse (Lathyrus tuberosus), welche ganze Felder mit
dem Zauber ihrer Farbenköstlichkeit und Blüthenfülle über-
schüttet. Es ist unstreitig die lieblichste aller deutschen wicken-
artigen Blumen, und in Staunen und Entzücken geräth der
nur mit der Feldblumenflor von Sandgegenden Vertraute, wenn
er bei einer Wanderung etwa durch die fruchtbaren Auen
der Magdeburger Börde diese rosige Schönheit der Felder
zum ersten Male erblickt. In zarte Morgenröthe getaucht
erscheinen aus der Ferne solche Felder. Wenn wir herbei-
kommen, überrascht wiederum der süße Geruch dieser Feldschönen.
Nun mögen wir sie näher betrachten. Wir erkennen sie als

eine reizende Kletterpflanze; an den Halmen klimmt sie
empor bis zu den Aehren hinauf, umschnürt diese hie und
da mit ihren Ranken, und oben angekommen entwickelt sie
die Herrlichkeit ihrer reichen schmetterlingsblumigen rothseidigen
Blüthensträuße. Freilich, dem Landmann sind sie für die
Saaten nur störende Rankenpflanzen; aber darum können
wir um so eher einige der Blüthen pflücken oder vielmehr
einige Stengel von den umhalsten Halmen losreißen und
unserm Strauße bestens beifügen.

Hie und da lockt im Aehrengedränge wohl noch manche
andere Feldblume, welche wir freudig begrüßen. Ist doch auch
fast die ganze Toilette der Cyprischen Göttin hier zu finden!
Der zierliche Venuskamm (Scandix Pecten Veneris) drängt
sich zwischen die Halme, eine der Petersilie oder dem Körbel
ähnliche weißblüthige Doldenpflanze, deren zierliche Früchte
lang wie Nadeln sich strecken und artig gereiht wie ein Kamm,
so daß diese Pflanze dem Haare der schönen Liebesgöttin wohl
gewidmet werden konnte. Auch der Venusspiegel zeigt sich
uns in einer am Boden sich hinstreckenden Pflanze, deren
veilchenblaue Windenblumen als zahllose blaue Metallspiegel
vom Boden her uns anschauen. Die Blumen des Venusspiegel
sind so schön, daß sie auch in Gärten verpflanzt sind, wo sie
die Beete malerisch überziehen, sowie man sie auch in Töpfen
gern am Fenster hegt. Die Venus, welche, einst dem Meeres-
schaum entstiegen, sich hinter einem Myrtenbaume versteckte,
aber immer dem Meere zugethan blieb, — wir finden sie
sinniger Weise so noch immer im Aehrenmeere. Auch ihre
Lieblinge stehen da in blühender Anmuth umher. Die Göttin
hatte vor Allem den schönen Flötenspieler Adonis sich aus-

erwählt; er wartet noch heute in der Nähe der genannten Venuspflanzen: das Adonisröschen (Adonis aestivalis), eine schlanke, zierliche Pflanze mit feingetheilten Blättern, zinnober= oder dunkelrothen, zuweilen goldgelben Röschenblumen. Es streckt sich unwillkürlich die Hand aus, auch diese reizende Ackerzierde zu brechen.

Ob die Schaar der echten Feldblumen damit geschlossen ist? — Die schönsten dürften wir allerdings gepflückt haben. Aber ihre Zahl ist bei weitem größer, als der durch das Feld streifende harmlose Wanderer meint. Wir treffen ab und zu, oft weite Fluren völlig überblühend und da dem Land= mann verhaßt, die goldgelbe kamillenblüthige Wucherblume (Anthemis segetum). In Gegenden, wo sie vorkommt, ist sie ganz gemein verbreitet und jedem Bewohner wohl be= kannt, aber sie kommt eben nicht allerorten vor. Auch manche andere Blumen können wir nur in bestimmten Gegenden finden. In weiten Strichen Deutschlands suchen wir völlig vergeblich etwa das seltsame steife Hasenohr (Bupleurum rotundi- folium), die mit großen Dornfrüchten starrende Haftdolde (Caucalis daucoïdes), das kleine dreihörnige Laabkraut (Galium tricorne), die großblumigen Schirmdolden der Or- laya grandiflora, aber in Kalkgegenden, besonders in den Districten des Muschelkalk, sind diese die Charakterpflanzen aller Feldfluren.

Unser Feldblumenstrauß dürfte jetzt wohl groß genug sein. Doch fehlt dem Strauße noch die eigentliche Grazie, welche erst die zart gefiederten hohen Rispenschweife der Gräser verleihen können. Eine sinnige Hand wird nie versäumen, diese dem bunten Strauße einzufügen und so demselben eine

besondere Anmuth geben. Das Feld selber bietet dazu bestens geeignete Gräser, welche gleichfalls ausschließlich im Getreide vorkommen. Bald werden wir bei nur einiger Um= schau die Rispen der Getreidetrespe (Bromus secalinus) erblicken, deren einzelne Aehrchen wie ovale dicke grüne Perlen flatterig hängen, ein Gras, das vormals im Rufe der Giftigkeit stand, jedoch völlig unschuldig ist. Das einzige giftige deutsche Gras ist der schlanke weizenährige Taumellolch (Lolium temulentum), gleichfalls ein Getreidegras, welches vielleicht unweit davon steht. Aber in den Feldblumenstrauß mag auch dieser ohne Gefahr aufgenommen werden; ist ihm doch auch das Volk nicht durchweg gram und weiß ihm sogar manche Tugend nachzusagen. Man erzählt sich, daß der Lolch wenigstens den Obstbäumen zuträglich sei; wenn dieselben ihr Obst unreif abfallen lassen, brauche man ihren Stamm nur mit einem Kranz von Lolch zu umgürten, so sollen sie am Baume bleiben und weiter reifen. — Allüberall aber gewahren wir über dem Aehrenfelde, und die Getreidehalme noch über= ragend, die wehenden blaßgrünen Rispen des feinstblüthigen, malerischesten aller deutschen Gräser. Jedem leisen Windhauch hingegeben wallen und neigen seine großen vollen und doch so zartest zertheilten Blüthenschweife als luftige Wimpel über dem wogenden Aehrenmeer. Das Volk hat es bezeichnend den Windhalm (Apera spica venti) benannt, und unserm Feldstrauße dürfte es ein Schmuck sein, den kein anderes Gras ersetzt.

Wir vergessen aber nicht, als edelste Gräser auch goldene Getreideähren in den Strauß zu legen. Denn Gräser sind auch diese! Das sind sie nach ihrem botanischen Bau; nur

sind durch das Bemühen der bildenden Menschenhand ihre
Körner größer, voller, mehlhaltiger geworden: eine Nahrung
für den Menschen, der Segen des täglichen Brodes! Sie
sind die Culturgräser, mit deren Anbau der Culturzustand
der Menschen selber begonnen hat.

Freilich ein Feldstrauß aus Blumen, Gräsern und Aehren
nur ist's, was wir nun in der Hand halten. Aber ob er
nicht unvergleichlich schön ist in seiner Farbenpracht und zarten
edlen Form? Weiß er doch auch zu erzählen von alter und neuer
Zeit, von der Treue dieser Blumen zu den wogenden Halmen
des Feldes bis auf den heutigen Tag. Er weiß nicht minder
zu sagen von den seltsamen Gedanken und Gebräuchen unserer
Vorfahren, deren Gemüth tiefer als das unsere sich in das
Leben des Feldes und dessen blühende Flor versenkte.

4.

Am Feldrain.

Noch manche andere Blume können wir zu unserm
Feldsträußchen pflücken, wenn wir am Feldrain entlang wandern.
Der Feldrain ist von jeher dem Deutschen ein poetischer
Landstreifen gewesen. Hier wandelt der Landmann entlang,
wenn er am Sonntagnachmittag seine Fluren begeht, um
sich ihrer andächtig zu freuen oder sie dem Nachbar zu zeigen,
der auf Besuch bei ihm ist. Es schleicht da auch der Feld=
dieb vorsichtig im Morgengrauen. Die Schnitter ruhen hier,

wenn die Sense einmal ruht und das einfache Mittagsessen verzehrt wird. Hier liegen die Kinder und spielen umher, welche die Mutter doch nicht daheimlassen wollte, während sie draußen im Felde die fleißigen Hände regt.

Der Rain ist so schön vor Allem, weil er so blumig ist! Oder wäre der Leser noch nie zwischen den Aehrenfeldern über ihn hingeschritten und hätte sich gefreut des buntblumigen Gewühles aller der mannigfachen, gerade da angesiedelten Kräuter und den erquickenden Duft derselben eingeathmet! Eigenthümlicher Weise ist's aber eine ganz aparte Flor, welche da steht. Mögen einzelne dieser Blumen auch auf Trift= wegen oder unter Hecken und an Landstraßen sich einmal finden: ihr ureigenster Platz ist doch eben der Feldrain!

Wir sind überrascht von der blühenden Fülle, die sich angesiedelt hat auf den schmalern oder breitern Landstreifen. Den Rain bricht keine Pflugschar um; es können darum hier die Flurpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht sich ungestört weiter entwickeln, und darum sind es charakteristisch zum größten Theil auch ganz andere, als welche im dichten Halmen= meere des Feldes prangen. Sie brauchen nicht jedes Jahr von neuem aus Samen zu erstehen, wie doch für die Korn= blumen, Raden, Mohne, Rittersporn und Hederich, kurz für alle eigentlichen Feldblumen nöthig ist. Wir haben es daher bei der Rainflor nicht mit einjährigen, sondern zumeist mit mehrjährig ausdauernden Pflanzen zu thun. Ihre holzigen Wurzeln gründen sich fester und tiefer in den Rainboden; sie selber auch sind meist holzige Pflanzen, deren viele wir kaum pflücken können, sondern abbrechen oder vielmehr ab= reißen müssen.

Solche völlig holzige Rainpflanze erhebt sich stolz und
edel dort kerzengerade mit dunkelgrünen fiedertheiligen Blättern,
welche an die Wedelblätter der schönsten Farrn erinnern, und
der hohe Stengel ist gekrönt mit einer Dolde dunkelgelber
Blüthenköpfe; Rainfarrn ist darum der bezeichnende deutsche
Name. Ein starkes, fast allzustarkes Aroma strömen die schönen
vollen Blüthen uns zu, und die Blätter machen für unsere
Geschmacksnerven, wenn wir es probiren wollen, sich geltend
durch heftige Bitterkeit. Sollte mancher Leser diese Pflanze
nicht kennen, so kennt sie doch jeder — Schlächter, wenigstens
in den meisten Gegenden Deutschlands; nach altem Herkommen
holt und verwendet dieser die harten Stengel dieser Pflanze
als Speiler zu seinen Würsten. Somit hat aber Jedermann
Stengelstücke des Rainfarrn schon in Händen gehabt. Anderes
Holz thäte es wohl auch, indessen liegt dem Gebrauche eine
alte volksthümliche Vorstellung zu Grunde, wonach die
Wurst doch so am besten berathen ist. Der Rainfarrn stand
ja von Alters her im Rufe, gegen Hexen und Zauber kräftig
zu sein, und somit war die mit solchem Holze gespeilte Wurst
gesichert vor Hexentrug und bösem Zauber. Mit großen
rothen Blüthensträußen wächst hier am Rain auch der von
allen Unholden und Unholdinnen am meisten gemiedene
Dosten, ein Kraut mit thymianartigen feinen Blüthchen und
Blättern, bis mehrere Fuß hohen geraden Stengeln, welches
in den meisten deutschen Landstrichen, nicht freilich in Sand-
gegenden, am liebsten auf Kalkboden, massenhaft vorkommt.
Es ist eine schlanke, zierlich blühende Pflanze; aber wir mögen
bei ihrem Anblick uns zugleich froh und glücklich preisen,
in einer Zeit zu leben, wo wir harmlos uns der Schönheit

dieser Blume freuen können, ohne an Hexen und Zauber zu denken und uns des Schutzes dieser Blumen versichern zu müssen. Denn so war es vordem, als das Volk den Vers ersann:

Dosten, Dorant und rothe Haid
Bringen den Hexen vieles Leid.

Ja, der Dosten war ein mächtiges Kraut gegen Alles, was zum höllischen Reich gehörte, auch gegen Gespenster und jegliche Geisterwelt. So erfuhr es jene Frau, welche, wie eine Sage geht, von einem Gespenste gelockt wurde und demselben unwiderstehlich folgen mußte. Es ging mit ihr durch einen Garten und bat da plötzlich erschreckt die Frau, nicht auf den daselbst wachsenden Dosten zu treten, indem es sprach: „Hebe auf dein Gewand, daß du nicht fallest auf Dosten und Dorant." Dies letztere Kraut war nicht minder den Unholden verhaßt. Glücklicher Weise erinnerte sich die Frau aber, einmal von der Kraft des Dosten gehört zu haben. Und siehe, als sie sich rasch nun in dies Kraut legte, war das Gespenst alsbald verschwunden. Aehnlich war die Wirkung in einem andern Falle, wo ein Mädchen ihrer Mutter mittheilte, ihre Pathe habe sie gelehrt, Mäuse zu machen. Die Pathe ist eine Hexe, dachte die Mutter, und sie nähte ihrem Kinde nun heimlich Dosten und Johanniskraut ins Kleid. Als dasselbe einmal wieder zur Pathe ging, harrte ihrer dort schon der Teufel, um das Mädchen zu entführen. Aber nun roch er den Dosten, entwich jämmerlich, und rief aus: „Dosten und Johanniskraut verführen mir meine Braut!" So mag sich auch die mittelalterliche Sitte erklären, daß die Henker jene armen als Hexen gefolterten Mädchen und Frauen, wenn

diese unter den Folterqualen ohnmächtig wurden, mit Dosten
zu beräuchern pflegten; dann konnte ja der Teufel sich ihrer
nicht mehr annehmen, ihnen nicht mehr durch die Ohnmacht
über Folterschmerz und Geständniß weghelfen. So ist der
mittelalterliche Aberglaube in seiner unheimlichen Geschichte
reichlich durchwoben von seltsamen Berichten über die unver=
gleichliche Wirkung des thymianartigen Dosten.

Ueber die rothe Haide, über den duftigen Thymian
treten wir ferner beim Gange den Rain entlang. Sie blühen
und duften uns Frohsinn und Naturfrieden, und die über
dem Thymian summenden, surrenden Bienen und Insekten
allerlei, welche den letzten Zug des Tages trinken, um dann
heimzukehren in ihre Baue und Wohnungen: sie sind uns
Stimmen der Lust und des Wohlseins, mit dem eine
gütige ewige Mutter alle ihre Creaturen beglücken und be=
freien will.

In rothen Tönen blüht es noch reichlicher vor uns her
auf dem Rain. Mit flüchtigem Gruße gehen wir vorbei an
gar manchen in diese Farbe der Wärme getauchten Blumen.
Bewundernd bleiben wir einen Augenblick aber stehen vor
einer der schönsten aller Flurpflanzen. Lang hingestreckt, oft
dicht über einandergelegt sind deren zähe Stengel und mit
fiedrigen Blättern besetzt; so lagern sie umher und an ihrem
reichen Gezweige prangen weiße, rosenroth gemischte Blumen=
büschel neben Blumenbüscheln, und diese in einer Fülle und
Größe, daß ganze Plätze davon zauberisch überschwellt sind.
Und welche Anmuth im Bau jeder einzelnen Blüthe! Zu
den Schmetterlingsblüthlern, dieser höchst organisirten Pflanzen=
familie gehörig, ist sie wickenblüthig zusammengesetzt aus

einer rosenrothen Fahne, röthlichen Flügeln und weißem Schiffchen, — eine der reizendsten Phantasien, welche die Pflanzenwelt zu Stande gebracht hat! Und es sind dieselben bis über zwanzig zu einer dichten Dolde, gleichsam einer rosigen Krone zusammengestellt, weshalb das Volk diese schöne Flurblume mit Recht die Kronwicke benannt hat. Besonders auf kalkigem Sandboden findet sie sich überall und da oft in solcher Menge, daß ein von ihr besetzter Feldrain wie ein Rosenband zwischen den grünen Kornfeldern sich hinzieht. Die Kinder springen freudig herzu, eine ganze Hand voll zu pflücken, und wir selber stehen in Entzücken verloren vor dieser aus ödem, gelbem Sandboden wie hervorgezauberten Blumenherrlichkeit. — Unweit davon scheint noch eine schön= heitliche Schwester dieser Kornwicke am Rain zu stehen: nur mehr vereinzelte und noch größere, in Form und Färbung aber ganz ähnliche Blumen auf aufrechtem, dornigem, klein= blättrigem Stengel. Es ist eine botanisch nahe Anverwandte, aber doch eine ganz andere Gattung: der Weiberkrieg, wie ihr Name scheinbar geheimnißvoll lautet. Eine schöne Fragerin möchte wohl wissen, was der häßliche Name be= deute. Aber ich bitte zuvor, einen der zähen Zweige abzu= brechen. Ihr luftiges Kleid streift dabei nahe an: die Dornen haben es schon erfaßt, — und sie fragt nicht wieder woher der Name Weiberkrieg rühre.

Wenn die beiden letztern nur schön sind, ein phantasie= voller Schmuck des Raines, so erhebt sich vor uns mit hohen großen goldgelben, reich= und feinblumigen Blüthen= schweifen die duftigste aller Flurpflanzen, welche keinem deutschen Raine fehlt und massenhaft da vorkommt. Das gelbe Laab=

kraut ist es. Als dichte hohe goldige Ruthenbüschel strebt
es schlank empor zwischen all' dem niedrigen Gekräute, als
dessen vornehmstes es sich nicht minder durch einen starken,
jedoch überaus lieblichen Geruch auszeichnet. Seine vier-
blättrigen feinen Blumensternchen, deren ein einziger Blüthen-
schweif viele hunderte trägt, sowie die wirtelig gestellten
schmalen Blätter des Stengels kennzeichnen es als nahe An-
verwandte der industriell so werthvollen Krapppflanze, gleich
welcher es zu der Familie der Stellaten oder Rubiaceen ge-
hört. So viel Arten Laabkraut in Wald und Wiese, an
Ufern und Felsen für den Botaniker aber wachsen mögen,
— das Volk kennt doch nur das gelbe duftige Laabkraut am
Rain und wußte von jeher über dasselbe um so mehr zu
sagen. Wenigstens in früherer Zeit; die Neuzeit ist der
grünen Natur ja fern getreten und hat vor Allem die Sagen,
Gebräuche und Erfahrungen von Kräutern und Blumen ver-
lernt, in welche sich Gemüth und Beobachtung der frühern
Zeit so gern und innig versenkte. Selbst bis auf die Namen
der Pflanzen in Wald, Flur und Aue hat nicht nur der
Städter, sondern haben vielfach sogar die Anwohner der
freien Natur sich des Sinnes für die deutsche Blumenwelt
entschlagen. Viel Irrthum und Aberglaube ist vormals freilich
mit untergelaufen, dessen Kenntniß für uns nun mit zu der
Geschichte der Pflanzen selbst gehört und sie uns gedankenvoller
und interessanter macht durch solchen geschichtlichen Hinter-
grund. Unser Laabkraut vornehmlich hat früher hohe Ehren
gehabt. Es trug auch den seltsamen Namen: „Unserer lieben
Frauen Bettstroh." Man wollte nämlich wissen, daß die Jung-
frau Maria im Stalle zu Bethlehem diese duftige Pflanze ihrem

Neugeborenen in der Krippe untergebreitet habe. Natürlich mußte es in Folge davon seitdem wunderbare Eigenschaften erhalten haben, und es hat somit guten Grund, daß unser Laabkraut nicht blos in natürlicher Wirkung als Laab für die Milch verwendet wurde, sondern dessen Säfte fort und fort auch das begehrteste Wunder verrichten konnten: nämlich das Leben weit über das gewöhnliche Maß zu verlängern. Das Volk erzählte sich von einem Könige am Rhein, welcher sich sehr vor dem Tode fürchtete und seinen Aerzten höchsten Lohn versprach, wenn sie ihm ein Mittel wider den Tod gäben. Da verordneten sie ihm als ein Geheimniß den Saft des Laabkrautes; wenn er davon jeden Tag ein wenig genieße, werde er uralt werden. Einer seiner Knechte, der sich gleichfalls ein langes Leben wünschte, hatte von dem Saft genascht und der König erfuhr dies. Als er zornig denselben zur Strafe dafür nun wollte hinrichten lassen, wußte der Knecht sich aber klug zu retten, denn er sprach: „wenn ich von dem Safte getrunken und dennoch sterben muß, so hilft ja der Saft nicht wider den Tod!“ Das machte den König bedenklich und er schenkte dem Knechte das Leben, und sie haben beide noch lange gelebt. Alt und lebensmüde sind sie endlich freilich doch gestorben; denn sie leben heute beide nicht mehr.

Das Laabkraut hat in der That mindestens aber eine prophetische Gabe. Es kann nämlich das Wetter anzeigen! Wenn seine Blüthenrispen sich auseinander blähen und vornehmlich stark duften, so hat die Erfahrung gezeigt, daß das gute Wetter dann meist umschlägt und Regentage kommen. Es ist dadurch ein zwar nicht untrügliches, doch nach hie und

da herrschender Volksmeinung nicht ganz verächtliches blühendes Barometer.

Derselbe Name „Unserer lieben Frauen Bettstroh" hatte vordem im Volke noch eine andere Blume, welche gleichfalls auf dem Feldrain wächst: hoch und schlank wie das Laabkraut, aber mit duftlosen, weit größeren goldgelben, seidig glänzenden Blumen. Ihre Blätter, gegen das Licht gehalten, sind von lichthellen Punkten durchsetzt, und diese Punkte sollen von Nadelstichen herrühren, welche der über den Segen dieser Pflanze ergrimmte Teufel ihr einst beibrachte. Das ist das Hartheu oder Johanniskraut. Es gehört als nothwendigste Blume in die Johanniskrone oder den Johanniskranz, welche man hie und da in Deutschland am Johannistage aus Feldblumen windet und festlich über die Hausthür hängt. Es ist das eine Sitte, welche als jahreszeitliche Poesie an vielen Orten, mir bekannt besonders in vielen Städten und Dörfern an der Mulde und Saale, bis auf den heutigen Tag Haus für Haus gebräuchlich ist; wer es daselbst unterläßt, ist das Jahr über vor Blitzeinschlag und allerlei Krankheit durchaus nicht sicher. Dies Kraut hat seine Macht aber von Johannes dem Täufer, aus dessen Blute es hervorgesproßt sein soll. Die bösen Alterthumsforscher wollen freilich wissen, daß die Ehren, welche das Johanniskraut genießt, aus dem deutschen Heidenthume stammen und nur verchristlicht sind. Schon bei der altheidnischen Feier der Sommersonnenwende, auf deren Tag in der Christenheit das Johannisfest verlegt wurde, war das Johanniskraut bedeutsam, indem man dann die Altäre und Opferthiere der Götter insonderheit mit diesen Blumen schmückte, welche um ihrer glänzend

gelben Farbe willen dem Sommer und dem Sonnengotte
Odin geweiht waren. So wurde die Blume dieser Jahres-
zeit naturgemäß die Blume des geehrten christlichen Heiligen;
dieser soll sie seinerseits nun aber mit so heiligen Kräften
und Wirkungen ausgestattet haben, daß kein Zauber vor
derselben bestehen kann und alle Teufel sammt Genossen und
Genossinnen davor fliehen müssen. Jageteufel oder Teufels-
flucht, oder Teufelsfuchtel sind die bezeichnenden Namen, welche
das Volk diesem mächtigen Kraute nun gab. Aber der Leser
oder die Leserin haben vielleicht selbst ihre sinnige Freude
schon an den Kräften und Wirkungen gehabt, mit denen die
gelben Blumen überraschen. Denn zwischen das weiße Taschen-
tuch gedrückt, färben sie dasselbe dunkelroth; es ist in Folge
eines in Drüschen enthaltenen Farbesaftes. Die Mädchen
machen die Probe gern und wissen, die starke Röthung des
Tuches bedeute die Untreue des fernen Geliebten, es blute
dann der theilnehmenden Blume das Herz. Ob es freilich
wegen der angegebenen natürlichen Ursache nicht immer blu-
ten muß!

Wollen wir weiter den Rain entlang wandern? Die
abendliche Sommerluft ruht so still und warm noch über den
Fluren, die Lerche, als fast unsichtbarer Punkt im blauen
Raum verloren, schmettert noch ihr letztes Lied. Wo könnten
wir da lieber noch weilen, als auf dem duftigen Blumen-
streifen. Die hohen Aehrenfelder begleiten uns zur Rechten
und zur Linken. Sollten wir nicht da auch die schönen Sca-
biosen noch irgendwo antreffen, welche doch auf allen Rainen
und Wegrändern sandiger Gegenden stolziren, auf edlem
Schaft ihre große blauviolette oder röthliche Blume tragen.

Wie eine Afterblume sieht die Scabiose aus und trägt ihre ein=
zelnen vielen Röhrchenblumen in einem gemeinsamen Hüll=
kelche, gleichsam in grünem Blumenkorbe. Auch Korbblüthler
selbst aber, wie der Botaniker die Familie der after= oder
georginenartig zusammengesetzten Blumen nennt, können wir
gar manche finden, wenn wir weiter über den Rain hin=
schreiten. Hier etwa das Perlenweiß oder die große
Römische Camille, mit weißen Blumenstrahlen und
gelber Scheibe, ist wie zu Blumenbeeten vereinigt; dort die
gelben strahligen Blüthenköpfe des Jacobskrautes, welche,
hie und da zu noch höhern Gruppen vereinigt, dazwischen
ragen. Es nickt auch die schönste deutsche Distel uns zu,
die Nickdistel mit ihren dunkelrothen großen stachlichten
Blumenhäuptern. Mögen wir über diese aber auch kleinere
Korbblüthler, die winzigen weißen Fadenkräuter, den
kropfigen gelben Lämmersalat und anderes kleine Geblüme
nicht übersehen! Wir pflücken als unvergänglichstes Andenken an
den Feldgang endlich noch einen Strauß der auf jeglichem Sand=
boden weithin verbreiteten gelben Immortellen oder Stroh=
blumen. Sie sind es, aus denen das Volk die nimmer
welkenden Kränze windet, welche die Liebe auf die Hügel der
Heimgegangenen andächtig legt, oder mit denen wir daheim
deren Bilder umrahmen. Das Symbol der Treue sind sie
von jeher gewesen, und an manchen Orten sollen noch jetzt
die Mädchen nach Mitternacht hinausgehen, um sie zu pflücken
und durch die Kränze, welche sie daraus winden, sich die
Treue ihres Liebsten zu sichern. Der starke Duft und das
Goldgelb der vielen Blüthenköpfe auf den graugrün beblätterten
schlanken Stengeln haben diesen Immortellen von jeher

einen Werth in den Augen des deutschen Volkes verliehen
und sie zu Schmuck und Sinnbild verwenden lassen. Ja,
auch als ein mächtiges Kraut kannte man sie vor Zeiten; das
Haus, in dem die Kränze hingen, bewahrten sie vor Blitz=
schlag und sie vermochten auch die Menschen selber schuß=
und stichfest, ja sogar unsichtbar zu machen, wofern man das
Kraut unter Schweigen an einem Sonntage ausgrub, auf
welchen zugleich ein Festtag fiel. Seltsame Einfälle einer
seltsam verwirrten Vorzeit! rufen wir wohl aus. Die Ver=
gangenheit mit ihren Verirrungen und die Gegenwart mit
ihren tiefernsten Empfindungen ziehen so aber durch unsere
Seele, indem wir hinschreiten über den blumigen Rain,
dessen Blumen uns auch von dem Fürchten und Hoffen, vom
Lieben und Leiden der Menschen erzählen, die von jeher ihr
Herz so innig an die Pflanzenwelt gehängt und dieselbe als den
Ausdruck des menschlichen Wünschens und Fühlens angeschaut
haben. Sollen wir mit unserm klareren Geiste, als ihn die
Vorzeit hatte, aber nicht doch auch unser Herz gern ihnen hin=
geben, die so freundlich und glücklich zu uns aufschauen und
durch ihr Dasein das unserige besänftigen und erquicken
wollen!

Ja, was wäre die Erde ohne Blumenwesen, sprechen wir
leise zu uns selber, indem wir weiter durch die Aehrenun=
endlichkeit wandeln. Nicht die Prachtgewächse sind dabei ge=
meint, welche die Kunst als Zierrath unserer Gärten zieht,
— nein, die trauten Blumen in Feld und Flur und Wald.
Diese vor Allem reden zu uns mit heimathlicher Sprache,
mit Erinnerungen der Vorzeit und unserer eigenen Kindheit;
sie ergreifen auf geheimen Wegen unser tiefstes Gemüth und

gleichen manche Conflicte des Lebens und Herzens aus, wenn wir im Anschauen ihres ruhigen Glückes den eignen Frieden suchen.

Der Feldrain besonders aber ist solch' heimlicher Erdenstreifen, auf welchem eine schöne und traute Blumenwelt versammelt ist. Kornblumen und Klatschrosen des Feldes gesellen sich vereinzelt dazu. Die braunen oder silbergrünen Rispen zierlichster Gräser flimmern dazwischen. Ja, wohin unser Fuß hier nur tritt, kann er nicht anders als über Blumen wandeln.

5.

Im Wiesengrund.

Der Feldweg führt uns zu einer fruchtbaren Niederung; wasserreiche Gräben durchschneiden dieselbe, von Weiden und Erlengebüsch bewachsen, und vor uns dehnt sich nun eine weite, frische Wiesenfläche. Wie wandelt sich's behaglich da über den schmalen, festgetretenen Wiesenpfad; wie grünt es erquickend, so weit das Auge schweift, und in den sonnigen Lüften gaukeln bunte Schmetterlinge, flirren Libellen und summen die Fliegen, setzen und wiegen sich auf Blumen, welche allüberall aus dem Wiesengrunde hervorblühen.

Die Wiese ist übrigens die natürliche Schwester des Feldes, dem sie so treulich sich anschließt! Gewiß, auch das Feld ist eine Grasflur, von nur ganz anderem Charakter. Die Getreidehalme sind cultivirte Gräser, deren wilde Stamm-

eltern freilich selbst in ihrem heimathlichen Morgenlande nicht
mehr haben aufgefunden werden können; und sie haben nur
eine jährige Dauer, weshalb sie jedes Jahr von neuem auf
die Felder angesät werden, auf jedes Feld eine bestimmte
Sorte; der Landmann läßt sie da bis zur Körnerreife wachsen,
dann erst sie zu schneiden. Alle Wiesengräser hingegen sind
heimische, ungekünstelte Landeskinder, und mannigfache Arten
stehen da harmlos vergesellschaftet durcheinander; in Folge
ihres büschlig sprossenden oder unterirdisch kriechenden Wurzel=
stockes haben sie das Bestreben, sich zu Rasen zu verfilzen,
und sie bilden allmälig so die zusammenhängende Grasflur.
Ueppig vegetiren sie fort und fort, da der Landmann sie stets
vor ihrer Körnerreife schneidet, so daß Saft und Kraft nur
ihrem Rasen zu Gute kommt, und da sie zudem mehrjährige
Dauer haben, bleibt die Wiese von Jahr zu Jahr. — Gleichen
die Gräser nicht darin den Bäumen? Wie diese sich gesell=
schaftlich zu Waldbeständen zusammenschließen, ganz so auch
die Gräser zu Fluren, wo nur noch inniger Halm an Halm
sich drängt. Und im Walde findet zugleich gar manche
Blume eine Stätte! Ebenso bleibt auf der Wiese für manch
eine solche noch genugsam ein Plätzchen übrig. Im Früh=
jahr vor Allem blüht auch die Wiese mit Blumen mancherlei,
welche schon im Vorfrühling üppig trieben und ihre Blüthen
nun bereits öffnen; die Grasvegetation stört sie ja noch
durchaus nicht.

Sei uns willkommen hier, du trautes Gänseblümchen
(Bellis perennis) vor Allem! Ein echtes Wiesenkind der ersten
Frühlingstage, blüht es unverdrossen doch weiter, bis nach
Sommer und Herbst es wieder Winter wird; ja, auch dann

kann man seine fröstelnden, weißen Strahlenblümchen zuweilen
noch in der Januarsonne leise aufgeschlagen finden. Nur ein
bitterkalter Winter tödtet auch seine Blumen! Ja, wie unser
Gänseblümchen ein kosmopolitisches Pflänzchen ist, in allen
Erdtheilen, unter allen Länge= und auch fast allen Breite=
graden sich vorfindet, so ist es selbst an keine Jahreszeit ge=
bunden. Aber im ersten Frühling blickt es uns am rührendsten
an, wenn die überwinterten, nur erst kurzgestielten, grünen
Winterknöspchen sich schüchtern noch kaum zu öffnen wagen;
bald aber sprießt aus ihrem breiten Blätterrasen Blümchen
neben Blümchen empor, und eins nach dem andern blüht
munter nun auf. Die Kinder, welche nach dem langen
Winter zum ersten Male in's sonnige Freie hinaus durften,
finden es allüberall auf Aengern und Wiesen unter lautem
Jubel, und sie flechten aus ihren Blumen den ersten Kranz
des Jahres, mit dem sie das kleinste Schwesterchen schmücken.
Aber der Abend sinkt oder die Sonne verzieht sich; die weit=
geöffneten Blumenstrahlen legen sich müde ein, die Gänse=
blümchen sind schlafen gegangen! Ja, es ist auch eine wunder=
bar sensible Schlafblume, welche mit Sonnenuntergang die
Nacht über schläft und erst vom Morgenstrahl sich wieder
wecken läßt.

Der frühe, grüne Tummelplatz ist die Wiese auch
den Ranunkeln, welche schon an der Schwelle des
Frühlings jeglichen Grasplatz mit ihren gelben ·Blumen,
goldnen Frühlingssternen ohne Zahl, überblühen. Und zwar
ist's die Scharbocksranunkel (Ranunculus Ficaria), welche
ihre saftigen Stengel, mit glänzendgrünen, nierenförmigen
Blättern, dann schon umherbreitet; die Märzsonne öffnet

auch deren goldgelbe, glanzvolle Blumenkronen. Wahrlich, der blondgelockte Frühling selber springt in ihnen aus dem Wiesengrunde hervor, lacht bei jedem Sonnenblick aus ihnen zu uns herauf. Seine Lieblingsblume der Wiese, die Scharbocksranunkel, ist aber zugleich sein treuestes Gespiel. Denn ist sie abgeblüht, so schwindet sie für immer mit dem Frühling hin; auch im Herbst erscheint sie niemals wieder, während doch alle übrigen Frühlingsblumen der Wiese dann zuweilen noch einmal in vereinzelten Spätlingen sich blühend zeigen. Und gar originell ist seine Vermehrung, die es schon im Frühling für's nächste Jahr vorbereitet, und zwar weniger durch Samen, als vielmehr durch Knöllchen; ja es ist ein wirkliches Knollengewächs, aber ein seltsames solches. Sehen wir im März oder April die soeben blühende Pflanze an: wir finden in den Blattachseln kleine grüne, glatte Knöspchen. Diese entwickeln sich aber nicht zu Seitenzweigen, wie zu vermuthen wäre, nein, sie vergrößern sich nur, werden ovale oder keulenförmige, später sich kartoffelartig bräunende, stärkemehlhaltige, feste Knöllchen; völlig ausgewachsen haben sie die Größe fast eines Dattelkernes. Die Pflanze stirbt jetzt ab, legt sich zu Boden und verwest; jene Knollen liegen abgelöst und zerstreut auf der Erde umher. Verwundert erblickt sie da Mancher, er weiß nicht, was sie sind und woher sie stammen; als Himmelsgerste hat sie vormals, wegen ihrer Aehnlichkeit mit großen Gerstenkörnern, das Volk benannt und ernstlich gemeint, sie seien vom Himmel herab geregnet. Sie warten nur, regungslos am Boden liegend, daß der nächste Frühling sie weckt und aus ihnen junge Scharbocks-pflänzchen lockt.

Das Gras schießt höher auf, und mit ihm streben andere, aufrechtstenglige Ranunkeln jetzt empor, mit hahnen=fußartigen, ausgespreizten Blättern, prangend mit demselben Goldgelb zahlreicher Blumen. Aber wir beachten sie bald kaum mehr vor dem schlanken Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis), diesem ersten Kreuzblüthler der Wiesen, dessen bläuliches Blüthenweiß, „wie Schaum des Meeres" über dem grünen Wiesenmeer schwimmend, die Wiese als ihr Aprilschmuck verschönt. Wenn seine letzten Blüthen fallen, dann ist aber im Mai erst die rechte Wonnezeit des Wiesen=grundes gekommen.

Nun blühen die Gräser. Ihre zartzertheilten Blüthen=rispen, hoch aufgeschossen über die Halme, bilden in ihrer feinen Berästelung ein zart durchsichtiges Gewühl, dazwischen Fliegen und bunte Käfer ihr munteres Spiel jetzt treiben. Hier erheben sich, mit silbernem Schimmer übergossen, die flatterigen Haferrispen der Avena pubescens, aus ihren ge=öffneten Blüthenspelzen hängen um die fedrigen Fruchtnarben je drei lange sattgelbe Staubgefäße herab; dort wieder blühen die ähnlichen, aber bis fußlangen grünen Rispen des Glatt=hafer (Arrhenaterum elatius), deren knieförmig gebogene Grannen denselben eine graziöse Tracht verleihen. Dort ragen die zottig behaarten, walzenförmigen Aehren des Fuchs=schwanz (Alopecurus pratensis), mit großen Staubgefäßen, als goldnen Troddeln, behangen. Die ihm ähnlichen, aber aus langen, schmal zugespitzten Aehrchen zusammengesetzten lockeren Aehren des überall gemeinen Ruchgras (Anthoxan=thum odoratum) wollen wir sogar einmal abpflücken, auch dessen Halm bis auf die Wurzel, um uns seines waldmeister=

artigen Geruches zu erfreuen; ist's doch dieses Gras insbe-
sondere, welches dem Heu seinen angenehmen Duft ver-
leiht. Sehen wir auch ein einzelnes Aehrchen dieses Ruch-
gras genau einmal an! Während alle übrigen Wiesen- und
Waldgräser nämlich drei Staubgefäße in jedem Blüthchen
haben, zeigt es uns deren stets nur zwei; blos noch das auf
moorsandigen Triften überall gemeine kurze und steife, büschel-
bildende Borstengras (Nardus stricta) zeichnet sich da-
durch aus. Nun, so werden wir das Ruchgras also niemals
verkennen! Aber welch unabsehbares Heer der Gräser! Den
meisten Menschen scheint da Alles eben nur Gras zu sein,
ohne Unterschied der einzelnen Gräser. Nun, sie stellen
in der That durch ihr Nebeneinander, Halm neben Halm
gerichtet, ein gleichartiges, geschlossenes Heer dar. Gleichen
nicht aber auch die einzelnen Soldaten in Reihe und
Glied und in ihrer Uniform einander völlig? Aber
wenn wir ihnen nur näher treten, unterscheiden sie durch
den Ausdruck ihrer Gesichter sich doch bestens. So sind auch
fast alle Gräser einander gleich in Halm und Blatt, bis
wir gleichsam auch ihr Gesicht, d. h. ihre Aehren und Blüthen,
in's Auge fassen. Ja, es ist keine leichte Sache, in ihrem
Heer die einzelnen Arten auf den ersten Blick stets sicher zu
unterscheiden. Wenn du dem geübtesten Botaniker nur einen
Halm, oder gar nur das Blatt eines Grases bietest, wird er
in den meisten Fällen nicht im Stande sein, dir zu sagen,
was für ein Gras das sei. Aber reiche ihm eine Aehre, gar
nur ein Blüthchen, und er giebt dir den sichersten Aufschluß.
Ja, durch diese sind die Gräser doch wunderbar verschieden,
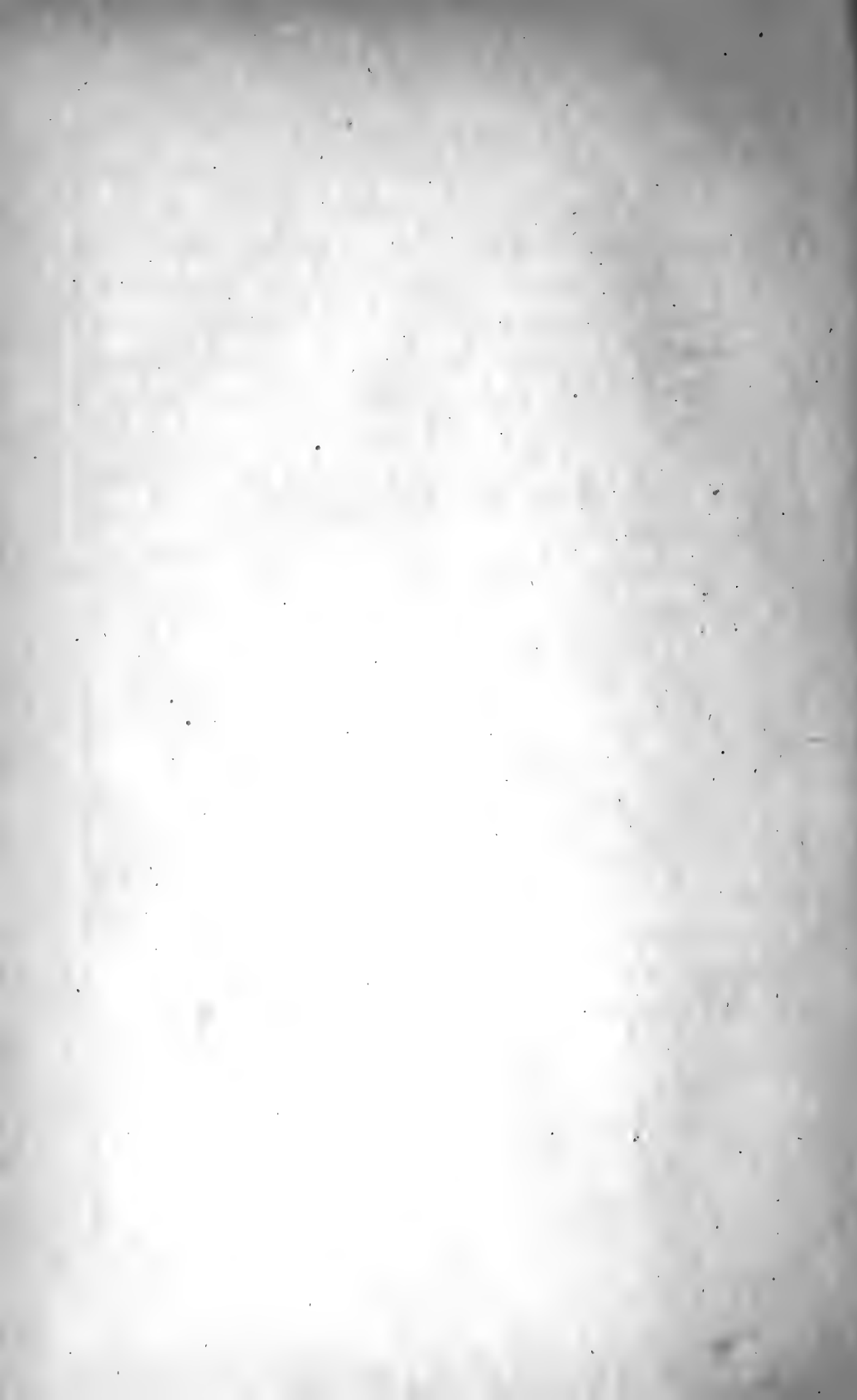es hat darin jede Gattung und jede Art ihren klar be-

stimmten Charakter: bald stellen die Blüthenährchen eine
haferartig flattrige Rispe dar; bald sind sie zu einer walzen=
förmigen Aehre zusammengezogen, wie bei dem Fuchsschwanz;
bald ist die Rispe unendlich verästelt und mit ihren feinen
Blüthenährchen gleicht sie einem durchsichtigen Schleiergewebe;
bald wieder sind sie größer gestaltet, einzeln oder zu mehreren
an einer Spindel gereiht, wie bei unseren Getreidearten. —
Betrachte auf einem Spaziergange übrigens einmal nicht blos
diese Aehrchen und Blüthenstände, sondern nicht minder, ver=
gleichend bei verschiedenen Gräsern, einmal auch die Bälge
und Spelzen, welche je ein Blüthchen bilden und den Frucht=
kern umschließen.   Du würdest staunen, wie mannigfaltig
noch kleine Grasesblüthen gestaltet sein können. Ja, auch
das scheinbar so einförmige Heer der Gräser will noch einen
Einblick in die Tiefe des Reichthums der Schöpfung gewähren.
Wenn die Gräser blühen, steht aber auch die farbenfrische
Blumenflor der Wiesen in schönster Entfaltung.   In lieblichem
Carminroth leuchten zwischen all den Grasrispen, oft noch sie
überragend, die Blüthenflämmchen der Kuckukslichtnelke
(Lychnis flos cuculi); es läutet mit großen, himmelblauen
Glockenblumen die Campanula durch all das blühende Freuden=
gewühl; manche Wiesenorchis (Orchis latifolia, O. Morio, O.
maculata) prangt dazwischen, mit ihren braungefleckten Blättern
und dunkelrothen oder auch hellrosigen Hyacinthensträußen.

Wenn die Wiese so in ihrem blüthenstolzesten Kleide
steht, dann naht aber schon der Schnitter.   Die rasche Sense
blitzt über alle die Herrlichkeit hin, in kurzer Frist liegt sie
zu Boden gemäht.   Die Sonne, welche bis dahin sie wachsen
und blühen ließ, welkt sie zu nützlichem Heu.

Manche andere Blume erhebt sich mit der Zeit wohl wieder über das von neuem aufschießende Gras; aber hie und da eine einzelne nur. Die Wiese ersteht nicht wieder im vorigen Blumenschmuck. — Erst wenn selbst der Sommer vorüber ist, webt über sie noch einmal eine rosige Schönheit. Die letzte Blume des Jahres, die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) blüht auf! Freilich nicht überall ist ihre Stätte, indessen in manchen Gegenden, besonders auf den Vorbergen des Gebirges ist sie überreich vorhanden; eine übrigens sehr giftige, dem Landmann wenig willkommene Pflanze, überblüht sie da oft in unendlicher Menge weite Wiesenstrecken, daß solche schon aus der Ferne röthlich glänzen. Aber völlig blattlos, sogar stengellos wächst sie da auf; es schießt ihre lange, krokusartige, bleichröthliche Blüthen= röhre ohne Weiteres aus der im Boden verborgenen Zwiebel hervor, ein Wunder des Herbstes! Diese Blume trägt auch nicht mehr Frucht, als wäre sie einzig um ihrer Schönheit willen noch aus der Neige des Jahres da. Aber siehe, im kommenden Frühling sprießen, gleichsam nachträglich, Blätter hervor; dann zeigt sich zugleich, tief an deren Grunde, eine dicke Fruchtkapsel. Den Winter über hatte diese ihre Ent= wickelung verzögert, unter der Sonne des Frühlings erst be= gann sie zu wachsen und endlich zu reifen; in der herbstlichen Blume war sie aber freilich schon vorbereitet gewesen.

So reicht in der Herbstzeitlose das eine Jahr dem andern seltsam die Hand!

IV.

Auf Bergeshöhen.

—— ·◇·◇· ——

„Das war ein Freuen, wenn er wieder kam;
„Denn niemals kehrt er heim, er bracht euch etwas,
„War's eine schöne Alpenblume, war's
„Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
„Wie es der Wandrer findet auf den Bergen."

<div align="right">

Schiller's Tell.

</div>

Eine Wanderung über die Alpen giebt Blicke auf eine Hoheit der Natur, wie außerdem nur noch das unendliche Meer oder der gestirnte Himmel über uns. Auch unsere nord- und mitteldeutschen Gebirge erinnern hie und da an manche solche gewaltige Alpenscenerie, und die Seele beugt sich vor der Majestät des Erschaffenen. Aber die hier vorwiegende malerische Lieblichkeit der grünen Thäler und sanften Höhenzüge erquickt mehr Herz und Auge, es waltet hier vornehmlich die gebirgslandschaftliche Genremalerei; der Blick labt sich an der reichen und doch angenehm begrenzten Ueberschau und wird wieder gefesselt durch das Einzelne in nächster Nähe umher. So wie wir geschaut und empfunden, möchten wir die Erinnerung überall voll und ganz uns dann nur bewahren können. Wohlan, die Blume, welche soeben freundlich von einem Felsenhang zur Seite uns anblickt, wollen wir zum Zeichen pflücken, sie wird daheim die Erinnerung lebendiger wieder wach rufen. Aber dem rechten Gebirgswanderer sind die besonderen Blumen überall das Wahrzeichen der Gegend, und so beachtet er stets auch die kleine Blumenstickerei in dem reichen Bergkleide. Und ob Solcher nicht dadurch viel getreuer das Gebirge würdigen lernt und durch Beachtung dieser blühenden Zierden ihm dasselbe reicher und reizvoller ist als dem nur landschaftlichen Enthusiasten! Wanderer, so eile denn nicht achtlos vorüber an der Bergblume! Manche ist schön wie deine Gartenblumen, manche vielleicht sogar eine hier wildwachsende solche; eine andere ist wohl unscheinbarer, aber könnte dir doch manches seltsame Geheimniß vom Volk und Land der Berge erzählen, oder mancherlei Wandergedanken in dir anregen, durch welche du das Gebirge auch in seinen naturwissenschaftlichen Beziehungen dürftest richtiger beurtheilen lernen.

1.

Ein Brockensträußchen.

Besteigen wir gleich einen der höchsten Berge im deutschen Reiche, steigen bis zur Höhe empor. Wir stehen auf dem Brockengipfel, dem Höhepunkte des Harzgebirges! Sei uns gegrüßt von hier oben, du schöne Welt weit umher voller Berge und Wälder, mit den ferne schimmernden Fluren und kaum sichtbaren Dörfern und Städten!

Der erhabene Blick von der Brockenhöhe wäre schon Belohnung für die Mühsale des Emporklimmens, wenn nicht die romantische Wildheit des Weges hinauf schon jeden Schritt Steigearbeit lohnte. Es ist fürwahr noch der alte Blocksbergweg, wie ihn Goethe in seiner Walpurgisnacht geschildert, und man glaubt immerdar hier den Pferdefuß neben sich trappeln zu hören. Bis zu zwei Drittel Berghöhe ist dunkelste Waldung überall, welche selbst alle Schluchten ausfüllt, über und neben den bemoosten Steinblöcken und schroffen Felswänden mächtig aufsteigt. Zwischen triefendem Gestein winden die alten Baumwurzeln sich schlangenartig hervor, knorrig und moosbewachsen reichen sie in braungrundige

Bäche hinein, welche unter dem Steingeröll heimlich dahinplätschern. Es murmelt und rieselt überall den Berg hinab;
doch kaum sichtbar sind all die Quellen und Bäche, auch wo sie
einmal freier durch das Waldesdüster fließen, sind sie von
üppigen Farrenkräutern, Bärlappen und Moospolstern überwachsen, welche noch auf jedem überspülten Steine sich mächtig
angesiedelt haben. Es ist ein Waldgrund voll wildphantastischer
Heimlichkeiten.

Nach all den Fährlichkeiten und Mühen nimmt endlich
ein großes wohnliches Wirthshaus den Brockenwanderer auf
und läßt in seinen behaglichen Räumen ihn wieder die Wohlthaten des Culturlebens empfinden. Ja, beim ersten Restaurant
einer Großstadt kann man nicht besser, auch kaum billiger
essen und trinken als hier droben; die feinen Reisetoiletten der
bei der Table d'hôte sitzenden Damen versetzen uns völlig in
die Kreise der eleganten Welt, der wir in dieser Naturwildniß
entflohen zu sein wähnten. Es möchte uns fast ärgerlich
stimmen, daß die moderne Cultur bis auf den Blocksberg
uns verfolgt, wo wir nur die wilden Elemente der Natur
herrschen glaubten. Aber sie waltet blos drinnen im eleganten
Saal, an besetzter Tafel. Wenn wir neu gestärkt heraustreten, lernen wir rasch wieder glauben an die unbezähmbare
ureigene Natur des Brockengebirges. Es sausen die Stürme
um das Haus, es wehen und wallen vorüber die Nebel, sie
verhüllen auf kürzere oder längere Zeit auch den ganzen
fernen und selbst nächsten Umkreis, wofern wir nicht einen
der seltenen Tage haben, an denen einmal die Sonne klar
vom blauen Himmel das alte Brockenhaupt bescheint und
alle Nebel verscheucht.

Ja, wild ist's auf der wilden Höhe! Darum ist sie
aber auch von einem Kranze seltsamer Pflänzchen umwunden,
welche sonst nur im fernen Norden heimisch sind, an der
norwegischen Küste in Lappland und Island, wo gleichfalls
immerdar kühle Feuchtigkeit die Luft schwängert, stürmische
Winde fort und fort über das Land streichen und die Felsen
peitschen. Die aparte Flor, die auf dem höchsten Gipfel des
Brockens sich vorfindet, ist in der That ein charakteristisch
origineller Schmuck des Brockenhauptes. Ein Brockensträußchen
vergißt darum Niemand mitzunehmen als echtestes Andenken
an die Blocksbergfahrt, und hat man sich umgesehen in der
Nähe und fernen Weite, so gibt's ja keine bessere Unter=
haltung droben, als solches zu pflücken. Manchem Leser
dürfte aber willkommen sein, einmal zu erfahren, was für
seltsame solche Pflänzchen gar Mancher mit seidenem Bändchen
zierlich umbunden in seinem Andenkenschrein vom Brocken her
aufbewahrt. Freilich nicht völlig eigen sind sie dem Brocken;
nein, alle deutschen Gebirgshöhen, welche in die Region des
Brockengipfels hinaufragen, sind mit derselben Flor bedacht,
und ein etwa auf der Schneekoppe gepflücktes Riesengebirgs=
sträußchen ist ziemlich dasselbe. Ist's doch Naturgesetz, daß
gleiche Lebensverhältnisse, gleicher Grad von Feuchtigkeit, Wärme,
Luftdruck und gleiche Bodenbeschaffenheit überall dieselbe
Vegetation bedingen.

Unter den Blüthenpflänzchen des Brockengipfels zeichnet
sich vor Allem eine schöne weiße Blume aus, ein ausschließ=
liches Bergkind aus der Gattung der Anemonen, deren manche
Arten auch im Flachlande als echte Frühlingskinder die Wälder
und Auen schmücken. Aber größer als alle diese ist die

Berganemone (Anemone alpina), ihre weiche weiße Blume ist fast von der Größe einer Rose, von langen grünen weich= haarigen Hüllblättern kelchartig umgeben und erhebt sich schlank auf spannehohem Stengel. Das ist die Brocken= blume, sagt uns ein Führer, welcher, mit Gepäck beladen, soeben eine reiche Herrschaft hinaufgeleitet hat und unsere Freude an der stolzen Blume wahrnimmt, die wir herum= kletternd zwischen dem Steingeröll am moosigen Grunde be= wundern. Das sind „Hexenbesen", verbessert schelmisch ein junges Mädchen, welches an uns vorübereilt und einen ganzen Strauß derselben in der Hand hält. Ja, auch das schöne Kind hat Recht, das ist der gleichfalls übliche und vielleicht ganz besonders passende Name; denn wenn die Brockenblume abgeblüht ist und zwischen dem haarigen Hüll= kelch die langschwänzigen federigen Samengriffel büschlig empor= stehen, so gehört wenig Phantasie dazu, um an dieses wirth= schaftliche Instrument erinnert zu werden, auf dem nach alter Sage die Hexen in der Walpurgisnacht ihren Ritt auf den Blocksberg unternehmen. Die wunderliche alte Zeit lebt darum fort und fort weiter in dieser schönen Blume, welche uns froh sein heißt, daß wir der neuen Zeit angehören und nirgends in Gottes schöner Welt einen Spuk des Teufels fürchten.

Das ist die echte Brockenblume. Wir können zum Strauße aber auch die Brockenmyrte finden, ein fußhohes holziges Pflänzchen, das zwischen Felsblöcken in torfmoorigen Ver= tiefungen des Brockengipfels reichlich wächst und durch seine zierlichen, immergrünen Blättchen ganz wohl an das bräut= lichste aller Gesträuche erinnert. Botanische Geltung hat der Name Brockenmyrte freilich nicht, welcher droben auf dem

Brocken, sowie im ganzen Harze der einzig gebräuchliche ist. Wir haben es in Wahrheit mit der „Krähenbeere" zu thun, welche anderwärts in Deutschland nur hie und da vorkommt, doch hoch im Norden ein allverbreitetes Strauchpflänzchen ist, dessen heidelbeerartige blauschwarze Beeren den nordischen Vögelschaaren und nicht minder den dortigen Menschen eine leckere Kost sind. Dort wo etwa in Grönland weite, öde Moor= und Haidestrecken sich hinziehen, auf denen kein Baum noch Strauch mehr gedeiht, reift doch die Krähenbeere noch und ist nebst den ihr verwandten Heidel=, Preißel= und auch den Brombeeren, mit denen sie gern zusammen vorkommt, fast die einzige kümmerliche Erinnerung an die Holzgewächse der übrigen Erdzonen. In treuer Gesellschaft der Brocken= myrte finden wir denn auch die Heidel= und Preißelbeere, von denen ein Zweig mit den scharlachrothen Früchten einem Brockensträußchen zur Zierde gereicht, wie das schöne Haide= kraut, dessen rosenrothe seidenglänzende Glöckchenblumen hier zwischen den Brockenkräutern überall reizend hervorlugen.

Sehen wir uns nun nach Blumen nicht weiter droben um. Es würde vergebliche Mühe sein, denn außer einigen Gräsern und Rietgräsern wohnt kaum noch ein Blümchen droben. Doch die reichlichsten Pflänzchen des Brockengipfels haben wir noch gar nicht beachtet; solche, die allerdings keine Blumen tragen und auch außerdem mit Kräutern wenig Aehn= lichkeit haben. Das sind vor Allem die Moose und Flechten, welche als graue, grüne, braune arabeskenförmige Kleingebilde an Felsblöcken und allem Steingeröll droben massenhaft wachsen. Und zwar kommen hier fast nur solche Arten vor, welche weder in der Ebene noch auch in tieferen Gebirgs=

regionen anzutreffen sind, nicht einmal tiefer den Brocken hinab vorkommen, sondern einzig auf dessen höchster Gipfelplatte und zwar in höchster Fülle und Schönheit. Da sitzt, einem graublauen oder gebräunten kleinen Korallenstock gleich, auf nacktestem Gestein die Kugelträgerflechte, deren Astspitzen pfefferkorngroß anschwellen und schwarze feine Sämchen enthalten; es haften als graue Trauerrosetten mit schwarzen Fransen umsäumt die sogenannten Felsblattflechten, auf deren zierlichen Blattlappen die Früchte wie schwarze Perlenstickerei sitzen. Da sind andere Flechten von strauchig zarter Berästelung, oder mit geschlitztem braunem, grauem, blaugrünem oder gelbem Geblätter. Wiederum auf dem moosigen Erdgrunde zwischen all' dem Geröll und holzigen Gekräute vegetirt die Isländische Flechte, deren geweihästige blattlappige braungrüne Büschel manche Stellen rasenartig überkleiden; als das Brockenmoos kennt jeder Brockenführer diese Flechte, welche im hohen Norden ihre Heimath hat, aber auch auf unseren deutschen Berghöhen hie und da Gastfreundschaft findet. Die als Korallenmoos bekannte Tausendschönflechte mit ihren scharlachrothen Fruchtköpfen dürfen wir gleichfalls nicht übersehen.

Zu einem Sträußchen eignen sich diese Flechten kaum. Aber versuchen wir es, sie in einem Buche zu pressen, nachdem wir sie vorher leicht angefeuchtet haben. Als zierlichste Naturbildchen erscheinen sie uns dann, welche von selber auffordern, sie in ein Album zu legen. Solch Brockenalbum würde in der That das charakteristischste und reizendste Andenken an den merkwürdigen Berg und seine seltsame Flor sein. Die Natur hat ihm auf den eisgrauen Scheitel einen

grünen Kranz von Gewächsen gelegt, die da oben sprossen
und gedeihen in ewiger Jugendkraft. Die eigenartigsten der-
selben hätten wir aus diesem Kranze nunmehr zusammen-
gepflückt.

2.

Allerlei Bergkräuter.

Wanderer im deutschen Gebirge! Willst du aber nicht
einen vollern Strauß seltener Blumen von den Bergen heim-
nehmen, als du auf den kahlen, frostigen Höhen des Brockens
oder der Schneekoppe fandest? Nun, in Bergwäldern und
Thalgründen, wiederum in Felsritzen und zwischen wildem
Steingeröll wächst manches Florenkind, welches nirgends in die
noch so fruchtbare oder wälderreiche Ebene herniedersteigt, um
da sich anzusiedeln. Aber die meisten der eigentlichen Bergblumen
sind doch so leicht nicht zu finden. Denn täusche dich nicht;
die auf der Gebirgswanderung dich begrüßen, sind zumeist
auch in deiner heimathlichen Ebene anzutreffen. Die schönsten
azurblauen Enziane der deutschen Gebirge, die stolze
Prachtnelke (Dianthus superbus) der Bergwaldungen, die
allerlei originellen Orchideen, selbst der seltene Frauen-
schuh (Cypripedium Calceolus), diese köstliche Zierde der
Kalkgebirge, sie finden sich allesammt auch im Flachlande in
den Wäldern und Wiesen. Einige echte Gebirgsblumen be-
gegnen dir aber sicherlich bei der Wanderung über die Berge,

manche da sogar allerorten. Und das sind gerade solche,
welche durch ihre besondere Schönheit jedes Auge fesseln.
Als hätten diese alle wilde Kraft der Bergnatur in sich ge=
sammelt, sind sie aber zugleich starke Giftblumen.

Ein lichter Bergwald nimmt uns auf. An seinen steinigten
Abhängen und in Lichtungen blühen Habichtskräuter, Glocken=
blumen und Skabiosen zwischen reichem oder spärlichem
Graswuchs; jedoch der Schmuck solcher Plätze sind die hohen
schlanken Stengel des rothen Fingerhut (Digitalis purpurea)
mit seinen stolzen purpurrosigen Blüthentrauben. Ganze
Halden, Waldränder und Waldwege prangen zur Sommers=
zeit von zahllosen, malerischen Gruppen dieses blühenden
Fingerhutes, so daß der Wanderer oft in Andacht versunken
vor solcher stattlichen rosigen Blumenherrlichkeit stehen bleibt.
Und keinem Gebirge Deutschlands ist der rothe Fingerhut
vorenthalten; manchen Bergen und Thälern ist er durch sein
überreiches Vorkommen wahrhaft die Charakterpflanze. Aber
im Flachlande ist er nirgends zu finden; da treffen wir
wohl in manchen Wäldern den gelben Fingerhut
(D. ambigua), welcher dem Gebirge, als freilich dessen
seltenerer Schmuck, gleichfalls nicht fehlt, aber den rothen
eben nun und nimmer. Man hat diesen daselbst in Wäldern
wohl anzupflanzen versucht, er hielt sich auch zuweilen einige
Jahre, aber dann verging er stets gänzlich wieder; wenn wir
ihn in unserm Garten in besondere Pflege nehmen, hält er
sich allerdings, aber er verändert sich, sein Roth verblaßt mit
den Jahren, und auch seine giftigen und medicinischen Stoffe
schwächen sich ab. Die Sehnsucht nach dem Klima des
Gebirges, welche in der Ebene ihn verzehrt, verändert ihn

doch wenigstens in der Cultur unserer Gärten. Der Gebirgs=
bewohner schätzt seinen rothen Fingerhut darum gar wohl,
er freut sich über dessen blühende Pracht, aber kennt ihn
auch als Giftpflanze, und der Landmann mähet vorsichtig ihn
für das Vieh nicht mit ab. Man benennt ihn in manchen
Gegenden als „Feenmütze", und dieser Name deutet uns an,
auch mit welchen scheuen Gedanken die Menschen diese schöne
und doch so giftige Blume betrachtet haben. Die bösartigen
Elfen trugen nach dem Glauben des Volkes die rothen
Blumen als ihre Hüte. Auch wußte man von einer geheimniß=
vollen Beziehung des rothen Fingerhut zur unsichtbaren
Geisterwelt überhaupt, denn jedes überirdische Wesen, welches
an ihm vorübergeht, sollte er grüßen, daß dann der ganze
Stengel sich neigt.

Wir wandern nun an einem gebüschigen, lichten Berghang
vorüber. Vielleicht daß wir da auch den Eisenhut (Aconitum
Napellus), diese in den meisten Gebirgen freilich ziemlich
seltene blaue Blume wahrnehmen. Wir freuen uns dann
aber wohl herzlich, ihn in seiner gebirgigen Heimath aufgefunden
zu haben, den wir aus unseren Gärten von Kindheit auf
kennen. Die Mutter schon warnte vor ihm als einer Gift=
blume; aber sie erfreute das Kind auch mit der Verwandlung
der Blume in einen zierlichen Venuswagen, indem nach
Entfernung des oberen, helmigen Kelchblattes die vorstehenden
zwei Nektarien das Taubengespann bilden. Wollten wir den
Eisenhut aber in der Bergwelt in aller Fülle und Schönheit
sehen, so müßten wir in die Alpen reisen, wo er in mannshohen
Büschen herrlich stolzirt, besonders um die Sennhütten der
Alpner her oft wunderbare wilde, hohe Fluren bildet.

Auch die dritte schöne Bergblume, im Bunde der Giftigkeit, treffen wir wohl einmal an. An einem schattigen Waldplatze, zwischen Gebüsch und Brombeerranken dürften wir sie entdecken, die gefährliche Tollkirsche (Atropa Belladonna). Hohe, krautige Stengel sehen wir da in üppig grünen Büschen beisammen stehen; zwischen deren großen, eirunden Blättern blicken gar unheimlich schöne, fahlviolette Becherblumen uns an. Wir ahnen fast, daß wir ihnen nicht trauen dürfen, diesen nächsten Anverwandten des Bilsenkraut und Nachtschatten. Verlockender sind die glänzenden, schwarzen, kirschgroßen Beeren, welche im Spätsommer reifen und denen diese giftigste deutsche Bergpflanze auch den Namen Belladonna „Schönedame" verdankt. Der am Niederrhein übliche Name „Walkerbeeren", d. h. die Beeren der Walkyren, will auch sagen, daß wer von ihnen gegessen habe, diesen Todesgöttinnen verfallen sei. Als flüchtiger Gebirgsreisender wirst du sie freilich so leicht nicht finden, denn sie wächst selten an den Touristenwegen, zieht sich meist in das Gehölz zurück. Aber jeder Bergbewohner kennt sie und könnte dich zu ihren Standörtern führen, wenigstens wo sie so reichlich vorkommt, wie etwa im Oberharze, im südwestlichen Thüringen, oder allerorten im Wesergebirge; da weiß jedes Kind von ihr und wagt nimmer, die verführerischen Beeren nur anzurühren.

Aber sehen wir die drei Giftgeschwister nicht nur mit scheuem Blicke an. Wir nehmen sie getrost auch in die Hand und freuen uns ihrer Schönheit; denn nur ihr Genuß ist gefährlich. Und sie sind auch Segenspflanzen in des Menschen weiser Hand, sie sind auch Arzneischätze, welche das Gebirge uns bietet. Das „Akonit" des Eisenhut kennt

Jedermann aus der homöopathischen Apotheke, das „Digitalin"
des rothen Fingerhut ist ein jedem Arzte wichtiges Heilmittel,
und dem „Atropin" der Tollkirsche verdanken bei richtiger
Anwendung unzählige Augenkranke die Erhaltung ihrer
Sehkraft.

Lieber Leser, willst du nun mit mir noch weiter wandern?
Aber du darfst nunmehr auch kein Bedenken tragen, von der
bequemen Bergstraße ab, ohne Weg und Pfad durch Wald
und Buschwerk zu dringen, steile Felsen zu erklimmen, oder
den wilden Waldbach über Steingeröll zu verfolgen, dich
über Gebirgssümpfe zu wagen: dann könnten wir noch gar
manche besondere Gebirgspflanze entdecken. Siehe, dort
erheben sich schattige, hohe Kalkberge; nun, da blüht ein
seltener Gamander, die Bergkronwicke, die Berghundszunge,
auch die aus den Gärten bekannte Raute könnten wir dort
ausfindig machen. Siehe dort wieder den wilden Bach, der
die Schlucht durchbricht; ich weiß die Stelle, wo an ihm der
weißblühende akonitblättrige Hahnenfuß, oder eine seltene
Doldenblume wächst. In Felsritzen jenes andern Bergzuges
drüben wollte ich dir den purpurnen Mauerlattig oder ein
nur hier vorhandenes Fettkraut zeigen, vor allem den schönen
Rasensteinbrech, dessen so zahlreiche Anverwandte gleichsam
den Miniaturschmuck der Alpenfelsen bilden, wo ihre überaus
zierlichen, steifen Blattrosetten in den Gesteinspalten reichlich
haften und mit röthlichen Blüthensträubchen blühen. —
Solltest du irgend solche Bergblumen bei deiner Wanderung
selber einmal finden, so hebe sie übrigens sorgsam aus, be-
wahre sie mitsammt der Wurzel und pflanze sie daheim in
deinen Garten, wo du von Steinen künstlich eine kleine

Felspartie aufgebaut haft. Sie werden da dankbar weiter
wachsen und dich dann freundlich immerfort an die Tage im
Gebirge erinnern.

3.

Arnika.

Noch wollen wir eine Blume suchen, welche wenigstens
dem Namen nach insbesondere dem Gebirge angehört, die
Arnika oder Bergarnika (Arnica montana), dies populär be=
rühmte Heilkraut. Ja, ein Botaniker, der die Arnika nicht schon
einmal gefunden hätte und ein Weites und Breites von ihr
zu erzählen wüßte, pflegt in den Augen der profanen Welt
einfach als ein überaus unnützer Jünger seiner Wissenschaft
zu gelten. Wenn ich durch Wälder oder Thäler wanderte
und ein Begleiter sich mir anschloß, der bald Interesse daran
fand, daß ich Pflanzen suchte, so hat ein solcher schließlich
nicht selten sich besonders erkundigt, ob wohl die Arnika in der
Nähe vorkomme. Wenn ich dann antworten konnte: Freilich,
mein Lieber, da oder dort wächst sie wenigstens vereinzelt, so
bekam solcher Begleiter gleich einen neuen Respect vor seinem
eigenen Heimathsstriche und meinte wohl, das hätte er nicht
geglaubt. — Oder wenn in einer Gesellschaft das Gespräch
einmal auf die Pflanzenwelt und die Flora der Gegend kommt,
so bin ich gleichfalls immer sicher, die Frage zu hören, ob
nicht die Arnika hier zu finden sei, und wenn hier nicht, wo
sie denn überhaupt eigentlich wachse.

Da mancher Leser wohl auch gern einmal hören möchte, was es mit der Arnika sei, will ich gelehrt oder ungelehrt hier von derselben einiges Weitere erzählen.

Ich liebe die Arnikablume. Ihr Geruch ist so wohlthuend stark aromatisch; ihre dunkelgelben, meist über thalergroßen, herrlichen Blüthenköpfe auf schlankem, fast nacktem, rauhem, fußhohem Schaft erheben sich aus großer, hellgrüner Blattrosette gar lieblich im stillen grünen Waldgrunde, am Thalhange oder auf lichter Bergeshalde. Sie ist aber ein immerhin seltener Bürger des großen Pflanzenstaates, so daß das Herz immer aufjubelt, wenn man sie auf einer Wanderung einzeln oder zerstreut oder gar in prächtiger Menge einmal auffindet.

Freilich, sie will vor Allem mit Sicherheit gekannt sein; Mancher dürfte sie zu kennen meinen und doch zuweilen mit andern ähnlichen Pflanzen verwechseln. Denn gar manche schöne, gleichfalls gelbe Blume aus derselben großen Familie der Vereins= oder Korbblüthler, zu welcher die Arnika ja gehört, wächst an Berglehnen, Hügeln und Wiesenstellen. Es ähneln ihr auch in der Form viele Arten dieser herrlichen Blumenfamilie, zu welcher unsere goldigsten Frühlings= und Sommerblumen zählen, die bekannte Kuh= oder Speckblume, Löwenzahn, Habichts= und Ferkelkraut, die gelbe Wucherblume. Mit diesen allen hat unsere Arnika eine gewisse Aehnlichkeit; aber noch ganz abgesehen von den großen ovalen Blättern und den fast nackten Stengeln ist sie leicht durch den Bau der Blüthe von jenen zu unterscheiden. Der Blüthenkopf der Arnika ist von dachziegligen, grünen Kelchhüllblättern umschlossen, in welchen die vielen gelben Blüthenblättchen wie in einem grünen Körbchen liegen; er selbst besteht aus einer

gelben Scheibe, welche von gelben Strahlblättchen wie eine kleine Sonnenblume umkränzt ist. Diese Strahlblümchen haben wohl Staubfäden, aber an denselben keine Staubbeutel. Zupft man ferner die ganze Blüthe ab, so ist der Blüthenboden charakteristisch nackt, also weder mit Härchen noch mit Spreublättchen besetzt. Zumeist ragt nur ein einziger solcher Blüthenkopf von mindestens Thalergröße auf der Spitze des aus den Blattrosetten aufstrebenden und etwa mit zwei geringen Blättern besetzten Stengels hervor; an üppigen Exemplaren ist der Stengel aber gablig getheilt, und diese Nebenstengel sind dann mit kleineren Blüthenköpfen gekrönt. Als besonderes Kennzeichen mag auch der Geschmack der frischen Blumen und Blätter gelten, welcher sehr bitter, zugleich scharf und etwas widerlich ist.

Wo wüchse aber wohl keine Arnika? Von den sieben Arten, welche es auf der ganzen Erde gibt und von denen einige nur in Amerika und am Cap der guten Hoffnung vorkommen, ist die Bergarnika (A. montana) als die einzige bekannte in ganz Europa und im nördlichen Asien, daselbst besonders in Sibirien, in fast jedem Landstriche zu finden. Auf den Alpen sowie hohen Gebirgen und Vorbergen der Schweiz, der Pyrenäen, Oesterreichs, Schwedens und Lapplands und so auch bis in den höchsten Norden gedeiht sie. Ja, diese Arnika, bei uns auch unter dem Namen „Wohlverleih" bekannt, ist ein Kind der Berge vor Allem und etwa im Harze, in Thüringen ganz häufig zu treffen, wo sie von den Kräutersammlern und Kräutersammlerinnen emsig gesucht wird. Speciell in Thüringen kommt sie überreichlich auf dem Inselsberg und auf den Wiesen rechts von Brotterode vor. Sie wird daselbst die Johannisblume benannt

und unter diesem Namen den Bergreisenden gezeigt, welche sie gern als absonderliches Andenken pflücken und von der fröhlichen Bergwanderung mitnehmen. Doch sie wächst nicht blos im Gebirge, auch in der Ebene findet sie sich genugsam, gern da auf Waldwiesen, auf lichten Waldstellen und an Waldsäumen. Ja, ich wüßte keinen größern Bezirk, wo sie da nicht wenigstens vereinzelt zu treffen wäre.

Vor Allem ist die Arnika eine überaus heilkräftige Pflanze, nach der man, wie das Volk von solchen Kräutern meint, zwei- und dreimal sich bücken und vor der man in Respect den Hut abnehmen muß. Es deuten darauf ganz besondere starke Reize schon, welche die am Waldsaum gepflückte Blume auch alsbald empfinden läßt. Ihr Geruch, länger eingesogen, bewirkt Eingenommenheit des Kopfes und reizt sogar zum Nießen. Daher werden die getrockneten und gepulverten Blätter und Blüthen hie und da auch als Nießpulver gebraucht und wirken in dieser Beziehung fast eben so energisch, als die im ersten Frühling blühende Nießwurz (Helleborus). Von den dalarnischen Bauern erzählt Linné, daß dieselben das Arnikapulver ganz alltäglich als Schnupftabak benutzen, und er fügt hinzu, daß dieselben, was übrigens von den Bewohnern auch anderer Gebirgsgegenden bekannt ist, die Blätter und Blüthen gern trocknen und als starken Tabak sogar in ihre Pfeife stopfen und rauchen. Jene Wirkung ist nun freilich nicht immer gleich; es kommt auf die Gegend an, von der die Arnikapflanze stammt, und pharmaceutisch gilt diejenige für die wirksamste, welche in Sachsen in der Gegend von Plauen wächst. Es sei dem Leser nun kurz mitgetheilt, welche Tugenden sie besitzen soll. Da unsere Weisheit über

heilsame Kräfte der Kräuter nicht von heute ist, sondern von den Vätern und Großeltern weit hinauf vererbt wurde, sei zunächst angegeben, was die sogenannte Erfahrung der Vorzeit darüber gemeint hat. Aber seltsam, die Vorzeit, welche sonst fast an jedem Kraute geheimnißvolle Kräfte zu rühmen wußte, scheint unsere Arnika wenig beachtet zu haben. In einem der ausführlichsten Kräuterbücher Gesner's aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts finde ich blos folgende originelle Notiz: „Bei den Sachsen braucht es das gemein Volk, denen so hinunter gefallen, oder so sich etwan mit Arbeit verletzt haben: Nemmen ein Handvoll, sieden es in Bier, trinken des Morgens einen Trunk warm davon, decken sich zu, und schwitzen: Wo sie sich dann verletzt haben, empfinden sie an dem verletzten Ort großen Schmerzen, auff zwo oder drei Stund, und werden also courirt: haben sie sich aber nicht verletzt, empfinden sie keine Veränderung. — Auch zu Danzig in Preußen ist es sehr in großem Brauch, und obwol bei ihnen es nicht wächst, wird es doch auß Nider Sachsen in Fässern dahin gebracht."

Der vorzüglichste Ruhm der Arnikablume rührt in der That erst aus dem vorigen Jahrhundert. Damals erst be= achtete man ihre eigenthümliche Wirkung auf das Verdauungs= und Nervensystem, ihren zertheilenden Einfluß auf Blutan= sammlungen jeder Art. Nun begann man auch die Pflanze selbst auf ihre eigenartigen Stoffe zu untersuchen. Man fand als Bestandtheile der Blüthen besonders ein wohlriechendes Harz, eine bitter=widerliche Materie, einen gelben Farbestoff, Gallussäure, Gummi, Eiweiß und anderes Unbedeutenderes. Die Blätter enthalten das Alles auch, aber in nur geringem

Antheil, wogegen die faserigen Wurzeln besonders durch ein ätherisches Oel, ein scharfes Harz, einen gerbstoffartigen Seifenstoff sich auszeichnen und nach den Beobachtungen auch vielfach anders wirken als die Blüthe, besonders auf den Darmkanal ihren Einfluß zeigen. In welcher Weise die Aerzte Arnikagaben als einzunehmende Medicin verordnen, kann den Leser nicht interessiren, denn er selbst kann von dieser Anwendung keinen populären Gebrauch machen, weil dieselbe nur mit äußerster Vorsicht und unter Anleitung des Arztes vorgenommen werden darf. Arnika ist eben innerlich angewendet ein Gift, wirkt leicht Erbrechen, Kopfschmerz, Krämpfe, Herzklopfen. Unsere Aerzte wenden sie aber zuweilen an gegen Wechselfieber, Nervenkrankheiten, Gehirnerschütterungen und Anderes mehr.

Wahrhaft populär indessen ist unsere Arnika für äußere Schäden.

Es hat sich Jemand gequetscht, gerieben, ist gefallen oder hat sich wund gestoßen: alsbald greift er zur Arnikatinctur, betupft die wunde Stelle damit und weiß, daß es nun nichts mehr auf sich hat. Eine Wunde hat eine Blutansammlung und Entzündung nach sich gezogen: wiederum ist die Arnika die beste Helferin in der Noth. Dem Wanderer, welcher eine Reise vorhat, wird durch alle Reisehandbücher vorgeschlagen, unter den Reiseutensilien ja die Arnikatinctur nicht zu vergessen, um die vom Wandern wunden Füße damit zu waschen, wenn man Abends matt und müde im Gasthause anlangt. In welcher Hauswirthschaft fehlte auch wohl die Arnika! Jede Hausfrau pflegt sie vorräthig zu haben so gut wie Kamille und Theeflieder. In der homöopathischen Hausapotheke wird sie als nöthige Beigabe mitgegeben. Und

wer die Arnika nicht vorräthig hat, weiß sie bei einer Ver-
letzung eiligst aus der nächsten Apotheke holen zu lassen. Ein
Apotheker versicherte mich, daß täglich mindestens einmal
Arnikatinctur bei ihm von Leuten gefordert werde.

Aber wer seinen guten Glauben an die Arnika hat, thut
doch wohl, sie sich selbst zu bereiten, denn es werden wenige
Kräuter von den Sammlern so vielfach gefälscht. Darüber
klagte schon Linné. Der Apotheker, welcher gesammelte und
meist schon trockene Arnikablumen aufkauft, um Tinctur daraus
zu bereiten, hat oft nicht die Zeit oder das botanische Ver-
ständniß, um herauszuerkennen, in welchem Maße betrügliche
oder ähnliche Blumen beigemengt sind, vor Allem das ähnliche
Ferkelkraut, Löwenzahn und andere gelbblüthige Vereinsblüthler.
Man bereite sich die Tinctur daher selber, wenn man Arnika-
blumen bekommen kann; es ist nichts weiter nöthig, als daß
man dieselben in Wein oder in Weingeist legt und ausziehen
läßt. In vielen Gegenden, besonders in Gebirgsdörfern, ge-
hört diese Selbstbereitung zu den unerläßlichsten hauswirth-
schaftlichen Geschäften, welche im Juli oder August vorgenommen
werden, und man sieht dann allen künftigen Quetschungen
und Verwundungen mit größerer Seelenruhe entgegen.

Ob es freilich hilft? Die sogenannte Erfahrung hat es
bisher durchweg gemeint, und die Zunft der Aerzte hat ihr
Ja und Amen zu dem Arnikasegen gesprochen. Die zweifel-
süchtige Gegenwart hat freilich ihr Bedenken erhoben, und
viele Aerzte meinen heutzutage: Die Arnika thut es nicht,
sondern der Weingeist, in welchem dieselbe ausgezogen ist.
Ob man freilich nicht Alles in der Welt bezweifeln kann!

V.

Im Reich der Gewässer.

———•◇•◇•———

Wie wandelt' ich friedlich oft als Kind
Längs dem leise murmelnden Bach,
Wo er, das stille Wiesthal wässernd,
Durch Binsen und Vergißmeinnicht quillt.

Gerok, Palmblätter.

Ohne Wasser kein Leben! Gilt das von jeglichem organischen Gebilde, so sehr daß manche elementare Pflänzchen und Thierchen eingetrocknet dürren Mumien gleich völlig leblos sind, aber bei Anfeuchtung sich alsbald wieder regen und wie vordem leben: so können wir uns nicht wundern, daß im Reiche der Gewässer eine Pflanzenfülle und Üppigkeit des Lebens waltet, von der besonders unsere ruhig fließenden Gräben und Bäche, sowie die stagnirenden Teiche über= schwänglich blühendes Zeugniß geben. Ob das Wasser aber auch die Schönheit bedingt? Die zum größten Theile allerhäßlichsten Thiere der Gewässer möchten das Gegentheil beweisen; aber in der Pflanzenwelt ebendaselbst tritt wiederum eine Farbenpracht der Blumen, eine Mannichfaltigkeit der Formen und ein Blüthen= reichthum ohne Gleichen auf. Der Zauber des Wasserspiegels und das Geheim= nißvolle des Wassergrundes, aber auch die schöne Eigenartigkeit der Wasser= blumen selbst verleiht diesem zudem einen Zug sinniger Melancholie, um dessent= willen Sage und Dichtung ganz besonders gern bei ihnen verweilen.

I.

Brunnenkresse.

―――∿∿―――

Es wandert und plätschert der Bach, vom Eise frei,
wieder durch seine Ufer dahin. Die junge Sonne
blitzt und glitzert in den über Kieselgrund sich
brechenden und kräuselnden, leichten Wellen, und auch um
den Bach her erwacht schon einiges Leben in ganz besonderer
Weise: alte Kräuter regen sich, vorjährige Samen gehen auf.
Einzelne Fliegen sonnen sich da auf hervorragenden Steinen
oder sitzen auf dürrem Ufergesträpp, und über dem Spiegel
des Baches auf und nieder tanzen und spielen frohe Mücken-
arten zu Schaaren versammelt.

Während das Pflanzenleben am Ufer erst ganz allmälig
sich einfindet, — auf dem Bachesgrunde war in härtester
Winterszeit das Leben nie ganz vergangen. Schon wenn die
Bachwellen noch mit dem flößenden oder vom Ufer starrenden
Eisgeschiebe zu kämpfen haben, grünt es lustig auf kiesigem
oder schlammigem Grunde, über den die Wellen ziehen, als
wäre da gar kein Winter gewesen. Massenhafte Conserven
zittern drunten als schlüpfriges, smaragdenes Haargefaser und
wallen, ein Spiel der Wellen, auf und nieder. Andere Algen
spinnen sich dazwischen, oder überschleimen mit grünlichem

Schimmer einzelne Steine, hineingefallene Baumzweige und vorjährige Reste großer Wassergewächse. Ja, die Welt der Süßwasseralgen schwindet nie ganz vom Boden des Baches. Wer freilich kümmert sich um diese Pflänzchen, welche dem bloßen Auge nur als grüner Wasserschleim oder Gefaser erscheinen, während sie allerdings unter dem Mikroskope eine Wunderwelt sonder Gleichen offenbaren.

Nicht minder frühe, selbst mitten in Wintertagen, ist aber auch eine ganz ansehnliche Krautwelt unter dem glitzernden Spiegel des Baches sichtbar, welche schon eine besondere Vegetationskraft zeigt. Wahrhaftige Kräuter sind das, mit dicken saftigen Stengeln und gefiederten Blättern, über welche die raschen Wellen hingleiten. Was aber noch mehr sagen will: es sind auch eßbare Kräuter darunter! Hier wächst vor Allem schon die Brunnenkresse (Nasturtium officinale), welche gerade im ersten Frühling, etwa vom März bis zum Mai, deliciöse Zartheit hat, das beliebte erste Salatgrün, mit welchem die Hausfrau die Ihrigen freudig überrascht. Ja, ehe noch der Gärtner die Rapünzchen von den Beeten schneidet, oder der Spinat als Frühlingskost ausgeboten wird, hat der Bach seine Brunnenkresse fertig. Als überall willkommene Gabe des Jahres wird sie nun zum Verkauf von Haus zu Haus getragen von den Leuten, welche sie an bekannten Stellen eines Grabens aus dessen Wellen herauspflückten und daran den ersten Erwerb hatten, den die freie Natur ihnen bot. Fast aller Orten ist sie zu finden, so daß sie eben die allgemein bekannte, populäre Frühlings- und Gesundheitsspeise werden konnte. In kleineren Bächen und an quelligen Orten, besonders mit etwas moorigem

Grunde, suchen wir sie in ganz Deutschland selten vergeblich; am üppigsten wächst sie da unter dem Wasserspiegel, aber auch die Ufer durchsteht sie und über das Ufer noch zieht sie sich hinaus. Daher findet man sie immer so reichlich, daß sie vielfach sich gar nicht ganz abernten läßt und ein Kind in einer Viertelstunde einen Korb voll zusammenpflückt. Und nicht blos in Deutschland ist sie zu Hause und allverbreitet, sondern findet sich im ganzen nördlichen Europa, auch im russischen Asien; selbst in Nordamerika hat sie sich jetzt überall eingebürgert.

Ob es nicht ein ganz köstlicher Frühlingsgenuß ist, den Bach und Quelle uns bietet! Als schüchterne Erstlingsgabe des Frühlings hat sie schon einen gewissermaßen idealen Werth, wodurch der materielle Genuß zugleich zu einem poetischen wird. Und die Brunnenkresse ist auch in besonderer Weise schmackhaft; mit einer würzigen schwachen Bitterkeit verbindet sie einen pikanten, etwas beißenden Geschmack. Mit etwas Essig frisch zubereitet, gibt sie einen Salat, welcher trefflich mundet und auch das Auge erfreut durch das zarte Grün und die zierliche Form der einzelnen Blättchen. Sie macht außerdem, wie das Volk sagt, „Leib und Seele klar und nüchtern"; schon ein alter medicinischer Botaniker des 16. Jahrhunderts sagt in launig klingenden, aber höchst ernst gemeinten Worten: „Das wackere Kressenkraut wird uns Teutschen rohe ohngesotten mit Essig in seiner Jugent auff den Tisch fürgetragen, die faulen Zechbrüder munter und wacker zu machen, die vollen und unlustigen Menschen zu der Speiß zu reitzen."

Die Erfahrung bestätigt das zum Theil noch immer. Mit einer vormals gäng und gäben Ansicht hat es zwar nicht viel auf sich, wonach vor Allem die Auszehrung durch

kein irdisches Mittel so trefflich geheilt werde. Vor Allem aber die nordischen Seefahrer kennen die Brunnenkresse als gesegnetes Kraut, sie ist ihnen ein bewährtes Mittel gegen den Skorbut (Mundfäule) und als solches besonders werth= voll, weil man sie das ganze Jahr über und allerorten im hohen Norden bekommt. Ist sie doch auch eine dem als allervorzüglichstes Antiskorbutikon bekannten und im höhern Norden gleichfalls vielverbreiteten Löffelkraut (Cochlearia officinalis) botanisch nächstverwandte Pflanze.

Wir für unsern Theil wollen sie nur als treffliche Frühlingsspeise ehren. Der Winter ist im Wegzuge, wenn sie vor uns auf dem Teller grünt. Aber wiederum der Frühling ist vorbei, wenn sie als Salat nicht mehr taugt. Es gilt so auch von ihrer culinarischen Verwendung, daß Alles seine Zeit hat. Schon Anfang April recken sich die Stengel der Brunnenkresse höher, und im Mai bereitet sich ihre Blüthenentwickelung vor; im Juni endlich ragen aus dem über die Wellen des Baches emporgewachsenen Kraute die weißblumigen Blüthenstengel schlank in die sonnige Luft. Nun wird Saft und Kraft zu den Blüthen und zur Fruchtbildung verbraucht und zieht sich aus dem Blattwerk immer mehr in die blumigen Gipfel empor! Das Brunnenkressenkraut will darum eben als Salat nun nicht mehr schmecken. Fort und fort blüht es dann mit seinen ährentraubigen kleinen Kreuzblümchen; denn die Brunnenkresse gehört zu der Familie der Kreuzblüthler und ist darin eine nahe Verwandte etwa des Rübsens und der Kohlarten. Im Laufe der Wochen strecken sich die Früchte als dünne, längliche Schötchen aus, deren Klappen bald aufspringen, so daß die Samen ausfallen.

Diese keimen noch in demselben Jahre auf dem Wassergrunde, und es erwachsen daraus die Pflänzchen, welche nun den Winter über aushalten und im Frühlinge uns den ersten Salat liefern.

Bei all' diesem Lob will die Brunnenkresse jedoch erst gekannt sein, um gepflückt werden zu können. Ja, ob der Leser sicher ist, daß er wirklich stets Brunnenkresse gespeist hat, wenn man ihm jenen ersten Salat vorsetzt? — An vielen Orten wird anstatt derselben nämlich ein ihr zum Verwechseln ähnliches Kraut als echte Brunnenkresse gepflückt und gekauft, ohne daß Verkäufer oder Käufer den Irrthum ahnen. In der That kann der Leser stets für wahrscheinlicher halten, daß keine wirkliche Brunnenkresse ihm vorgesetzt wird: vielmehr das Bitter=Schaumkraut (Cardamine amara), welches besonders an Bach= und Teichufern und auf moorigen Wiesen überall reichlichst wächst. Dies hat fast denselben Geschmack, ganz ähnliche rundliche oder längliche, eckig gezähnte Blätter und ist im blüthenlosen Frühlingszustande in der That nicht leicht zu unterscheiden. Erst zur Blüthezeit wird es sehr charakteristisch durch violette Staubbeutel, welche dagegen bei der Brunnenkresse gelb sind, sodann durch die ganz andersartigen Fruchtschoten. Eine Verwechselung hat indessen nicht viel auf sich, denn die Natur hat den beiden Pflanzen, welche sie in deren Jugend äußerlich so ähnlich bildet, auch innerlich verwandten Charakter verliehen. Nur daß wir dann eben nicht Brunnenkresse, welche wir haben wollten, sondern Bitter=Schaumkraut genießen!

Abgesehen von diesem letzteren Kraut, wer unterscheidet die Brunnenkresse auch von den mannigfachen Kräutern,

welche außerdem im Frühlingsbache wachsen und zum Theil der Brunnenkresse sehr ähnlich sehen? Wenn sie alle blühen, ist die Unterscheidung wohl eine leichte Sache, aber im ersten Frühling finden wir beim Blick auf den Bach doch nur Blätter, welche fast alle fiederig zertheilt, aber doch so verschieden sind, daß nicht alle Brunnenkresse sein können. Da wuchert in Menge ganz vornehmlich der Wassermerk, die Quellenmontie; es drängen sich im Wellengekräusel die Bachbungen. Wer soll da sicher unterscheiden? — Der Geschmack der Brunnenkresse aber allein schon dürfte dem Unkundigen ein sicheres Merkmal derselben sein; hat man sie indessen einmal genau erkannt, so wird die rundliche, etwas krause Form ihrer Fiederblätter sie doch auch nie wieder verkennen lassen. Eine zufällige Verwechselung thäte indessen auch nicht viel, denn es sind wenigstens die sehr ähnlichen anderen Kräuter völlig unschädlich. Ja, die nächst der Brunnenkresse häufigste und reichlichste Bachbunge, welche am ehesten mit ihr verwechselt werden dürfte, ist vordem als erstes Frühlingsgemüse sehr hoch geschätzt und für die Küche ganz besonders gesucht worden. Sie gehörte zu der Neun=kräutersuppe, welche unsere Vorfahren gewissenhaft jedes Frühjahr genossen.

Wenn wir beim Gang am Frühlingsbache die Gesellschaft der Brunnenkresse treulich mit in's Auge fassen, vielleicht daß der Bach dadurch fortan uns überhaupt ein reicheres Interesse gewährt. Theilnehmender blicken wir dann im Sommer auf ihn hin, wenn alle die Pflanzen blühen, deren bloßes Geblätter im ersten Lenze uns schon erfreute. Wenn dann von Woche zu Woche eine immer gewaltigere Flor sich am

Ufer und unter den Wellen entwickelt, mit faft tropifchem Charafter koloffal und dichtgedrängt die Ampfer und Huf= lattiche, gewaltige Doldenpflanzen und hohe Gräfer mächtig aufftreben; wenn die Vergißmeinnichte vom Ufer in den Bach weit hinein blühen, fammt fchwimmenden weißen Ranunkeln und grünen Waffersternen: dann bekennt wohl ein Jeder, daß die Vegetation des Baches ein Stück Blüthenlebens ift, wie die Natur es im Wald und Flur kaum reicher entfaltet.

2.

Das Vergißmeinnicht.

Den Bach, welcher im erften Frühling uns die Brunnen= kreffe bot, erkennen wir zur Sommerszeit kaum wieder in feiner nun hoch und üppig aufgefchoffenen Pflanzenfülle und Blüthenherrlichkeit. Unter dem Waffer fahen wir im Früh= ling fchon gar manches Krautgeblätter fprießen, hie und da auch fchon fich drängend emporrecken. Aber nun, welch' Ge= wühl hoch gewachfener, verfchiedenartiger Pflanzen? Als dichte, faftige Krautrafen erhebt fich die Bachbunge (Veronica Beca- bunga) handhoch über die Wellen, mit zartblauen Blumen= krönchen reich überblüht; andere Wafferehrenpreife (be= fonders V. Anagallis) ragen daneben, mehrere Fuß hohe, kräftige Büfche bildend, deren fparrige, feine Veräftelung gleich= fam wie ein Schleier den Bach mit feinen blauen Blümchen

durchsichtig überhüllt. Das Igelkraut (Sparganium ra-
mosum) mit steifen Schwertblättern und weißen Blumen reckt
sich hoch dazwischen, hie und da schon mit seinen großen,
kugeligen Stachelfrüchten besetzt; zu seinen Füßen schwankt
das Pfeilkraut mit großen Blättern. Stolz aufrechte, saf-
tige, herrliche Gruppen bildet wiederum die Wasserfeder
(Hottonia palustris), auf hohen, fiederblättrigen Stengeln
weiße primelförmige Blüthen tragend, das ähnliche Tausend-
blatt (Myriophyllum spicatum), mit seinen großen feder-
artig feinst zerschlitzten Blättern. Andere Stellen des Baches
sind völlig eingenommen von mächtigen Doldenpflanzen, deren
hohe reich beblätterte Stengel, von weißen edlen Blüthen-
schirmen gekrönt, majestätisch oft Alles überragen: Wasser-
merk, Wasserfenchel, Archangelike und Wasserschierling.
Nur die mächtigen Ampfer, deren robuste Stengel mit oft
armlangen, weit über handbreiten Blättern besetzt sind, sowie
Rohrkolben (Typha), Schilfe machen den Rang der Größe
ihnen streitig. Aber auch die frischesten Blüthenfarben schmücken
manche aus dem Gewühl hoch hervorragende Bach- und Teich-
gewächse. Kaum im Wald oder Flur giebt es so herrliche
Blumen, als hier etwa bei der bis über meterhohen Wasser-
viole (Butomus umbellatus), deren binsenartige Halme mit
veilchenblauen, großblüthigen Dolden gekrönt sind, während
wiederum der Blutweiderig (Lythrum Salicornia) mit
pfirsichrothen Blüthenschweifen aus dem drängenden Pflanzen-
gewühl hervorblickt. Es waltet in der That hier stellenweise
eine so märchenartige Pracht und Gewaltigkeit, daß der deutsche
Bach die überschwängliche Vegetation der Tropen uns wohl
veranschaulichen kann.

Aber all dieser mächtige Pflanzenwuchs, mit seinen herrlichen Wasserblumen, erfreut doch wenigstens nicht so innig, als das vom Ufer her in dichter Menge sich blühend in den Bach drängende, nur kleine Vergißmeinnicht (Myosotis palustris). Unter allen Bachkräutern hat das deutsche Volksgemüth von jeher ihm seine beste Liebe zugestanden.

Begnügen auch wir uns jetzt einmal mit demselben! Wir sind in unseren Tagen freilich sehr nüchtern geworden gegen die frühere Zeit. Dennoch sehen wir in dem Vergißmeinnicht noch immer nicht ganz eine Blume wie andere Blumen sind. Der Jüngling pflückt sie am Bache noch immer seiner Geliebten; ihr Bund ist fester geschlossen durch diese kleine Blumengabe, und manches so gereichte blaue Blümchen findet sich im heimlichen Schrein treuer bewacht, als Gold und Geschmeide. Dem Kinde schon zeigt die Mutter beim Gang ins Freie das am Teichufer blühende Pflänzchen vor allen den anderen und lehrt es dieses ehren von frühe auf. Ja, Niemand wohl geht ganz gleichgültig vorüber an dem über Kiesel murmelnden Bach, in dessen Wellen hinein die himmelblauen Blümchenkronen in dichtem Gedränge prangen. Das Kind armer Leute, welches in den Städten von Haus zu Haus Vergißmeinnichtkränze feilbietet, findet daher selten eine abschlägige Antwort; Jeder freut sich derselben, wenn sie, in den wassergefüllten Teller gelegt, zu neuem Leben kommen, von Tag zu Tag voller und blauer erblühen und wochenlang nicht aufhören wollen, immer neue Knospen aufzuschließen.

Ja, das Vergißmeinnicht ist noch immer der echtesten deutschen Volksblumen eine; nicht blos das Sumpf-Vergißmeinnicht, auch jede der kleinblüthigeren Arten auf dem Felde,

im Walde oder auf der Wiese, welche das Volk im Gegensatz nur als „wilde" bezeichnet. Unter diesen ist aber auch eine Art, welche an Blüthenherrlichkeit, vor Allem an Fülle, das Sumpf=Vergißmeinnicht sogar noch weit übertrifft. Dies ist das Wald=Vergißmeinnicht, welches in lichten Wäldern, auf Waldwiesen, an grasigen Bergabhängen in ganz Deutsch= land vorkommt und von Mitte April bis Ende Frühling seine Blüthezeit hat. Es giebt kaum eine massenhafter und ge= drängter blühende Blume. Besonders im Mai bin ich auf botanischen Excursionen an von ihr überblühete lichte Wald= stellen gekommen und blieb überrascht und bewundernd stehen, in Frühlingsandacht bei diesem Anblick versunken. So weit das Auge sah, viele Morgen weit bis an das dichter wer= dende Waldgebüsch breitete sich ein himmelblauer Teppich, zwischen dem kaum hie und da leise ein grüner Fleck her= vorsah! Oder ein stilles, blaues Meer, in der That ein Blumenmeer, wie solches nicht lieblicher sich vorstellen läßt. Das deutsche Märchen von der Dirne im Flachsfelde kommt dem Beschauer in den Sinn, die ein Zauberer verwirrt hatte, daß sie ein blaublüthiges Flachsfeld für Wasser hielt und unter dem Gespött der Umherstehenden ihr Kleid aufschürzte, um trocken hindurchzuschreiten.

An manchen Orten schenkt man unserer Blume eine ganz besondere Aufmerksamkeit. In einem Oertchen an der Mulde pflegt die liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer üblicher Weise „in die Blümlein zu gehen". Die Nachmittagsschule wird frei gegeben, und im milden Sonnenschein wandert die muntere Schaar mit Gesang in einen nahen Wald, wo dies Vergißmeinnicht in überschwänglicher Fülle wächst. Dort

angekommen, hat nach herkömmlicher Sitte erst Jeder einen
mächtigen Strauß zu pflücken, Mütze und Knopflöcher zu
bestecken. Unter manchem frohen Spiel im Freien wird der
Nachmittag verbracht und kommt der Abend heran, ehe man
an die Rückkehr denkt. Nun geht's heim, jedes Kind einen
Blümleinstrauß stolz in der Hand, der zu Hause feierlich
einem Wasserglase anvertraut wird. Ebenso sucht dort fast
jede Familie sich einen Tag aus, an welchem Alt und Jung
„in die Blümlein" geht, und das sind nicht zufällige, sondern
herkömmliche jährliche Ausflüge, bei denen Vater, Mutter,
Magd und Kind im Grünen und blühendem Blau sich
ergehen, sich tummeln und lagern, Blumen pflücken und darin
mit einander wetteifern; es wird draußen Kaffee gekocht, ge=
trunken, Kuchen dazu gegessen und die ganze Gesellschaft ist
dabei einmal so fröhlich, wie das ganze Jahr kaum wieder.
Man reinigt sich da von dem niedrigen staubigen Erdenleben
an Herz und Seele.

Es ist bei dieser „Blümlein=Lust" freilich keine Erinnerung
mehr an den Sinn, welchen das Blümlein „Wunderschön"
für unsere Vorfahren hatte. Nur was es den Dichtern und
den Liebenden vordem war, bedeutet es noch immer; es war
und ist ja noch heute das Unterpfand der Treue und die
Blume der Erinnerung. So heißt es in einem Liede schon
aus dem fünfzehnten Jahrhundert:

> „Und werd ir hören, waz mir daz liebste sy?
> Daz plawe plümlin, daz stat gar nach dabi;
> Daz plawe dütet stät;
> Der küle wind hat mir den weg verwät.
> Daz plawe plümlin hoffet auf genad,
> Und stünd die aller schönst junkfer davor,

> Den wechſel welt ich nit triben,
> Ich welt bi minem plawen plümlin beliben.“

So ſteht auch in der altüberlieferten „Bedeutung der Blumen“ geſchrieben: „Ein Blümlein heißet Vergiß=mein=nit, dem das empfohlen wird, der mag wohl fröhlichs Muthes ſeyn. Wer es aber von ſelbſt trägt, der will ſeiner Liebſten nicht vergeſſen zu keiner Zeit.“

Blumen ſind aber nicht blos naturwiſſenſchaftliche Gegen= ſtände, welche der Forſcher mit Secirmeſſer und Lupe zu unterſuchen und zu klaſſifiziren hat, um gelehrte Bemerkungen über ſie zu machen und ſchließlich ſie als ſchöne Mumien ſauber geordnet in ein Herbarium zu legen. Sie ſind auch Heilkräuter, und das nicht blos in officinellem Sinne gegen Leiden und Schäden unſeres Körpers, ſondern auch wie Juſtinus Kerner es meinte:

> „Blumen, ach Blumen, die heilen jeden Schmerz,
> Drum drückt man ſo ein Kind gern an das wunde Herz.“

Sie ſind dazu für das ſeeliſche Leben des Menſchen vor Allem Symbole. Und darin hat beſonders die Sinnigkeit deutſchen Volksgemüthes ihnen manches Geheime abgelauſcht, Freud und Leid, Liebe und Treue, Endliches und Unendliches von ihnen vernommen. Zu dem gefangenen Grafen im Goethe’ſchen Liede kommen ſie alle, reden zu ihm und wollen ihn tröſten; er freut ſich ihrer aller und ſpricht zu einer jeden, die da naht. Aber ſein Sinn ſteht nur nach einer, die ihn wahrhaft tröſten könne. Zu der Roſe ſpricht er: „Du biſt das Blümlein nicht, das ich im Stillen verehre“; zu der Lilie: „Ich weiß doch noch was Lieberes“; zu der Nelke ſagt er: „Was den Grafen glücklich macht, es iſt nicht

ausgesuchte Pracht, es ist ein stilles Blümchen"; selbst dem Veilchen wird nur die Antwort: „Du duftest so schön, doch brauch' ich mehr in meinem herben Leiden." Er selber be= zeichnet das Blümlein „Wunderschön," nach dem er Verlangen trägt:

„Es wandelt unten an dem Bach
Das treueste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümlein bricht
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne."

Ja, als Blume der Treue und Erinnerung muthet sie durch das zarte himmlische Blau unwillkürlich uns an. Und so haben es die Herzen der meisten Völker empfunden, wenigstens aller welche germanischen Ursprungs mit einer feineren Sinnig= keit begabt sind. Auch der Engländer kennt es ja als sein forget-my-not; im Schwedischen finde ich das Wort forgaet-mig-ej, im Norwegischen forglemm-mig-ikke, im Dänischen forget-mig-ej. Die klassischen Griechen und Römer, welche ohne den Zug gemüthvoller Natursinnigkeit nur in ihrer Mythologie naturpoetisch waren, nahmen indessen gar keine Rücksicht auf die schöne blaue Blume selber, sie sahen nur die öhrchenartig geformten Blätter und nannten es Myosotis, d. h. „Mausöhrchen," wie das Vergißmeinnicht noch heutzu= tage in der Botanik genannt wird. Auch die Franzosen haben das sinnige Wesen des Blümchens nicht begriffen; dafür ist das Stiefmütterchen, dies dreifarbige Veilchen (Viola tricolor), ihnen die pensée, das Gedenkmein, das Vergißnicht; sie bescheiden sich mit der trauten blauen Farbe nicht, wollen

satte Farben, prächtige Zeichnung, starke Reize haben, um an
die Treue stark gemahnt zu werden.

Seltsame Verknüpfung der Beziehungen aber! Als Blume
der Erinnerung ist das Vergißmeinnicht in den deutschen
Sagen noch in ganz anderer, scheinbar ganz entfernt liegender
Deutung verstanden worden. Wer kennt nicht aus dem
„Wunderhorn" deutscher Sagen so manche, besonders vom
Kyffhäuser, bei welcher schließlich eine blaue Blume be=
deutsam wird!

Ein guter Knabe, heißt es da meist, und armer Leute
Kind, lag an blumiger Berghalde, während die ihm anvertraute
Heerde des nahen Dorfes umher weidete. Da tritt eine
Jungfrau zu ihm und redet ihn liebevoll an; artig antwortet
er, und nun pflückt sie eine blaue Blume, reicht sie ihm und
verschwindet wieder. Als der Knabe die Blume verwundert
noch in der Hand hält, sieht er an der Berglehne plötzlich
eine Thür aufgethan, die er vordem niemals bemerkt hat.
Eine Stimme ruft ihm zu, daß er eintrete. Und wie er
nun in das helle Innere des Berges tritt, traut er seinen
Augen kaum, denn da drinnen rings umher funkelt und
glitzert es von Gold= und Silberbarren, Juwelen, Demanten
und allen Köstlichkeiten, wie er solche nie geschaut. Er legt
die blaue Blume nieder und beginnt seine Taschen zu füllen;
dann will er reich beladen den Berg wieder verlassen. Doch
ruft ihm eine Stimme noch zu: vergiß das Beste nicht!
Aber schon hatte er eilends die Thür erreicht, welche nun
hinter ihm zufällt. Durch treulose Vergeßlichkeit ist die
Blume drinnen geblieben, welche ihm immer von neuem den
nun für immer verschwundenen Eingang geöffnet hätte. Er

übersah den Sinn der Blume „Vergißmeinnicht", und so verschwanden ihm auch alle Genüsse, welche sie verschaffte. —

Wie sie alle Schätze des Erdinnern erschließt, so wurde sie in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts als tiefsinniges Symbol sogar der Inbegriff höchster menschlicher Sehnsucht. Das Vergißmeinnicht — denn nur dieses wiederum lag, wenn auch nicht ausgesprochener Weise, dieser mystisch-romantischen Anschauung zu Grunde — es wurde als Kultusgegenstand idealsten Charakters in eine seltsame Geistesrichtung hineingezogen, welche die meisten Dichter und Gebildete Jahrzehnte lang beherrschte. Es war die Blume der Romantik, derjenigen Richtung in unserer deutschen Poesie und Literatur, welche alles Hohe und Höchste in Welt und Leben sich himmelstürmend erschließen wollte, aber im Grunde an aller Wahrheit von vornherein verzweifelnd sich selber zu täuschen strebte, das poetische Träumen für Wachen nahm, den reizvollen Schimmer phantasievollen Denkens für wahrhaftiges Licht hielt und statt des Sein nur den Schein suchte. Diese vor der kräftigen Realität unserer Gegenwart erloschene Romantik faßte in der „blauen Wunderblume" die Summe aller ihrer Sehnsucht zusammen.

Das Sumpf- und das Waldvergißmeinnicht sind es, auf welche all dieser Kultus und die mannigfache sinnige Deutung sich bezieht, denn sie nur sind die prachtblüthigen und auch durch ihre oft kaum überschbare Menge auffälligen Arten. Aber ihrer Schwestern ist noch eine leidliche Anzahl; wilde Vergißmeinnicht nennt die Volkssprache diese, welche allerorten unter Hecken und Gebüsch, auf Wiesen und Triften, an Dämmen, Hügeln und auf Feldern wachsen. Vielleicht,

daß nun auch diesen unscheinbaren Schwesterblümchen der
Naturfreund einen kleinen Blick nicht versagt und sich auch
nach ihnen einmal freundlich bückt. Zumeist wirkliche Miniatur-
pflänzchen sind es; eine auf Feldern wachsende Art ist noch
nicht fingerhoch, und auch die anderen sind nur wenig höher:
das „rauhe", das „haarige", das „wenigblüthige", das
„mittlere", das „bunte" — und wie sie alle heißen, die
mit deutschen Namen schwer benennbar sind. Jedoch sind
alle sich überaus ähnlich, und Jeder erkennt sie sofort als
Vergißmeinnicht schon an dem zarten Himmelblau der zierlichen
Blümchen, welches allein schon sämmtlichen Arten einen
verwandtschaftlichen Ausdruck gibt; nur das etwas seltenere
bunte Vergißmeinnicht hat originell buntscheckige, weiß, gelb,
roth und blau gesprenkelte Blümchen. Auch den eigenthümlichen
Bau des Blümchens aber möge man in seiner Besonderheit
beachten, die präsentirtellerförmige blaue Krone, deren Blumen-
röhre mit gewölbten Schüppchen verschlossen ist und fünf
Staubgefäße sowie vier glänzendglatte Nüßchenfrüchte einschließt,
welche später frei im bleibenden Kelche auf einem Scheibchen
sitzen. Um der rauhhaarigen Bekleidung der Stengelblätter
willen werden die Vergißmeinnicht von den Botanikern zur
Familie der Asperifolineen gezählt. In diesen Merkmalen
stimmen sie alle überein.

Wohl die schönste aller Arten, welche zugleich am trautesten
zum Herzen spricht, bietet im Sumpfvergißmeinnicht uns das
Reich der Gewässer. Welche Art es aber auch sei, — im
Sträußchen, welches wir von einem Ausgange in's Freie
mit heimnehmen, wird ein Vergißmeinnicht kaum fehlen dürfen!

3.

Die Königinnen der Gewässer.

Von unsern deutschen Gewässern schweifen die Gedanken
sehnsüchtig oft nach den majestätischeren Strömen und Seen
ferner südlicher Erdtheile. Was mehr vielleicht als alles Andere
aber von unserer Jugend her uns nach dem Ganges und den
Uferstrecken des Nil zog: das dürfte die Lotosblume*) sein,
mit ihren schwimmenden Blättern und herrlichen Blumen auf
jenen heiligen Gewässern, — jene hochpoetische Blume, dies
treue Symbol des Orients und seiner beschaulichen, andacht=
ernsten Völker.

Können wir sie selbst nicht schauen, wie sie sich leise
schaukelt auf den Fluthen der heiligen Ströme, so haben wir
doch aber ihre schönste Verwandte, die weiße Seerose, auch
auf unsern deutschen Gewässern. Das ist des deutschen Volkes
Seelilie, Wasserlilie, Nixenblume, Teich= oder Wasser=
rose, hie und da auch die Schwanenblume genannt. Schon
in ihrem reichen Blumenbau welch' seltsame Blume; ihre vier
grünlichen Kelchblätter umschließen mehrere Reihen reinweißer

---

*) Es sind die Lotosblumen Egyptens und Indiens aber zwei
ziemlich verschiedene Pflanzen. Die den alten Egyptern heilige und
auf ihren Monumenten vielfach dargestellte Sumpf= und Stromblume,
deren Samen und Wurzelstock auch als Nahrung dienen, ist die
Nymphaea Lotos, L., dagegen die in die indische Götterlehre ver=
wobene Gangesblume, mit bohnenartigem eßbaren Samen, ist Ne-
lumbium speciosum.

Blumenblätter, die nach innen in goldgelbe breite Staubgefäße allmälig übergehen, welche als voller Kranz die von strahlenförmigen Narben verzierte fleischige, vielfächerige Frucht umgeben. Im weiten Mittelasien und über ganz Europa ist sie verbreitet, besonders aber bei uns in Deutschland fast überall zu finden in stehenden Wassern oder langsam fließenden Strömen, und wie sie nahe den Wohnungen der Menschen reichlich getroffen wird, so nicht minder in den großen Schilfteichen, welche der Fischerei und Jagd dienen. Auch in unsern im Dickicht lauschig verborgenen Waldseen sieht man oft hundert und mehr ihre prachtvollen Silberhäupter über den Wasserspiegel erheben, von den schwimmenden tellergroßen Blättern umgeben. Ueberall da giebt sie den Anblick eines überschwänglichen, aber schwermüthigen deutschen Naturbildes, von fast tropischer Kraft und Erhabenheit und doch voll einfacher sinniger Schönheit. Die Phantasie wird unwillkürlich rege beim Blick auf den mit Wasserlilien überblüheten stillen Weiher, und wir verstehen mit ganzer Seele die Anschauung der Vorzeit, wonach Elfen und mancherlei Elementargeister sich der Seerosenblätter als Schiffchen bedienen, auf denselben bei ruhiger Luft, wenn Menschen fern sind, über die klaren Fluthen gleiten. Ja, auch wir sehen im Geist sie noch immer dahinfahren; ein wohl auf den Blättern sitzender Frosch, dessen Ruf die Stille ab und zu durchdringt, thut dieser Stimmung der Natur und unseres eigenen Gemüthes kaum einen Abbruch, er gehört mit dazu, sammt all den Libellen und flirrenden, im Sonnenschein blitzenden Insekten.

Das deutsche Volk hat sie zwar niemals gerade als eine heilige Blume verehrt, wie es in seiner Vergangenheit über-

haupt nur Bäume mit heiligen Ehren umgab, indessen ist auch der deutsche Sinn von Alters her von ihr angesprochen worden. Noch manche wundersame alte Sage weiß zu erzählen von der geheimnißvollen, auch unheimlichen Macht, mit der sie als Königin mitten im Reich der Gewässer waltet. Wo diese tief sind, ist sie ja nur anzutreffen. Selten nähert sie sich dem Uferrande. Es ist ihr da zu flach, nur in angemessener Tiefe kann sie sich einwurzeln und ihre mächtigen Glieder entwickeln. Darum warnt auch die uralte Volkssage vor der weißen Seerose, und Mancher schon, der sich unvorsichtig doch bis zu ihr heranwagte, ist ihr als Opfer verfallen. Denn ihre Wurzel und ihr Wurzelstock, von dem die langgestielten Blätter und Blumen emporsteigen, ruhen in Schlamm eingebettet in oft jäher Untiefe; der Fuß gleitet hinein, die strangartigen, zahllos heraufsteigenden Stengel verstricken den halb schon Versinkenden und halten ihn fest, bis er erstickt ist. Sie ist so die bezaubernde Sirene, und unter ihr wohnt das Grauen und der Tod. Nach der Meinung der Vorzeit ist sie auch gar nicht eine Blume wie andere Blumen, vielmehr eine verwandelte Seejungfrau, und wenn Mitternacht kommt und der Mond scheint über die Wasser, dann tanzt und spielt sie auf der silbernen zitternden Spiegelfläche; unter ihren Blättern aber hat sich lauernd dann der Nix versteckt und schaut ihr zu. Dieser Nix bewacht sie gar eifersüchtig indessen auch immerdar und duldet nicht, daß Jemand ihr nahe. Ja, sie selber ruft ihn, wenn ein Mensch ihr ein Leid thun oder gar sie besitzen will, und nur vorsichtig darf man es darum anfangen, meint der Volksglaube, ihrer habhaft zu werden. Es will ihr erst freundlich zugesprochen sein;

mit der Hand muß man sie rasch dann brechen, doch nicht mit einem Messer möge ihr Stengel durchschnitten werden, denn es fließt sonst Blut aus ihr hervor. Wer es anders anfängt, den zieht eine dunkle Gestalt in die schaurige Tiefe hinab. Als die Blume, nach der eine geheimnißvolle Sehnsucht jedes Wesen zieht, wenn der Mond auf sie niederscheint, hat sie nicht blos H. Heine, sondern vielleicht noch duftiger Emanuel Geibel besungen:

> Die stille Wasserrose
> Steigt aus dem blauen See,
> Die Blätter flimmern und blitzen,
> Der Kelch ist weiß wie Schnee.
>
> Da gießt der Mond vom Himmel
> All' seinen gold'nen Schein,
> Gießt alle seine Strahlen
> In ihren Schoß hinein.
>
> Im Wasser um die Blume
> Kreiset ein weißer Schwan,
> Er singt so süß, so leise,
> Und schaut die Blume an.
>
> Er singt so süß, so leise,
> Und will im Singen vergehn —
> O Blume, weiße Blume,
> Kannst du das Lied verstehn?

Eine weiße Wasserelfe, ein seelenvolles Wesen, — so muthet sie in der That uns an. Lebenskräftiger als andere Wasserpflanzen und wie seelenbegabt schwimmt sie auf dem Spiegel, reckt sich im Sonnenschein immer höher empor, das Licht immer voller zu trinken. Der Professor Fechner ist durch den Anblick gerade dieser Blume zu seinem Glauben an ein

Seelenleben der Pflanzen gekommen und spricht in seiner
„Nanna" sich darüber in folgenden schönen Worten aus:

„Ich stand einst an einem heißen Sommertage", sagt er,
„an einem Teiche und betrachtete eine Wasserlilie, die ihre
Blätter platt über das Wasser gebreitet hatte und mit offener
Blüthe sich im Lichte sonnte. Wie ausnehmend wohl müßte
es dieser Blume sein, dachte ich, die eben in die Sonne unter
in das Wasser taucht, wenn sie von der Sonne und dem
Bade etwas empfände. Und warum, fragte ich mich, sollte
es nicht? Es schien mir, daß die Natur wohl nicht ein Ge-
schöpf für solche Verhältnisse so schön und sorgsam gebaut
hätte, um es blos als Gegenstand müssiger Betrachtung dar-
zustellen, zumal da tausend Wasserlilien verblühen, ohne daß
sie Jemand betrachtet; vielmehr muthete mich· der Gedanke
an, sie habe die Wasserlilie so gebaut, um die vollste Lust,
die sich aus dem Bade im Wasser und Lichte zugleich schöpfen
läßt, auch einem Geschöpfe im vollsten Maße zu Gute kommen,
von ihm recht rein durchempfinden zu lassen. — Wie lieblich
erscheint unter solcher Voraussetzung das ganze Leben dieser
Blume."

Das sind Betrachtungen eines Philosophen, welcher Wahr-
heit und Dichtung verwechselt! möchte der Leser einwerfen.
Aber auch der nüchterne Botaniker weiß gerade von der See-
rose Seltsames genug zu erzählen. Vor Allem, was schon
der Altmeister der botanischen Wissenschaft, Linné, an ihr
beobachtet hat, ist nach ihm genugsam bestätigt worden. „Die
Nymphaea alba erhebt sich", sagt er, „in der Morgenfrühe
aus dem Wasser, wobei sie zugleich allmälig ihre Blume
öffnet, daß um die Mittagszeit ihr Blumenstengel an drei

Zoll über den Wasserspiegel emporgetragen ist. Wenn der
Abend hereinbricht, schließt sie sich nicht nur wieder völlig,
sondern taucht auch bis unter den Wasserspiegel in die Fluth
zurück. Es beginnt ihre Blume ungefähr um 4 Uhr Nach=
mittags schon sich einzuziehen, und bringt die ganze Nacht
unter dem Wasser zu.“

Die Lotusblume Egyptens und die indische, Schwestern
unserer Seerose, machen es aber ebenso. Welch’ wundersame,
auch für die Wissenschaft geheimnißvolle Erscheinung! Sie ist
vielleicht auch die Veranlassung geworden, daß die bewegliche
Phantasie des Morgenländers ein göttliches Wesen in der Lotos=
blume erblickte und mit religiöser Verehrung sie betrachtete;
ja daß man sie als götterverwandte, geheimnißvolle Wasser=
wesen mindestens unter dem besonderen Schutz der allwal=
tenden Götter sah, indem die sinnige Religion des Inders
dem Sonnengotte Wischnu als blühendes Symbol die Lotos=
blume unterstellte! Den Sonnengott wie seine Blumen sah
man ja in gleicher Weise täglich auf= und untergehen!

Treiben wir in Gedanken nun aber einmal weit hinüber
zu demjenigen Lande, wo ihre stolzeste Riesenschwester blüht.
Schauen wir mit Schomburgh’s Augen da um uns, der dieses
Wunderland bereiste und dessen erhabene Wasserblume zuerst
entdeckt hat. Das Boot eilt auf dem Rupununi dahin, dessen
Ufer endlose Meilen lang von dem dichtesten tropischen Pflanzen=
dickicht bestanden sind, aus dem die blauen Blumen der Jaca=
randabäume und rothe, goldgelbe und andere Blüthenfülle der
Noranten und akazienartige Wallaben malerisch hervorschauen.
Wir gelangen allmälig nahe an die Mündung des Flusses,
der da breiter und ruhiger hinzieht. Dort nun sollen wir

den Anblick genießen, dessen wunderbare Schönheit zu be=
schreiben die kühnen Reisenden enthusiastisch für unmöglich er=
klären. Ein gigantisches, hellgrünes, auf der Unterseite car=
moisin=röthliches Blatt von der Größe einer großen Tischplatte
und größer noch schwimmt vor uns, die Ränder unregelmäßig
aufgeworfen. Die ganze grüne Blattfläche ist von acht leisten=
artig zoll= bis handhoch hervorragenden röthlichen Haupt=
adern, und diese von radnetzartig verbindenden Queradern
durchzogen, welche mit großen Stacheln besetzt sind. Diesem
Riesenblatt, wie es kein gewaltigeres auf Erden giebt, schwebt
zur Seite auf fast armdickem, dornigem Blumenstiel wenige
Zoll über dem Wasser die Riesenwasserrose von anderthalb
Fuß Durchmesser und fast vier Fuß Umfang, welche von einem
mächtigen, rothbraunen, vierblättrigen Kelch umschlossen ist;
aus Hunderten von Blumenblättern besteht sie, deren Fär=
bung vom zartesten Weiß in das edelste Rosa übergeht. Unser
Auge hängt in seligem Entzücken an diesem unvergleichlichen
Wunder der Pflanzenwelt, wie solches nicht großartiger, nicht
prachtvoller, nicht überraschender sein kann. Aber das Ruder
treibt unsern Nachen weiter und weiter. Immer neuen,
riesigeren Schwimmblättern begegnet der erregt umherschwei=
fende Blick, und oft Hunderte jener stolzen weißröthlichen
Riesenblumen schweben majestätisch zwischen ihnen empor über
der vom gleitenden Nachen leise erregten Wasserfläche. Hie
und da stehen noch mohnkopfförmige Früchte, welche, kolossal
fast bis zur Größe einer Kokosnuß, dem gigantischen Ver=
hältnisse jener Blätter und Blumen entsprechen. Ja, wenn
wir es auch nicht von vornherein wüßten, — es könnte uns
nicht mehr fraglich sein, daß wir in diesen Wundergebilden

der Pflanzenwelt die gewaltigſte und hochberühmteſte Königin der Gewäſſer vor uns haben: die Victoria regia. Sie iſt das impoſanteſte Gebilde der Blumenwelt auf Erden, welches die Natur aber auch eben nur zu Stande bringen konnte dort, wo mit der ſchöpferiſchen Zeugungskraft des Waſſers die mächtig treibende äquatoriale Wärme ſich vereinte. Nun die Rieſen= blume auf Erden einmal hervorgebracht war, hat ſie aber allenthalben, wo es nur anging, ſich auch ausgebreitet. In den ganzen Stromgebieten des äquatorialen Amerika kann der Reiſende ihre ſchwimmende Pracht und Herrlichkeit auf faſt allen ſtehenden oder langſam fließenden Gewäſſern bewundern.

Und doch — wenn der Reiſende ſich ſatt geſchaut an jener Pracht dieſer roſigen Rieſenblume, wird er nicht auch zurück= denken müſſen an den trauten deutſchen Teich, an dem die Binſen leiſe rauſchen und wo die keuſche Seeroſe träumt. Das Heimweh erfaßt plötzlich ihn wunderbar, er ſehnt ſich mitten in der großartigſten Natur der Tropen nach den engen ſchilf= umwachſenen Gewäſſern, wo die weiße Seeroſe blüht. Ferne tropiſche Schweſtern wecken in dem fernen Reiſenden die Er= innerung der lange vergeſſenen Heimath.

4.

Die Waſſermyrte.

———————

Die herrlichen, ſoeben genannten tropiſchen „Königinnen der Gewäſſer" laſſen auf unſern Flüſſen, Bächen und Seen nimmer ſich heimiſch machen. Es ſind durchaus Kinder der

Tropen. Ueber eine fremdländiſche Waſſerpflanze können wir uns indeſſen auch in deutſchen Gewäſſern freuen, — woſern wir uns nicht vielmehr über ſie beklagen. Das iſt die Waſſermyrte! Der Leſer freut ſich gewiß über dieſen hübſchen Namen „Woatermyrte“ oder „Myrtenkraut“, welcher unter den Fiſchern von Divenow für ein artig ausſehendes Waſſerpflänzchen gebräuchlich iſt, das in der ganzen übrigen Welt außerdem bekannt und berüchtigt iſt unter dem erſchrecklichen Namen — „die Waſſerpeſt“. Der Name, welcher unter den Divenow=Fiſchern gilt, hat ſicherlich den poetiſchen Vorzug; aber er iſt auch zutreffend, denn das unter dem Waſſerſpiegel flottirende Pflänzchen mit dem ſchlanken, graziöſen Wuchs ſeiner Zweige und dem überaus zierlichen Blätterſchmuck gleicht bei einer naiven Anſchauung in der That einem Myrtenſtengel.

Laſſen wir drum den merkwürdigen Fremdling unſerer Gewäſſer fortan getroſt als Waſſermyrte gelten, anſtatt der Bezeichnung Waſſerpeſt, welche die Uebertreibung und der erſte Schreck dieſem Pflänzchen bei ſeinem anfänglichen Erſcheinen in den europäiſchen Gewäſſern gegeben hat.

Ja, die Waſſermyrte iſt ein Fremdling bei uns. Wie ihr Name Elodea canadensis beſagt, iſt ſie aus Nordamerika, ſpeciell aus Kanada über's Meer zu uns hergewandert, — ein bei uns vordem völlig unbekanntes Pflänzchen. Aber ein bei uns ſo raſch und maſſenhaft vermehrtes Waſſerunkraut iſt es, daß es ſchon alsbald nach ſeiner Ankunft in Europa größtes Aufſehen erregte. Das haarſträubendſte Unheil glaubte man durch daſſelbe über friedliche Gewäſſer heraufbeſchworen, und die erſchreckendſten Berichte davon liefen durch die Zeitungen.

Jahrzehnte sind nun vergangen seit dem ersten Erscheinen dieser Wassermyrte in Europa. Der Unmuth der Fischer und Schiffer über dieselbe hat sich wenigstens etwas gelegt, und es dürfte an der Zeit sein, mit besonnenem Auge das merkwürdige Pflänzchen, seine Wanderungen, seine Wirkungen und seinen ganzen Charakter zu betrachten. Merkwürdig wird die Wassermyrte ja immerdar bleiben, welche wie kaum je eine andere Pflanze der Erde mit rapider Geschwindigkeit auf einem ihr ursprünglich fremden Erdtheil Fuß gefaßt hat und im Kampf um's Dasein sich als unbestrittenen Sieger über unsere einheimischen Pflanzen geltend machte.

Wie sie aus Kanada über den Ocean nach Europa gekommen ist, weiß man nicht sicher. Vielleicht in die Schaufeln eines Raddampfers verschlungen, machte sie die Seereise mit, obgleich das Seewasser nach aller Erfahrung ihr nicht zuträglich ist. Vielleicht, daß sie als Einpackung nordamerikanischer Fische bei deren Ankunft in Europa in's Wasser geworfen wurde. Seltsam ist ihre Uebersiedelung immerhin, da wir sonst von keiner einzigen amerikanischen Wasserpflanze bei uns wissen. Genug, sie war da, und von England erscholl alsbald ein Schreckensruf über dies Wasserunkraut, welches sich mit einem Male in allen Buchten der Themse, in allen Kanälen wie in den mit diesen zusammenhängenden Seen und Wasseransammlungen zeige und wahrhaft gefährlich zu werden drohe. Ja, wenn es nur wäre wie andere Wasserunkräuter, deren ja eine reiche Menge von jeher die Kanäle und Teiche durchwucherte und den einförmigen Spiegel mit manchen schönen Wasserblumen schmückte! Aber mit nahezu unheimlich geheimnißvoller Macht hatte die Wassermyrte sich in kürzester

Frist dermaßen auszubreiten gewußt, daß sie alles Gewässer dicht erfüllte. Auch das hätte die Menschen kaum gekümmert, denn was liegt dem praktischen Sinne vor Allem der Engländer an den lustig mit den Wellen fluthenden und spielenden Gewächsen und den auf dem Wasserspiegel neigenden und schwankenden Blumen! Aber die Menschen sahen ihr eigenes Interesse gefährdet. Die Schiffer, deren Fahrzeuge sonst unter leichten Ruderschlägen über die Fläche glitten, wurden behindert durch das grüne Gewirr, die Ruder konnten sich nicht frei bewegen, sie wurden wie von unsichtbaren Armen darin festgehalten. In die Räder oder Schrauben der Dampfer, welche die Kanäle hinab ihre feuchten Wege zogen, wanden, schlangen und strickten sich die über klafterlangen Stengel der Wassermyrte ein, daß ihre Thätigkeit gehemmt, — kurz, daß die Schifffahrt beeinträchtigt wurde.

„Dies Kraut ist eine Wasserpest!" rief John Bull in seinem Aerger. Und damit hatte der grüne Fremdling der englischen Gewässer einen Namen bekommen, — in der That einen abscheulichen Namen, den dieser üppige Bürger des Pflanzenreiches seiner Collision mit den Interessen der Menschen verdankte.

Es hat, wie mit der Zeit sich herausstellte, doch aber viel Uebertreibung in jenen früheren Berichten stattgefunden. Das Kraut ist der Schifffahrt mindestens so gefährlich nicht, daß es, kaum in Europa angekommen, mit solchem Namen begrüßt werden mußte. Kleine Unbequemlichkeiten, welche es hie und da verursachte, konnten ihm allerdings vorgeworfen werden. Aber so sind wir Menschen! Wir bestrafen die Mücke, welche uns stechen will, alsbald mit dem Tode und

excommunicirten jene Pflanze als Wasserpest, die doch vor
Allem nichts weniger als häßlich oder mephitisch ist.

Sehen wir sie uns nur einmal an! Mancher, der von
ihr blos gehört hat, wird überrascht sein durch die Wahr-
nehmung, daß sie ein ganz allerliebstes, wahrhaft zierliches
Pflänzchen ist. Die Wassermyrte ist außerdem in mancher
Beziehung botanisch höchst interessant und verdient mit Recht
eine Stelle in jedem Aquarium, welches alles Schöne und
Reizende der Wasserwelt in sich hegen will. Genug, sie ist,
als Pflanze selbst betrachtet, für einen harmlosen Beschauer
durchaus keine Wasserpest, sondern wirkliche Wasserpoesie, eine
Wassermyrte. An einen graziösen Myrtenzweig erinnert von
ungefähr jedes abgebrochene Stück ihres dunkelgrünen, lang-
schlänglichen Stengels, welcher im Wassergrunde viele Klafter
lang und vielverzweigt sich streckt und fluthet. Die Blätter
sind von der Größe eines Myrtenblattes, nur stumpf gespitzt
und breit ansitzend, zart und zerbrechlich. Sie umstehen
immer zu je drei wirtelig den Stengel, und zwar in dichter
Ordnung den Stengel hinauf, so daß derselbe bei seiner
gedrungenen, regelmäßigen Gliederung eine höchst anmuthige
Schlangenform darbietet. — Diese Wassermyrte treibt auch
Blüthen! Und zwar rosenröthliche Blumen ganz wunder-
barer Art sprießen von Strecke zu Strecke aus einzelnen
Blattachseln hervor, ringen aus dem Wasser empor nach dem
Licht zu, um sich dann auf dem Wasser zu wiegen. Diese
Blumen erheben sich aus einer zarten Blüthenscheide, welche
in den Blattachseln sich zunächst entwickelt: eine nadelfeine,
aber lange, ja oft fingerlange Blüthenröhre streckt sich aus
derselben heraus und an ihrem Ende erweitert sie sich zu

einer flach dreiblättrigen, rosenröthlichen Blumenkrone, in welcher drei gleichfarbige Griffel zierlich sich auslegen.

Aber es ist, als ob die Wassermyrte auch Seele hätte! Ihre Blümchen sind nämlich berufen, bis über den Wasserspiegel zu dringen. Nun ist ja aber mancher Stengel demselben näher, mancher ferner. Da weiß sich die Pflanze zu helfen. Nämlich ihre Blüthenröhre verlängert sich so lange, bis sie den Wasserspiegel erreicht hat; dann erst öffnet sie ihre Krone und erblüht in Luft und Sonnenschein. — Es ist wahr, die Wassermyrte blüht nicht allerorten. Ich bin im Juni und Juli (denn das ist ihre Blüthezeit) an weiten, mit ihr dicht angefüllten Wasserstrecken hingewandert, ohne sie irgendwo blühend zu finden. Aber dann kam ich an Stellen, die ihr günstiger sein mochten, und fand da die Wasserfläche ganz reizend decorirt mit den darauf schwimmenden zahllosen Rosensternchen. Ein wahrhaft märchenhafter Anblick! Tausende solcher röthlichen Blümchen wiegten im Sonnenschein sich leise auf dem klaren Spiegel, gehalten an dem grünen Krautstengel durch die langen, feinen Blumenröhrchen, welche man in dem krystallenen Wasser deutlich wahrnehmen und mit dem Auge bis auf das Kraut, aus dem sie sproßten, verfolgen konnte. Eine liliputanische Blumenwelt! Seeröschen im Kleinen sind es, — während umher das hohe Schilf flüstert und die gewaltigen Ufergewächse wie ein tropischer Urwald den majestätischen Hintergrund bilden.

Nur die Liebe fehlt der Wassermyrte hier in Europa! Deshalb möchte wohl sie selber sich zurücksehnen nach ihren heimischen Gewässern jenseit des Oceans. Sie gehört nämlich zu der großen Zahl von Pflanzen, welche getrennte Geschlechter

haben, bei denen also die einen Pflanzenstöcke nur Staubgefäße besitzen und somit männlich sind, die andern nur Fruchtgriffel und somit weiblich sind. So ist's bekanntlich der Fall auch bei unsern Weiden, Pappeln, bei Hanf und vielen andern unserer Bäume und Kräuter. Das Schicksal nun wollte, daß die nach Europa eingewanderte Wassermyrte nur ein weibliches Exemplar war. Alle unsere Wassermyrten sind deshalb wiederum weiblich geworden; nirgends noch hat man ein männliches Exemplar bei uns gefunden, und es wird auch so bleiben, wenn nicht ein mitleidiger Freund derselben aus Amerika einmal ein männliches Exemplar zu uns über=zuführen unternimmt. So lange also kann sie von der Liebe nichts erfahren, die sonst im Blumenreiche der Höhepunkt und das Ziel alles Lebens ist.

Die Wassermyrte, als eingeschlechtlich bei uns, ist daher auch unfruchtbar und trägt bei uns somit niemals Samen! Doch wie ist's dann möglich, fragt der Leser, daß sie trotz=alledem bei uns so rastlos sich fortpflanzt? Ja, trotzdem wanderte sie wie kein anderes noch so samenreiches Kraut unaufhaltsam von Fluß zu Fluß. Aber es ist gar keine so einzigartige Erscheinung, daß sie ohne Samen erfolgreich sich zu vermehren vermag. Es ist vielmehr eine Thatsache, daß alle samenarmen Pflanzen in verstärktem Maße die Fähigkeit haben, sich durch Sprossung, durch Wurzeltriebe u. s. w. zu vermehren: die dort geschonte Kraft kommt der Vegetationsthätigkeit zu gute. Es ist indessen ganz wunderbar, wie bei der Wassermyrte die Vermehrungskraft jedem einzelnen Theile, jedem Stengelglied, ja jedem Blättchen innewohnt. Jedes abgebrochene Stengelstückchen, und wenn es noch so

winzig wäre, jedes abgeriſſene Blättchen iſt im Stande, im
Waſſer weiterzuwachſen, eine volle Pflanze zu werden, mit
der Zeit ſich Wurzeln zu bilden und in kurzer Zeit ein
neues üppiges Individuum darzuſtellen. Obenein iſt die
Pflanze ſelbſt ſo brüchig, daß bei oft nur geringen Anläſſen
der Stengel durchbricht. Solches Bruchſtück wird dann der
Gründer einer neuen Pflanze, einer Colonie. Ein einziges
ſolches Stückchen nur braucht daher in ein von der Waſſer=
myrte noch freies Gewäſſer zu gelangen, ſo iſt daſſelbe alsbald
deren Herrſchaft unterworfen.

Auf dieſe Weiſe iſt ſie in raſchem Tempo gewandert von
England nach Deutſchland. Hier ſind die Oder, die Elbe
und deren Stromgebiete alsbald mit ihr bevölkert worden.
Seit etwa einem Jahrzehnt iſt ſie im Unterlaufe der Elbe
gefunden, aber ging da raſch immer weiter. In dem Fluß=
gebiet meiner heimathlichen Mittel=Elbe habe ich ſelber ihre
allmälige Verbreitung zum Theil verfolgen können. Kürzlich
(1871) fand ich ſie nämlich auch in der Gegend des Elb=
ſtädtchens Barby, 1872 weiter bei Aken und Roßlau, wo
ſie ſämmtliche in der Nähe der Elbe befindlichen Teiche,
Gräben und Lachen vollſtändig ausfüllte, während ich ſie auf
früheren botaniſchen Excurſionen dahin noch durchaus nicht
beobachtet hatte. Neuerdings hat ſie ihre Wanderung des=
gleichen in die Saale hinein angetreten und ſich bei Kalbe
und auch ſchon bei Halle gezeigt.

Die Nebenzweige bilden ſich ſtets in regelmäßigen Abſtänden
am Hauptſtengel, verlängern ſich mächtig, legen ſich durch
ihre Schwere bald zu Boden und wurzeln nun. Jetzt
übernehmen ſie die Rolle eines Hauptſtengels, d. h. in

denselben regelmäßigen Abständen bilden sich an jedem dieser bewurzelten Stengel wieder Nebenstengel, — während auch der vorige Hauptstengel immerfort in der Länge weiterwächst und nicht aufhört, weitere Nebenzweige zu treiben. So geht die Verzweigung in das Unendliche fort! Vor solcher Ueberschwänglichkeit mußten nothwendig fast alle anderen Pflanzen flüchten und vergehen. So fand ich es in Bezug auf Gewächse, welche vordem solches Gewässer harmlos belebten: Laichkräuter und Nymphäen mit ihren malerischen Schwimmblättern, feinfiederblättriges Tausendblatt, Pfeilkraut, fluthend schwimmende weiße Wasserranunkeln, — alles dies und anderes Gekräut mehr war da bald spurlos verschwunden; andere wieder führten nur noch ein vereinzeltes und kümmerliches Dasein um die Ufer her. Ja, dem Botaniker mußte weh um's Herz werden, wenn er so sah, wie der kanadische Eindringling ungesellig die freundliche heimische Blumenflor deutscher Gewässer verscheuchte oder erdrückte und zum Theil völlig hatte verschwinden machen.

Die gewaltige, dieser Wasserpflanze innewohnende Lebensfülle erfuhr man auch, als man darauf dachte, sie auszurotten. Mit Harken zog man die Massen heraus und warf sie auf das Land, um sie dann als wirklich ganz brauchbares, humusbildendes Dungmittel auf die Aecker zu bringen. Man hatte ihr damit einen Nutzen abgelauscht, durch den sie den Schaden, welchen sie den Gewässern zufügte, auf den Feldern leidlich wieder ausglich. Aber wenn man gemeint hatte, sie selbst dadurch mit der Zeit zu vernichten oder doch auf längere Weile das Gewässer von ihr zu befreien, so sah man das bald als eine eitle Täuschung ein. Selbst allem jahres-

zeitlichen Wechsel und den niedrigsten bei uns vorkommenden
Temperaturgraden bot sie unverwüstlich Trotz; bis in den
Herbst und selbst in den Winter hinein grünt und vegetirt
sie unverdrossen weiter, erst die starke Winterkälte, welche das
Wasser über ihr zu Eis erstarren macht und fast alles
organische Leben hemmt, ruft auch ihrem Wachsthum ein
unerbittliches Halt zu. Dann ruhen ihre lebensübervollen
Kräfte. Doch ihr Leben ruht und schläft nur. Es selber
vergeht nicht, ja im frischgrünen Zustande verharrt die
Waffermyrte den Winter hindurch! Freilich, wenn wir im
Februar oder März ein Pflänzchen unter dem Eise hervor=
holen und dasselbe noch mit freudiggrünem Blätterschmuck uns
anschaut: so ist das Grünleben wenigstens der Blätter doch nur
ein Scheinleben; sie bräunen sich und vergehen unter dem Hauch
schon der Sonnenwärme bald. Indessen der Stengel hält aus,
er bräunt sich nur wenig, und mit dem stärkemehligen Reserve=
stoff des vorigen Jahres reich erfüllt, entwickelt er im Frühling
rasch neue junge Sprossen. In dem von der steigenden Jahres=
sonne immer wärmer werdenden Gewässer beginnen diese dann
das Spiel der wunderbaren Vermehrung von neuem.

Indessen die Macht auch der Waffermyrte hat ihre Grenze!
Ihre besonderen eigenen Lebensbedingungen legen auch ihr
Beschränkungen auf und stecken ihrer Ausbreitung ein Ziel. Sie
kann nämlich nur gedeihen, oder wenigstens so üppig nur gedeihen,
daß sie störend wird, in stehenden oder doch möglichst ruhig
fließenden Gewässern, welche bei nicht allzu großer Tiefe einen
schlammigen Grund haben. Darum sind die ruhigen Kanäle,
die stehenden Teiche, Gräben und Tümpel ihr Eldorado, wo
sie als geborene Herrscherin auftritt und auch ihre ganze

Blüthenunendlichkeit offenbart. Ja, die ruhigen Teiche, Lachen und Gräben, welche den von mir durchwanderten Theil der Mittel-Elbe begleiten, fand ich fast alle so angefüllt, daß keine freie Lücke mehr im Wasser war. Aber auch größere, wenig bewegte Gewässer beherrscht sie derartig. Eins ihrer umfangreichsten Gebiete ist in der Beziehung der weit über eine Quadratmeile umfassende Damm'sche See bei Stettin, wo sie 1866 zuerst auftrat und in raschem Siegeszuge bald sich derart geltend machte, daß schon Dampfer in dem grünen Geflechte stecken geblieben oder doch momentan gehemmt worden sind, indem dasselbe sich in deren Schraube setzte.

Ihre Macht ist dagegen gebrochen, wo nur einigermaßen beträchtliche Strömung ist. In das eigentliche Fahrwasser der deutschen Flüsse erstreckt sie daher sich nirgends: es ist dafür aber der Weg, auf dem ihre losgerissenen Stückchen eilig wandern, um an bequemen neuen Oertlichkeiten sich niederzulassen. Nur in den Buchten, welche etwa von in den Strom sich erstreckenden Hegern gebildet sind, oder in abzweigenden ruhigen Armen dieser Flüsse findet sie sich; ebenso siedelt sie sich an der ruhigen Uferseite an, sendet von da ihre flottirenden Zweige Schritt für Schritt das Ufer entlang, wurzelt da immer weiter und weiter fest und bildet vielfach eine grüne, dem Auge auch aus der Ferne wahrnehmbare Saumlinie im Wasser zu beiden Ufern. Sie wandert auch da gleichsam, bis sie auf eine Bucht trifft, wo sie sich nun einmal erheben und reichlich ausbreiten kann.

Eine merkwürdige Pflanze! ruft der Leser wohl aus. Und so stimmen auch die Naturforscher bei, welche den Wanderungen und Erfolgen der Wassermyrte von Anbeginn

nachgegangen sind, die vor etwa 40 Jahren in Europa er=
schien und solcher an das Wunderbare streifenden Ausbreitung
sich nun rühmen kann.

Welches ihr künftiges Schicksal bei uns sein wird? fragt
der Leser in gleicher Weise. Nun, die Natur läßt Kämpfe
um's Dasein zu. Sie läßt auch die einen Geschöpfe eine
Zeit lang einmal gewaltig dominiren. Aber dann pflegt sie
einzugreifen und Mittel und Wege zu finden, um das nöthige
Gleichgewicht der Verhältnisse wieder herzustellen. Wodurch
sie aber Uebergriffe einzelner Bürger des Pflanzenreiches zu
beschränken und zurückzuweisen vermag? Durch die klimatischen
Zustände einestheils, durch die Thierwelt anderntheils; denn
fast jede Pflanze hat auch ihre besonderen Insassen, Nager
und Zerstörer aus dem Thierreiche. Bisher nun ist bei uns
allerdings kein Thier bekannt, welches der Wassermyrte nachstelle.
Weder Fische noch sonstige Wasserthiere, auch keine Landthiere
fressen sie oder machen sich sonst etwas mit ihr zu schaffen. In=
dessen ist die Frage schon aufgeworfen, jedoch wohl noch unbeant=
wortet geblieben: ob nicht in Amerika solch besonderer Feind der=
selben, sei es ein Insekt, sei es ein Fisch, existire, der, zu uns versetzt,
ein Vernichtungswerk beginnen würde. Das wäre vielleicht eine
Lösung der Frage nach dem künftigen Schicksal der Wassermyrte.

Interessant bleibt es mindestens, wie das weitere Geschick
des grünen Fremdlings sich wenden wird: mag er nun, was
kaum denkbar, seinen Siegeszug ungeschmälert bei uns fort=
setzen, oder mag er durch unvorhergesehene Umstände das
auch in der Natur geltende alte Wort an sich erfahren: est
modus in rebus! d. h. „Allem ist eine Grenze gesetzt!"

5.

Die kleinſten Blüthenpflänzchen.

~~~

Ja, auch die kleinſten aller Blüthenpflänzchen überhaupt
können wir auf jeglichem, beſonders ſtillem Gewäſſer, und zwar
überreichlich finden. Unſcheinbar genug freilich iſt uns die
Waſſerlinſe (Lemna), welche damit gemeint ſein ſoll.

Giebt es für ein Aquarium einen unbedeutenderen pflanz=
lichen Inſaſſen! An Bächen, Gräben und ſtagnirenden Teichen
ſind wir unzählige Mal vorübergegangen, ohne dieſe ſchwimmen=
den Gewächſe weiter zu beachten, welche in zahlloſer Menge
oft den ganzen Waſſerſpiegel übergrünen. Entenfutter! denken
die meiſten Menſchen wohl einzig dabei. Nun, das ſind ſie
allerdings, wie ſie denn in manchen Gegenden auch Enten=
grün oder Entengrütze heißen, weil die Enten gar gierig ſie
vom Waſſerſpiegel wegſchnappen. Die Natur hat dadurch
ſelbſt das unfruchtbare Waſſer dem lieben Vieh noch nutzbar
gemacht.

Aber wenn wir einmal im Aquarium dieſe grünen Linſen
ſchwimmen ſehen, welche paarweiſe verbunden ſind und von
deren Unterſeite lange Würzelchen oder Wurzelbüſchel loſe in's
Waſſer hängen, ohne irgendwie feſtgewurzelt zu ſein: ſo er=
ſcheinen ſie uns wohl ſchon dadurch als ganz eigenartige Ge=
wächſe. Ja, völlig frei ſchwimmende Pflänzchen ſind es, welche
den uralten Satz umſtoßen, daß eine Pflanze ein im Boden feſt=
gewurzeltes Weſen ſei. Schwimmende Pflanzen, — aber dennoch

mit Wurzeln versehen! Wozu diese letzteren dann? fragen wir wohl mit Recht. Sollen sie nur das Wahrzeichen sein, daß auch Wasserlinsen Pflanzen sind? Oder sind sie eine Art Ballast, welcher die grünen Linsen flach=schwimmend auf der Spiegelfläche hält? Wer will alle die geheimen Absichten errathen, welche in der Natur durchgehends walten. Ist doch selbst manches noch weit kleinere Gebilde so wunderbar be= schaffen, daß durch einfachste Vorrichtung an derselben gar mancherlei Zwecke zugleich erfüllt werden. Nun, sehen wir uns die Wurzelspitzen unserer Wasserlinse nur einmal genauer an; wir werden wahrnehmen, daß über dieselben eine kleine Scheide, gleichwie ein Höschen, gezogen ist. Es sind dadurch in der That Saugwurzeln, welche als Ernährungsorgane eine sehr wichtige Bedeutung haben, indem sie den Linsenblättchen alle nöthige Nahrung aus dem Wasser zuführen.

Die schwimmende Linse selber aber, welch seltsames Ge= bilde! Nicht Blatt, nicht Stengel ist an ihr zu unterscheiden, es sind eben nichts als Linsen! Die Natur führt uns hier fürwahr in wundersamer Laune geschaffene Pflanzen vor, bei welchen es unserm Nachdenken schwer wird, irgendwelche be= stimmten Theile zu unterscheiden. Sind es Blätter? Wo ist deren Stengel? Dennoch ist Beides, wenigstens der Anlage nach, wirklich vorhanden. Die Wasserlinse ist nämlich nach der Deutung der Botanik vorwiegend allerdings Stengel, blattflacher Stengel; nicht also Blatt, wie wir meinen möchten. Denn es ist der Charakter einzig eines Stengels, an der Spitze zu sprossen und da sich zu verjüngen: während ein Blatt= organ stets nur an seinem Grunde wächst. Wenn wir aber einmal genau Achtung geben, können wir bemerken, daß eine

Wasserlinse unter ihrer seitlichen Spitze aufschlitzt, um da neue Wasserlinschen hervorzutreiben, welche ausgewachsen ihrerseits wieder ebensolchen Sproß aussenden. Als Blätter haben wir dagegen nur den über dem Schlitz befindlichen, kaum merklichen Rand zu begreifen, so daß wir die Blätter hier eben als kaum vorhanden, wenigstens als völlig unentwickelt bezeichnen müssen.

Wunderliche Pflanzen, rufen wir wohl aus, welche nichts als Blätter zu sein scheinen und in Wahrheit doch fast durchaus nichts sind als Stengelgebilde! Aber unsere Wasserlinse kann darauf stolz sein, denn sie erweist sich uns dadurch als nahe Anverwandte einer hochedlen Pflanzenfamilie. Und zwar der vielbewunderten Cactus! Ja, es zeigen diese letzteren, trotz ihrer herrlichen Feuerblumen, uns dieselbe räthselhafte Thatsache der Blattlosigkeit! In der wunderlichen Stachelsäule der Königin der Nacht, in den dickblättrig zusammengesetzten Opuntien, in den Melonen= und Schlangencactus — in allen diesen so wunderlich aufgebaut abenteuerlichen Gewächsen waltet eben dasselbe Geheimniß, als bei der schlichten Wasserlinse unserer Gräben und Tümpel.

Aber wir mögen in ihr anderseits doch eine „Blattpflanze" erkennen, wenn wir darunter eine solche verstehen, welche nie oder nur selten Blüthen treibt. Freilich auch die Wasserlinse blüht, wie ein jedes phanerogame Gewächs, ist in der That eine Blüthenpflanze. Und zwar unter dem Rande sprießt ein grünes Schüppchen hervor, aus welchem sich bald zwei goldgelbe Staubgefäße um einen flaschenförmigen Fruchtstempel zierlich über den Wasserspiegel erheben. Unscheinbar genug ist allerdings diese ganze Blüthenherrlichkeit und kann

sich nicht messen mit all den hohen Uferblumen oder den über der Wasserfläche prangenden Seerosen und anderen sinnenfälligeren Schwimmpflanzen. Dagegen die Seltenheit ihrer Blüthen verleiht ihnen höheren Werth. Man kann im Mai, dem Blüthenmonat auch unserer Wasserlinsen, gar manchen Teich und manchen Bach absuchen, ohne auch nur ein einziges Blüthchen zu treffen. Sogar viele erfahrene Botaniker bekennen offen, daß es ihnen, trotz aller Bemühung, noch niemals gelungen sei, einmal eine blühende Wasserlinse aufzufinden. Das ist auch ein Geheimniß, welches dies kleine Pflänzchen uns interessant machen dürfte, und wir haben somit ein Recht, die Wasserlinse als das kleinste „Blattpflänzchen" und „Schwimmpflänzchen" zu bezeichnen.

Schon die in allen trägen Gewässern gemeinen Arten Lemna polyrhiza und L. minor) offenbaren uns so manche interessante Seite ihres kleinen unbeachteten Lebens. Manche andere Art wiederum will durch ihre seltsame Form unser Staunen erregen. Es giebt deren ja mehrere in unseren Gräben und Teichen, die wir allesammt als recht originelle Gebilde für unser Aquarium sammeln mögen. So giebt es eine bucklige Wasserlinse (L. gibba), welche durch fast kuglige Gestalt, runzlige Oberfläche, blaßgrüne oder röthliche Farbe hinlänglich auffällt und auf Mühlwassern oder in Teichen oft in ausschließlicher Weise den Spiegel überzieht. Aber es existiren auch Wasserlinsen (L. trisulca), welche meist gar nicht auf dem Wasserspiegel schwimmen, sondern als dunkelgrüne wirre Massen auf dem Grunde unserer Gräben, Flüsse und Teiche reichlich wohnen. Doch nicht festgewurzelt sind sie da, wie etwa andere auf dem Schlammboden unter Wasser

verborgen bleibende Wassergewächse, sondern sie ruhen drunten frei schwimmend oder lagernd und lassen sich von der Strömung beliebig treiben. Und eine gar originelle Form auch hat diese Wasserlinse, sie ist lanzettlich blattförmig und kurzgestielt, verbunden zu wunderlicher Zackengestalt, welche zu beschreiben das bloße Wort nicht hinreicht; oft sind zahllose solche dunkelgrüne Dingerchen mit ihren seitlichen Sprossungen verbunden geblieben, sind mit den Spitzen kettenartig oder maschig, kreuz- oder ankerweise verwachsen und stellen dadurch abenteuerlichste Orden und Sterne dar, welche vielfach wieder untereinander zusammenhängen. Durch ihre ganze Eigenthümlichkeit legen sie uns wohl die Frage nahe, ob wir es hier wirklich noch mit Pflanzen zu thun haben, und wenn es solche seien, ob wir sie nicht für sonderbarste Algen halten müssen.

Freilich es sind nur Wasserlinsen. Aber unter den pflanzlichen Wundern der Wasserwelt sind sie das geringste doch nicht!

VI.

In Dorf und Stadt.

———•⟡•⟡•———

Aus der Ferne sieht schon das Kirchlein empor,
Und zwischen Rüstern und Weidengeheg
Versteckt sich das Dorf noch, bald blickt es hervor
Und nimmt uns auf nach dem staubigen Weg.

<div align="right">P. K.</div>

Wald und Bergeshöhe lockt Manchen vergeblich in's Freie oder gar in die sehnsüchtige blaue Ferne. Aber bis zum nächsten Dorfe wandert doch Jeder einmal; nun, an der Landstraße dorthin, auch in dem Dorfe selber umringt uns eine Pflanzenwelt von so eigenartiger und reicher Auswahl, daß wir uns schon daran könnten genügen lassen. Wem das nächste Dorf noch zu weit ist, der hat doch aber vielleicht ein freundliches Gärtchen hinter dem Hause; auch da blüht auf den sauberen Beeten zum großen Theil eine deutsche Flor, die uns wenigstens im Geist in die Wälder und auf die Berge führt, von denen diese Blumen ursprünglich stammen. Ja, noch in jedem Hofwinkel und in den Straßenecken haben sich wildwachsende Blüthenpflanzen angesiedelt, so daß wer in engste Lebensverhältnisse eingeschlossen ist, noch in nächster Nähe doch Zutritt hat zu deutscher Blumenwelt. Diese Schutt=, Weg= und Hauspflanzen und selbst die Gartenblumen machen freilich unsere Brust nicht so weit, wie die Blumen in Wald und Aue; aber bei näherer Kenntniß reden auch sie zu uns mit der einer jeden Pflanze und so auch ihnen eigenen, sinnigen, gemüthvollen Sprache. Man lerne diese Sprache nur einmal verstehen!

1.

Die Getreuen des Dorfes.

⸺⸺∿⸺⸺

Ueber das deutsche Dorfleben hat die moderne Novellistik einen so eigenen Reiz hinzuzaubern gewußt, daß man beim Lesen unserer trefflichen Dorfgeschichten das Lebensloos eines Gänsejungen wirklich ganz beneidenswerth finden kann und für die schmutzigste Bauernwirthschaft ein warmes Interesse bekommt. Doch, wer das echte und wirkliche Dorfleben selber kennt, und zwar mehr als die Landwirthschaft, welche da getrieben wird, die landwirthschaftlichen Gegenstände von der Ringelwalze bis zu den einzelnen Theilen eines Pfluges, die lustigen Pfingst= und Erntegelage und die plattdeutsche Sprache, mit welcher die Leute sich über die gewöhnlichen Sachen des Lebens kümmerlich auszudrücken wissen; ja, wer das Dorf kennt, der weiß auch, daß die wirklich zu Gemüthe sprechenden Charakterzüge sich immer mehr verlieren, an welchen unsere Novellisten so poetischen Anlaß nehmen konnten. Sind doch die meisten der alten löblichen Sitten und Gebräuche, auch die echten Bauerncharaktere mit dem Verschwinden der ländlichen Originaltrachten mehr oder minder ganz in Wegfall gekommen; selbst die moosbewachsenen Strohdächer der norddeutschen Bauern=

häuſer werden nach Polizeiparagraphen energiſch verboten,
ſodaß auch ſie, zur Verzweiflung der Maler, nur noch ſelten
zu finden ſind. Alles wird von der Cultur verwiſcht; auch
der frühere Reichthum heimlicher Sagen und Geſchichten hat
ſich verloren mit den alten Weibern, welche ihn hüteten, in
den langen Winterabenden den aufhorchenden Kindern ſie er=
zählten und ſo von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbten. —
Ueber all dieſem wechſelnden Leben und Treiben der menſch=
lichen Bewohner des Dorfes macht aber noch ein anderes
ſich geltend, das kein Dorfgeſchichtler erwähnt, und welches
doch ſo tief und innig in die Phyſiognomie jedes Dorfes ein=
greift. Es iſt das Stillleben einer ganz beſonderen Pflanzen=
welt daſelbſt.

Ja, es gibt eine Dorfflora! Und zwar iſt ſie eine ganz
ehrenwerthe, an welcher das Sprichwort noch ſeine Wahrheit
hat, daß auf dem Lande Treue und Einfachheit lebe.

Wohl iſt der Leſer ſchon einmal zur Sommerzeit durch
ein Dorf gewandert und gewahrte den mächtigen Pflanzen=
wuchs, der an der Dorfſtraße ſich hinzog, jeden Winkel der
Gehöfte ausfüllte, jeden kleinen Hügel und Graben urwald=
artig überwucherte. Gewaltiges Unkraut war es ihm, und
er ſah gleichgültig wieder weg, um fürbaß zu wandern. Aber
er hat Pflanzen geſchmäht, die blos ſolche Bezeichnung ſicher=
lich nicht verdienten, vor Allem die Treuen ſind. Man ſuche
nach ihnen in Feld, Wald und Wieſe, wo das Leben doch
köſtlicher für ſie wäre. Sie ſind da nicht zu finden, dieſe
ſeltſamen Melden und Diſteln, Gänſefuß, Andorn, Stechapfel,
Bilſenkraut. Aber wenn wir dann ein anderes Dorf betreten,
ſiehe, dieſelben Getreuen erſcheinen da wieder. Ja, in welches

Dorf wir kommen, in keinem einzigen vermissen wir sie. Es fehlen hie und da vielleicht einige Arten, aber die meisten sind doch da; ja, und keine Wald= oder Feld= und Wiesenpflanze lassen sie mit ein. Sie gehören eben zum Dorf mit allen Fasern ihres Lebens, wollen nirgends sonst eine Stätte haben. Wo die Menschen irgend sich ländlich ansiedeln, folgen sie ihnen auf der Ferse nach. Selbst über den Ocean sind sie den Auswanderern gefolgt, und wenn drüben das neue Gehöft sich erhob, hatten auch sie sich immer getreulich mit angesiedelt. Gewiß eine Treue ohne Gleichen!

Freilich recht schlicht sind viele dieser Pflanzen, welche den Dorfweg üppig, krautwaldartig begleiten, die meisten in nur grüner oder graugrüner Blüthentracht. Aber charaktervoll, zum Theil edel ist ihre ansehnlich aufgebaute Gestalt; vor Allem haben sie fast sämmtlich einen gemeinsamen, zum ganzen Wesen des Dorfes stimmenden Ausdruck, eine gleiche ästhetische Physiognomie.

Sehen wir sie nur einmal an!

Das herrschende Geschlecht sind die hohen, meist stolz aufgerichteten Melden und Gänsefüßler, deren dreieckige oder rautenförmige, dicke Blätter auf ihrer Unterseite mit weißlichem, feinkörnigem Mehlthau überzogen sind (daher eben der Name Melde, volksthümlich Melle) und deren graugrüne dichte Blüthenknäuel entweder schweifartig gehäuft sich mächtig emporstrecken, oder als sparrige Rispen aus den Blattachseln sprossen. So gewahren wir hier etwa die sehr ansehnliche Schweifmelde (Chenopodium urbicum), welche in Sand=gegenden selten in einem Dorfe fehlt, und mit ihren zu einem gewaltig hohen, aufrechten, dicken Schweif gehäuften Blüthen=

knäueln über alles andere Dorfgekräute majestätisch hervorragt! Als ihre Gattungsanverwandten stehen um sie her als gemeinste die weißbeduftete Weißmelde (Ch. album), die feiste dunkelgrüne Mauermelde (Ch. murale) mit breit ausgereckten, vogelfüßigen Blättern, auch wohl die elegante Graumelde (Ch. glaucum) mit zierlich eichenlaubartigen, dicken Blättern, deren prächtiges Saftgrün von der grauen Unterseite malerisch absticht. Das sind wahre Paradepflanzen jedes Dorfes. Doch die echten Melden sind das noch nicht, sondern die sehr ähnlichen Gänsefüße (Chenopodium). Dem Botaniker unterscheiden diese sich durch ihre je fünfblättrigen, grünen Blüthenkrönchen von den echten Melden (Atriplex), deren Blüthchen nur aus je zwei grünen Klappen bestehen; besonders die prächtige Rosenmelde (A. rosea) schmückt mit ausgespreizten Aesten und weißgrünlichen Zackenblättern jeden Dorfplatz. Dort am Fuße der Zäune und Mauern hin kriecht mit niederliegenden Stengeln und kleinen, mehligen Rautenblättern die Häringsmelde (Ch. Vulvaria), eine absonderliche Gänsefußart, nach deren durchdringend häringsstinkendem Geruche Niemanden zum zweiten Male verlangt! Alles wunderliche Pflanzen von fast gar nicht weiter vorkommendem Typus, ernst, schlicht, gravitätisch und geheimnißvoll. Die Phantasie der Dorfkinder sieht sie aber auch mit gewisser Scheu an, wissen diese doch aus dem Munde der Alten auch manche Sage von denselben; so raunen sie einander geheimnißvoll zu, daß aus den Blättern der Melde Frösche werden, wenn man sie nur in einem neuen Topfe in die Erde gräbt. Freilich fürchteten die Kinder früherer Zeit sich wohl noch mehr davor; der Gänsefuß sollte damals ganz

zweifellos mit Kobolden in geheimer Verbindung stehen, deren
Drudenfuß man in der Blattform erblickt. Manche unheim-
liche Geschichten wurden davon heimlich erzählt. Besonders
eine Gänsefußart, die wohl in keinem Dorfe fehlt, mit großen
feisten, dreieckigen Blättern besetzt, in schlanke Blüthenähre
endigend, sie wird noch heute an manchen Orten der gute
Heinrich genannt. Heinz und Heinrich hießen vordem aber
die Kobolde, vielfach der Teufel selber, den die Sage ja auch
als den Grauheinrich kennt; für deren Verkörperung hielt
man dies Kraut. Um nun diese schlimmen Geister nicht zu
erzürnen, benannte man ihre Pflanze schmeichelnd den guten
Heinrich, und selbst die Botaniker kennen sie nur unter dem
Namen Chenopodium bonus Henricus. Gewiß, diese Pflanzen
alle konnten Anlaß geben zu solchen Gedanken durch ihr
feistes, gleißendes, einförmiges Aussehen und den Mangel an
Blüthenfarbe, deren sonst doch fast jedes fröhliche Florenkind
sich rühmen darf. Freilich die Bäuerin ist heutzutage so
bange nicht mehr; sie schneidet die Melden, selbst den guten
Heinrich, ganz wohlgemuth für die Küche und kocht einen
harmlosen Spinat davon, der Allen mundet. Und wir sagen:
warum nicht? Wird doch auch in unseren edlen Gemüse-
gärten eine wenig verschiedene Art, die sogenannte Garten-
melde cultivirt, an welcher selbst der städtische Feinschmecker
Wohlgefallen hat.

Ernst und bedächtig stehen diese Melden, meist gleiche
Arten zu dichten Gruppen vereint, in ihrer schlichten dunkel-
grünen oder weißgrünen Gewandung da. Aber als zöge
Gleiches das Gleiche an, so mengen sich in ihre Gesellschaft
andersartige Gattungen von derselben Einfachheit; denn zur

Klasse der „Oleraceen", zu welcher die Familie der Gänse=
füßler und Melden gehören, zählt auch die Familie der Fuchs=
schwänzler und Knöteriche, aus deren Gattungen hier gleich=
falls manche Arten ihre Heimstätte haben. Als solch aus=
schließlicher Dorfbewohner steht hier in stattlichen Gruppen
der stumpfblättrige Ampfer (Rumex obtusifolius), welcher
sich besonders die Ränder von Tümpeln und Gossen aus=
wählt, aber es wird ihm da oft der Platz streitig gemacht
durch seinen Familienverwandten, den pfirsichblättrigen
Knöterich (Polygonum persicifolium); aus dessen üppig da
sich ausbreitendem reichblättrigem Stengelgewirr strecken sich
hochgestielt zahllose rosenröthliche Blüthenähren gar schmuck
hervor; jedes seiner Blätter hat einen großen dunkeln Huf=
fleck, der, wie die Sage geht, von der Jungfrau Maria her=
rühren soll, die einst von schmutziger Straße auf diese Pflanze
trat und deren Hackentritt auf den Blättern zurückgeblieben
ist. Dieser Knöterich trägt im Kampfe mit viel größeren
Pflanzen meist den Sieg davon, feuchte ganze Dorfplätze sind
von ihm ausschließlich in Besitz gekommen, übergrünt und
reich überblüht. Besser hat es jene als Wermuth (Arte-
misia Absinthum) oder Absinth allbekannte und auch culti=
virte schlanke, hohe Pflanze, die in wohl fast keinem Dorfe
fehlt und ohne bedeutende Concurrenz zu fürchten sich die
besten Stellen an Gemäuer und Zaunwänden aussucht; der
Bauer auch ehrt ihn, er thut seine weißgrünen, handgetheilten
Blätter in den Schnaps und bereitet sich so seinen spanischen
Bittern. Dagegen die Bäuerin hält es mit dem daneben
wachsenden, sehr ähnlichen, aber dunkelgrünen, aromatischen
Beifuß (Artemisia vulgaris), den sie als Gewürz für die

nächste Martinsgans schneidet; vielleicht auch nimmt sie noch
einige Stengel mehr zu allerhand häuslichen Gebräuchen mit,
berührt mit ihnen daheim im Stillen ihre, wie ihr schon
lange dünkte, behexten Eier, sowie die beschriene Milch, und
ist sicher, daß nun alle Bezauberung vertrieben sei. Sie weiß,
daß selbst der Teufel sammt seinen Geistern den Beifuß oder
Mugwurz, wie er auch heißt, nicht leiden möge; sie nagelt
ihn deshalb auch an Haus= und Stallthür und zweifelt nicht,
daß jetzt nichts Unholdes eindringen kann und ihr Haus selbst
gegen Feuersgefahr gesichert ist. Sie kennt daher genau die
Stelle, wo der Beifuß im Dorfe steht und weiß ihn allezeit
zu finden, sobald ihr im Hause etwas nicht richtig scheint.
Wiederum wenn Mann oder Weib gichtkrank ist, gräbt ein
Sachverständiger die Zaunrübe (Bryonia dioica) aus, deren
windender, weinblättriger Stengel die Dorfzäune üppig durch=
schlingt; man höhlt ihre über faustdicke Rübe zu einem Becher
aus und läßt den Leidenden daraus sichere Genesung trinken;
oder auch man zapft etwas Blut des Gichtkranken hinein und
vergräbt die Rübe wieder, dann ist die Krankheit auf diese
übertragen. Aber auch die Dorfschönen kennen in manchen
Gegenden Deutschlands die Zaunrübe, diese echte Dorfpflanze,
und sie wissen eine noch tiefere Kraft derselben: eine Wirkung
auf die Herzen selber. Ehe sie mit dem Feldblumenkranz
im Haar zum Tanzplatz eilen, legen sie behutsam einige
Schnitte dieser Rübe in den Schuh. Nun kann es ihnen an
Anbetern nicht fehlen und sie sprechen zum Ueberfluß noch
heimlicher Weise:

> Körschenschnitzel in meinem Schuh,
> Ihr Junggesellen, lauft mir alle zu.

Neben diesen, meist nur mit winzigen, grünlichen Blüthchen versehenen Beherrschern der Dorfwege und Dorfplätze bewegt sich noch eine munterere Pflanzenschaar, der es an süßem Duft und selbst an Farbenschönheit wenig Blumen in Feld, Wiese und Wald gleichthun. Ist doch eine derselben so wohlriechend, daß selbst die Katzen des Dorfes daran ihre Freude haben. Sind vielleicht dem Leser bei einer Dorfwanderung schon einmal auf sonnigem Platze vor einem Bauerngehöft die lustigen Sprünge eines Kätzchens aufgefallen, das um eine blühende Dorfblumengruppe drolligste Capriolen machte, daran emporsprang und vor Lust wie toll sich geberdete? Ein überraschender Anblick, bei dem er wohl ein Weilchen stehen blieb. Wenn er das Kraut nun selber betrachtet, wird er es als die schöne Katzenmünze (Nepeta Cataria) befinden, deren hoher Stengel mit Wirteln weißröthlicher Lippenblüthchen der bekannten Gartenmelisse gleicht und auch einen ganz ähnlichen honigsüßen, starken Wohlgeruch besitzt. Schon die ersten Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts heben diese Pflanze hervor, bemerken zugleich auch, sie sei „den Katzen fast angenehm". Der Duft solle so bezaubernd wirken können, daß auch Bienen nicht ausschwärmen, wenn man einen Zweig davon in ihren Stock legt, und todte Thiere sollen dadurch sogar wieder lebendig geworden sein. So wunderbar ist allerdings keine andere Dorfpflanze; schon von Duft ist bei keiner andern besonders zu reden, außer etwa bei dem in fast allen Dörfern auf Schuttplätzen häufigen Andorn (Marrubium officinale), an dem kein Verständiger vorbeigeht, ohne sich einen Strauß dieses hartstengligen, mit graugrünen runzligen Blättern besetzten weißblühenden Krautes zu pflücken, dessen Geruch dem

ermüdeten Wanderer wohlthut. Zu diesen zwei duftigen
Lippenblüthlern gesellen sich an der Dorfstraße deren auch
geruchlose solche: meist an die Zaunwand gedrängt der steif
aufrechte Löwenschwanz (Leonurus Cardiaca) mit lilaen
Blümchen in den Winkeln der großen handgetheilten Blätter,
und in seiner Nähe schießt zu dichten Büschen, der Taubnessel
ähnlich, die Ballote (Ballota nigra) empor.

Andere Dorfpflanzen prangen gar mit noch ansehnlicheren,
farbenfrischen Blumen. Am feuchten Wegrande, gern da
zwischen Schutt und Dung, blickt mit großen, rosenrothen
Blumen die prächtige wilde Malve oder Käsepappel
(Malva silvestris), oder die kleinere blassere Malva borealis
zu uns herauf. Daneben öffnet ihre weißstrahligen Blüthen=
köpfe die stinkende Hundskamille (Anthemis Cotula). Als
eine schlanke Schönheit ragt an jedem Dorfwege einzeln oder
truppweise die violettblaue Verbene (Verbena officinalis),
im Volksmunde das Eisenkraut wegen des zähen Stengels
benannt, bei unseren Vorfahren ein Kraut in allen Nöthen
und gut für die Leiden Leibes und der Seele, ja mit dem
man sicherer als mit jedem andern Schätze heben kann. Nur
mußte man es verstehen, dies Kraut in rechter Weise zu
holen. Mancher Bauer, der einen Schatz in der Nähe wußte,
hat sich vordem die Vorschrift zu verschaffen gewußt, mit
goldenem oder silbernem Werkzeug ging er Abends hin, wo
er das Eisenkraut stehen wußte, und grub es damit bis auf
die Wurzel aus. Dann blieb er die Nacht über daneben
schweigend stehen und rührte die Pflanze nicht wieder an, bis
die Sonne im Morgenthau darauf blinkte. Nun durfte er
sie aufheben, und wenn er mit ihrer Hülfe den Schatz dennoch

nicht hob, so mochte er sich trösten, daß wohl doch kein Schatz vergraben sei oder er in der Vorschrift immerhin etwas versäumt habe. Das Eisen= oder Isenkraut gehört aber so treu und ausschließlich zum Dorfe, wie das übrige Gekräut. Mit saftigem Grün mischen sich gelbblumige Fingerkräuter dazwischen und anderes kleines buntes Geblüme, zwischen dem die Enten schnattern und das von der Abends heimkehrenden Heerde als letzter Leckerbissen des Tages abgerupft wird.

Gewiß für das achtsame Auge ist jeder Dorfweg ein grünender, blühender Garten, voll Blumen und Kräuter, wie sie sonst nirgends sich finden. Rechnen wir dazu einige Riesen der krautigen Pflanzenwelt, vor Allem die mannshohe Eselsdistel mit breitgeflügeltem Stengel, mächtig ausgerecktem Gezweige, gewaltigen Blättern und großen rothen Blüthen= köpfen; ebenso die nicht kleinere blaublüthige Carde: so haben wir darin Gewächse, wie sie die Tropenwüste in ihren Cacteen und Aloe kaum malerischer und gewaltiger hervorbringt. Wer dies Alles nicht kennt, dem ist die ganze eigenthümliche Physiognomie eines Dorfes eben noch nicht zum klaren Be= wußtsein gekommen; der kennt nicht die Besonderheiten, welche die Phantasie der Dorfkinder schon erregen und ihr eine eigene Richtung geben, ja aus denen auch der originelle Geist so mancher Dorfsagen seine Erklärung findet. Diese Pflanzen gehören untrennbar zum Dorfe, als dessen ureigenes Beiwerk! Aber auch manches seltene Gewächs ist nur dort zu finden, und wenn ich auf Wanderungen von Wald zu Wald, von Ort zu Ort, durch Dörfer gekommen bin, habe ich mich immer nicht nur gefreut über die gewöhnlichen Dorf= pflanzen, erfreut stehen bleibend vor mancher solchen mächtigen

Vegetationsgruppe, wie sie weder Wald noch Wiese hegen: ich habe auch manche Pflanze getroffen an einem Tümpel, an der Straße, auf altem Lehmgemäuer und Geröll, sei es ein edles Fingerkraut, einen milchenden Lattich, eine seltene Melde, und habe diese Pflanzen immer besonders geehrt wegen der Treue, mit der sie zum Menschen und seinen ländlichen Wohnstätten sich halten.

Einen eigenen Reiz hat die Dorfflora für unsern alltäglichen Sinn noch dadurch, daß viele auch unserer stärksten Giftpflanzen ihr ausschließlich angehören. Dort vom einsamen Winkel eines Gehöftes her, oder vereinzelt am Wege blickt lauernd das in all und jedem Dorfe angesiedelte tödtliche Bilsenkraut uns an, dessen fahlgelben, blaugeaderten großen Becherblüthen und dessen graugrünen wolligen Blättern, die so dicht gedrängt stehen, als ob sie vor dem Lichte des Tages sich gegenseitig verbergen wollten, man die Giftigkeit fast ansieht. Hier wieder auf schwarzem Dunghaufen streckt sich das üppig verzweigte dunkelgrüne Stechapfelkraut mächtig empor, dessen fingerlange schneeweiße Trompetenblumen so narkotisch riechen, daß schon längeres Einathmen des Duftes betäubend wirkt. Noch ist es freilich kaum über vierhundert Jahre her, daß dieser böse und doch so schöne Stechapfel ein deutsches Florakind geworden ist, — der Ueberlieferung nach von den Zigeunern zu uns eingeschleppt, die damals zuerst in Deutschland sich zeigten und mit dem Samen des Stechapfels, den sie aus dem Morgenlande mitgebracht, ihre unheimlichen Künste trieben. Er ist nun bei uns so verbreitet in Nord und Süd, daß wir ihn nur selten einmal in einem Dorfe vermissen.

Auch die hohen Stauden des gefleckten Schierling begegnen uns einzig in der Umgebung des Dorfes, oder mitten unter anderm Gekräut an der Dorfstraße; er ist gleichfalls eine der ächtesten Dorfpflanzen. Wegen seiner großen Aehnlichkeit mit andern Doldenpflanzen will er aber recht genau gekannt sein: Stengel und Blätter sind blaßgrünlich, abwärts etwas roth gefleckt, und vor allem durch seine Früchte ist er unverkennbar, welche kugelrund und längsriefig sind, die Kanten der Riefen charakteristisch durchweg eingekerbt. Doch er ist immerhin ein seltenes Gewächs und nur in bestimmten Gegenden Deutschlands kommt er häufiger vor, aber ist auch da meist Wenigen bekannt. Alle Thiere meiden ihn, selbst Schafe und Ziegen, die man doch häufig das Bilsenkraut unbeschadet fressen sieht; die Bäuerin, welche ihn kennt, warnt die Kinder ernstlich davor und erzählt ihnen auch wohl, daß die Kröte da hause und ihr Gift einsauge. Der Laie freilich pflegt womöglich alle Doldenpflanzen für Schierling zu halten und dürfte sich somit wundern, wenn er denselben als eine seltene Dorfpflanze bezeichnen hört, an dem ein Sokrates starb und dessen Extract, das Coniin, in so manchem Criminalproceß eine unheimliche Rolle gespielt hat. Doch diese Treue zum Dorfe ist ein Zug, der uns auch mit diesem bösartigen Kraute vielleicht etwas aussöhnt, wie wir ja auch bei manchem Schurken noch einzelner guter Seiten uns freuen können. Aber Pflanzen sind doch keine sittlichen Wesen, und ihre Treue zum Dorfe wohl keine moralische Neigung. Auch alle die genannten folgen in der That blos ihrer Anlage, welche sie da gedeihen heißt, wo sich die Bedingungen ihres Werdens und Wachsens vorfinden. Und das Dorf mit seinen Düng=

stoffen und Schutthaufen, mit der ganzen Eigenthümlichkeit
des Lebens und Wirthschaftens seiner Bewohner bietet ihnen
dieselbe. Die ammoniakalischen Substanzen, welche so wie
bei der Landwirthschaft nirgends weiter geboten werden, mögen
das Dasein gerade eben der Dorfpflanzen vorwiegend bedingen.
Aber bei gemüthlicher Betrachtung dieser fest abgegrenzten,
ganz eigenartigen Flora vergessen wir doch gern alle die
chemischen und physikalischen Nothwendigkeiten, wie wir ja nur
selten bedenken, daß auch die Existenz und vielfach selbst die
Tugend des Menschen an materielle Nothwendigkeiten ge=
bunden ist. Wir begrüßen in der Dorfflora eine besondere
pflanzliche Welt, die von Dorf zu Dorf uns treulich immer
wieder begegnet und uns rührt durch die Consequenz, mit
der sie an der Idylle des Landlebens hängt und diese mit
ihrem eigenartigen Kleinleben umrahmt und durchwirkt. So
hängt aber auch seinerseits der Dörfler, wenigstens jeder echte
Bauer, an diesen Pflanzen. Die Rüster, die fast alle Dörfer
umkränzt und durchsteht, wird pietätvoll immer und immer
wieder gepflanzt; sie ist der herkömmliche Dorfbaum geworden,
um den auch Sagen und Geschichten mancherlei weben. So
wird auch die Krautflor, welche den Dorfweg umsteht, nicht
ausgerauft, so leicht es wäre. Man läßt sie geruhig
und auch ganz absichtlich wachsen, theils noch aus aber=
gläubischer Scheu, theils aber aus frommer Schonung, denn
der echte Bauer hat die Pflanzen noch gern, an denen er als
Kind seine Freude hatte. Und gewiß, auch das Dorf wäre
nicht Dorf mehr, ohne den besonderen Schmuck seines
Pflanzenlebens.

2.

Vegetabilische Schlangen.

———ᶸᵥᵥᵥ———

An dem Dorfwege und in den Winkeln der Bauern=
gehöfte hätten wir als bekannteste Schuttpflanze auch die
Brennnessel finden können. Ja, wer hat nicht wenigstens
in seiner Kinderzeit einmal seine Hände nach einem üppigen
Nesselbusche ausgestreckt und sie alsbald erschrocken mit
brennendem Schmerze wieder zurückgezogen? Zum zweiten
Male ist es nur den Wenigen widerfahren, die durch ein
erstes Mal sich nicht witzigen ließen und diese Pflanze sich
zu merken vergaßen. Nach alter Sage mußte selbst der
Teufel seine Unbekanntschaft mit dieser Pflanze empfinden,
als er nach dem Berichte des alten Kräutermeisters Dodonäus
sprach: „Dat krut kenn ick — säd de Düvel, un sett sick
in de Brennnettel", wobei er notabene nur mit Schweif und
Hörnern bekleidet war.

Ja, es sind die mannigfachen Arten der Nesseln, oder
Urticeen, geheimnißvoll seltsame Pflanzen, mit ihren grünen
unscheinbaren Blüthenbüscheln. Aber wenn von unsern
Brennnesseln nur in Uebertreibung gesagt werden kann, daß
sie an die Heimtücke und Giftzähne der Schlangenbrut
erinnern, so gilt das in Wahrheit von vielen der tropischen
Arten auf Timor, Java, Ostindien, Neuseeland, Australien u. s. w.,
die in der That zu den vegetabilischen Schlangen, den furcht=
barsten des ganzen Pflanzengeschlechts, gehören. Die leiseste

Berührung mancher derselben verursacht wochenlange entsetzliche Schmerzen, macht den ganzen Körper entzündet und angeschwollen; bei einer von den Eingebornen auf Timor die „Teufelshand" genannten Art währen die Leiden sogar jahrelang, und das Leben selbst kann meist nur durch Amputation des berührten Gliedes erhalten werden. Von Nesselbäumen insbesondere gelten auch die unheimlichen, wenngleich übertriebenen Berichte vom Upasthale auf Java und dem macarassischen Giftbaume auf Celebes; wer kennt nicht die ungeheuerlichen Berichte, daß schon ein Atom des Giftes augenblicklich tödte, daß die bloße Ausdünstung des Baumes allem Lebendigen in weiter Umgebung den Tod bringe, daß die Vögel, welche darüber hinfliegen, sterben oder wenigstens die Federn verlieren, und daß die Regierung nur von zum Tode verurtheilten Verbrechern das Gift sammeln lasse, welche man frei gebe, wenn sie einmal lebend davon kommen. So sehr sich das Alles als Fabel herausgestellt hat, es bleibt doch Wahrheit, daß das Gift jener Arten eine furchtbare Wirkung hat, wie es denn auch das entsetzlichste Pfeilgift der Eingebornen ausmacht.

Der berüchtigte Nesselbaum Urtica gigas in den Wäldern der westoceanischen Inseln, dessen düstergrüne rauhe Blätter mit furchtbaren Stacheln bewehrt sind, aber zwischen denen scharlachrothe Blüthen prachtvoll hervorleuchten, tödtet mit seinen Blätterstacheln das allerstärkste Pferd, welches von ihm berührt unter Zuckungen in kürzester Zeit zusammensinkt. Aus dem Sikkim-Himalaya, wo die Feigen und Nesseln bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß waldartig aufsteigen, berichtet Hooker aus seinen Reisen von der großen Strauch-

neſſel U. crenulata mit breiten glänzenden Blättern und aller=
dings nur mikroſkopiſch kleinen Stacheln, daß er ſeine Leute
kaum dazu bewegen konnte, ihm etwas von dieſen Neſſeln,
bei den Indern Milam=ma genannt, abſchneiden zu helfen.
Ihre Berührung verurſachte Entzündungen, auf welche meiſt
Fieber und Starrkrampf folgten. Hooker erzählt, daß er
viele Exemplare geſammelt habe, ohne ſie ſeiner Haut zu
nahe zu bringen, aber ſchon die geruchloſe Ausdünſtung war
ſo ſcharf, daß ihm den ganzen Nachmittag Augen und Naſe
ſo ſtark floſſen, daß er ſeinen Kopf länger als eine Stunde
über ein Waſchbecken halten mußte.

Wir athmen ordentlich auf, wenn wir von jenen tropi=
ſchen und ſubtropiſchen Urticeen auf unſere dagegen doch recht
harmloſen ſchlichten Brennneſſeln blicken, die bei uns einzigen
giftigen Repräſentanten dieſer Sippe. Aber den Familien=
charakter verleugnen auch ſie nicht. Wie ihre Verwandten
dort, wo die tropiſche Sonne ein Gift ohne Gleichen aus=
kocht, beſonders in undurchdringlichen ſumpfigen Dickichten der
Urwälder in lichtſcheuer Zurückgezogenheit ſtehen, von den
ſchilfigen und ſtachelichten Gebüſchen der Ciſſusarten, Palmen
und Bambusrohre umgeben, von verdüſternden Schlinggewächſen
durchflochten, wo die gefährlichſte Schlange unheimlich ringelt:
ſo liebt auch unſere Brennneſſel ſchattig dumpfige Orte. Sie
bewohnt die feuchten Winkel der Höfe und Mauern, wo
Moder, Kehricht und Abraum überall aufgehäuft liegt, den
ſie urwaldartig mit dunkelm Grün geil überwuchern; die
wüſten Schutt= und Compoſthaufen vor der Dorfſchaft, oder
die von anderm Unkraut ſchon überwilderten fetten Garten=

beete. Ja sie lebt zwar mit dem Menschen, sucht dessen häusliche
Nähe auf, aber siedelt sich da an solchen Stätten nur an, wo
Kellerassel und anderes ekelhaftes Gewürm sich am liebsten aufhält.

Weil die Brennnessel so eigene seltsame Weise hat und
gerade das Fremdartige auf Auge und Gemüth einen Ein=
druck macht, darum vielleicht hat sie von jeher eine so auf=
merksame Beachtung gefunden. Manche Deutung und manche
Sage hat sich an sie geknüpft. Aber nicht blos unheimlichen
Charakter hat der deutsche Sinn an ihr gefunden, sie ist viel=
mehr ein hochgelobtes Kraut; zumal die alten Botaniker
konnten sich gar nicht genug thun, ihren Werth zu preisen.
Oder was wollen wir dazu sagen, daß sie als überhaupt die
vornehmste und segensreichste Pflanze gleich im Beginn manches
alten Pflanzenbuches abgebildet und beschrieben steht! So
allen anderen Gewächsen voran steht sie in bunter schöner Ab=
bildung und ausführlicher Beschreibung in der ihrer Zeit be=
rühmten Botanik des alten Hieronymus Bock, des natur=
gelehrten Zeitgenossen Dr. Martin Luther's. Ich habe in
der Einleitung dieses durchweg prächtigen Buches folgende
interessante Erklärung dafür gefunden, die hier ihre Stelle
haben mag. „Will nun fürter anzeigen", sagt Hieron. Bock,
„warumb die Nesseln in meinem Kreutterbuch den ersten platz
haben eingenommen. Es ist zwar meniglich wol bewußt,
das Brennend Nesseln unter allen gewechsen die zartesten rein=
sten Kreutter sein, denn sie lassen sich nicht zu allerhand
unrhat wie andere Kreutter gebrauchen, sein vor dem ge=
meinen Hauffen, wenn sie ihre Nohtdurfft wollen außrichten,
gantz und gar versichert und obschon solche brennende Nesseln
etwann wie jeder weilen geschehen mag, von den Hunden und

anderm unvernünftigen Vihe verunreinigt und hinder den
Zeunen, da ihre liebste wohnung ist, befleckt oder besudelt
werden, so geschieht es doch unwissend und auß unverstand,
das sich gleich wol die edelen Nesseln leiden müssen. Aber
bald werden sie von regen oder Himmelstaw heraber, das
ihnen inn den theil solcher unflat auch nit schaden kann, ge=
waschen und geseubert, darumb sie dann billich für die reinste
und sauberste Kreutter, so den Menschen fürkommen, gehalten
werden." — Nachdem der alte Gelehrte so von der scheuen
Achtung der Menschen vor den Nesseln erzählt hat, sagt er
auch, warum er selber sie hoch ehre; sie sei nämlich eine sehr
schmackhafte und gesunde Kost, auch eine der wirksamsten
Arzneien. „Ich habe auch gemelter Nesselblätter inn meinem
Signet (d. h. Wappen), dieweil meine Vorältern inn ihren
Signeten und Zeichen die allwegen gebraucht, fürter voller
ehren unnd behalten. Darumb sollen die liebe reine bren=
nende Nessel im Aprillen, wann sie noch zart und jung her=
für schiessen, meine Küchen besuchen und so sie auffwachsen
und mennlicher werden, in der Artznei und meiner Apoteken
ihren gebürlichen platz finden und innebehalten." — Wie
dieser alte Herr zarte Nesseln als Gemüse in seiner Küche
haben wollte, so waren sie übrigens vordem ganz allgemein als
gutes menschliches Nahrungsmittel in Gebrauch; in einem
wenig bekannten Märchen spricht die Jungfrau Malen, als
sie an Stelle der häßlichen Braut zum Altare gehen soll, im
Vorbeigehen zur Nessel am Wege:

> Brennnettelsbusch,
> Brennnettelsbusch so kleene,
> Wat steist du hier alleene?

Ick hef die tyt geweten
Da hef ick dy
Ungesoden,
Ungebraden eten. —

Welche wunderbare Arznei die Nessel aber für Kranke aller Art, davon wissen die alten Kräuterbücher nicht genug zu sagen. Nesselsamen und Nesselsaft, für sich oder in Wein gesotten, oder in Wein und Honig gekocht, oder mit Salz vermengt, sollte helfen Husten und Keuchhusten heilen, Geschwüre zertheilen, den Magen gesunden, Krebs und Lungenkrankheiten vertreiben, Hüftweh und Podagra lindern, vor dem Schlagfluß bewahren, die Wunden und den Biß toller Hunde unschädlich machen und auch die eheliche Liebe befeuern. „Ist ein Experiment", wird da immer hinzugesetzt. Man sah die Kraft in noch überschwenglicherer Weise auch vom homöopathischen Standpunkte an: Gleiches mit Gleichem zu vertreiben. Ist sie nicht gleich dem Blitz ein brennendes Wesen? Wird aber ein Teufel andere Teufel austreiben? Ebenso wenig, so war die straffe Logik, wird der Blitz der Nessel etwas thun! Und da somit auch der Ort, wo Nesseln sind, vor dem Blitz behütet ist, sah man in ihnen auch einen Schutz vor dem Blitz und nannte sie mancher Orten „Donneroder Blitz-Nesseln". — Wiederum wie der Blitz mit seinem Brande eine mächtige Gewalt ist, so desgleichen die ihm entsprechende Pflanze. Man sah in ihr mächtige Kräfte walten, durch deren heimliche Benutzung der Mensch die Liebe zwingen und irdische Schätze heben könne. So heißt es in alter Ueberlieferung: „Du sollt an einem Freitag, Früh wenn die Sonne aufgeht, zu einer Nessel gehen und besieh dir die Nessel im

Namen derer, welcher du hold bist; bespreng die Nessel mit
Salz und geh bei Sonnenuntergang wieder zu ihr, grabe sie
mit der ganzen Wurzel aus, lege sie in die Gluth und sprich
die Worte: Oel und Amel und Inginn, ich beschwöre euch
und gebeut euch, wie die Nessel hier brennt in der heißen
Asche: daß ihr also machet zerbrinnen in Herzen und Sinnen,
daß ihr nimmer Ruh möget gewinnen und haben, bis daß
sie drinnen will lassen brennen in der Minnen." Und wie
die Nessel auch Schätze finden lasse, davon erzählt unter Anderm
eine Kunde, daß in Reichholzheim, an der Straße von Brom=
berg, im zweiten Hause links, einst in der Nacht ein solcher
Lärm war, daß die Bewohner glaubten, der Schornstein stürze
herab. Nun zeigte sich draußen im Hofe ein helles Licht in
den Brennnesseln. Aber während ihres Streites, ob sie den
Schatz heben sollten oder nicht, nahm das Licht allmählich
ab und verschwand endlich ganz.

In unserer Zeit ist das freilich anders geworden. Wir
wissen, wo wir sie nur gewahr werden, blos zu sagen: ein
häßliches Unkraut! Das ist allerdings Geschmacksache. Aber
wie wir auch stehen mögen zur Brennnessel, es ließe sich doch
einwenden: es ist eine recht interessante Pflanze. — Man
braucht sich nur einmal Rechenschaft zu geben, wie es komme,
daß man sich daran die Finger verbrennt, denn ein ganz
wunderbarer Mechanismus ist's, durch den die Pflanze das
Fingerverbrennen bewerkstelligt.

Nicht die ganze Pflanze nämlich ist brennend, als ob etwa
ein feuriges Fluidum von ihr ausginge: es beruht ihre ganze
Macht vielmehr einzig auf den zarten Härchen, mit denen
Blatt, Stengel und Blüthenbüschel bekleidet sind. Das sind

eben nicht gewöhnliche Haare, wie sie die meisten anderen
Pflanzen auch haben, also nicht blos Zellenverlängerungen der
Pflanzenoberhaut: nein, es sind apart construirte Haare, es
sind „Brennhaare". Man muß sie aber unter dem Mikroskop
betrachten, um eine klare Vorstellung davon zu erhalten. Da
erkennt man, daß das stechende Haar eine sehr lange helle
Zelle ist, welche obenhin sich fein zuspitzt und in ein winziges
Köpfchen endet, während sie an ihrem mit dem Brennsaft
gefüllten Grunde sackartig sich erweitert, so daß sie gewisser=
maßen das Aussehen eines sehr langhalsigen, an der Spitze
zugeschmolzenen Kochfläschchens hat. Die Spitze ganz be=
sonders ist steif, glasspröde, dagegen der in das kegelig ge=
hobene Blattfleisch der Pflanze eingesenkte Sackgrund weich
und elastisch. Nun wird uns Alles klar! Unser Finger braucht
auf solches Brennhaar nur leise zu drücken, so preßt dasselbe
auf den Giftsack, der Giftstoff dringt somit herauf, die Spitze
bricht ab, ein unsagbar feines Tröpfchen fließt in die kleine
Stichwunde ein und verursacht nun da das fatale Jucken und
Brennen. — Man hat diese Einrichtung wohl, und mit Recht,
mit dem Giftzahn der Schlange verglichen. Und in der
That, die Natur hat hier wie da fast denselben Mechanismus
beliebt. An ihrem Oberkiefer hat die Schlange bekanntlich
ihre zwei langen, dünnen, fein durchbohrten Giftzähne, welche
oben dem Kiefer nicht fest eingewachsen sind, wie sonstige
Zähne, sondern beweglich sitzen auf einer Giftdrüse. Dringt
nun der Zahn beim Bisse in das Fleisch ein, so drückt er,
ganz wie beim Brennhaar, auf diese Drüse, treibt deren Gift
in die Höhe und durch den Zahnkanal in die Wunde hinein.
Daß aber das Brennhaar unserer Nessel sich mit einem so

kleinen ungefährlichen Schmerze begnügt, der gegen die Wir=
kung des Stiches ostindischer Arten und des Schlangenbisses
gar nicht in Rede kommt, das liegt an dem Gift, welches
nicht ganz derselbe furchtbare Stoff ist, den die tropischen
Verwandten hegen. Außerdem ist die Menge eine so un=
aussprechlich geringe, daß nach Berechnung ein Tröpfchen eines
Brennhaares noch lange nicht das Hunderttausendstel eines
Grammes ausmacht.

Die Nessel ist übrigens auch eine nützliche Pflanze. Un=
sere Spinnräder und Webstühle wissen freilich nichts mehr
von dem Nesselgespinst, welches vordem aus den feinen und
doch so zähen Bastfasern der Nesselrinde gesponnen und be=
sonders vom Kunstfleiße Belgiens zu gesuchten Geweben ver=
arbeitet wurde. Natürlich ist da die hochstengelige Nessel ge=
meint. Aber besonders in Asien und auf asiatischen Inseln
werden noch heutzutage manche Nesselarten so verwerthet,
denn seine starken Bastfasern sind ein Charakter dieser ganzen
Pflanzenfamilie. Der Kunstfleiß der Eingeborenen dort fertigt
daraus Stricke, Netze und Gewänder. Aus dem Gefaser wieder
einer andern grasartigen Art wird auf der malaischen Insel
das sogenannte „Grastuch" gewoben, das in neuerer Zeit
als Hemden verwendbar, auch nach England verhandelt wird.
Das Weib des Tahaitiers weiß ferner aus dem Bast des
Papiermaulbeerbaumes, Broussonatia papyrifera, der auch zu
dieser Familie gehört, ein überaus feines Gewebe herzustellen;
der Leser hat selbst vielleicht schon ein jetzt auch bei uns viel=
verbreitetes Gewebe von den Fasern der Boehmeria nivea
gesehen oder selbst benutzt, einer Nesselpflanze Asiens, die in
unseren Gewächshäusern viel gezogen wird. Besonders zu

Taschentüchern habe ich es verwendet gesehen, die eine Zartheit sonder Gleichen hatten und jeder Leserin hiemit empfohlen sein mögen.

Wenn dieser Werth unserer gemeinen deutschen Nessel von der heutigen Industrie vergessen ist, so lebt er indessen noch in den Berichten und Erzählungen aus der Vergangenheit fort. Von dem Nesselhemde zumal, welches daraus gefertigt und von Hoch und Niedrig getragen wurde, redet manche Sage; eine solche erzählt z. B. von einem hartherzigen Schloß= vogt, der nicht zugeben wollte, daß eine hübsche Dirne in seinem Dienste den auch unter ihm stehenden schmucken Gärtner heirathe, — es sei denn, daß sie aus den Nesseln, die auf ihrer Aeltern Grab standen, zwei Hemden fertige. Es sollte das eine ihr Brauthemd und das andere des Vogtes Sterbe= hemd sein. Als das Mädchen betrübt war, weil sie diese Kunst noch nicht verstand, trat ein Bergweiblein zu ihr, unterwies sie und half ihr dabei. Nun konnte sie Hochzeit halten. Als sie in ihrem Nesselhemde so zur Trauung schritt, da läuteten die Glocken aber auch für den Schloßvogt mit, den man zu gleicher Zeit in seinem Sterbehemde zu Grabe trug.

Wenngleich die Menschen aufgehört haben, sich mit dem Bastgespinst der Nessel zu kleiden, so bleibt diese mit ihrem üppigen Blattwerk, ihren dichten Stengeln jedoch immer das schlichte Kleid, mit dem die Natur noch voll grünen Lebens alle dumpfig feuchten Winkel und wüsten Orte bekleidet, wo kaum eine andere Pflanze sich ansiedeln mag. Die widerlichen Ausathmungen und schädlichen Dünste dieser Stellen werden von ihnen aufgenommen und wohlthätig zu Blättern und Stengeln verarbeitet. Die Nessel selber, welche dort sprießt

und wächst, bildet indessen wiederum die Wohnstätte von
Wesen, an denen unser Auge in Bewunderung hängt.
Prächtige Falter, welche im Sonnenschein über den Blumen
unserer Gärten flattern und gaukeln, die Blaukante und das
Pfauenauge haben nämlich ihre Geburtsstätte in dem Nessel=
gestrüpp. Ihre Raupen nagten an dessen Blättern; sie puppten
sich ein und sprengten die Puppe, um dann fortan über
Blumen zu schweben. Zur Nessel kehren sie erst wieder zurück,
wenn es gilt, für das kommende Geschlecht ihre Eierchen an
die unscheinbare Nährpflanze abzulegen, bevor sie sterben.

Ja, man mag sagen: es ist nur eine Nessel! Eine überaus
interessante Pflanze in jeder Beziehung ist sie aber doch wohl!

3.
Am Wege.

Kaum daß wir das Dorf verlassen haben und nun auf
der Landstraße wandern, fehlt es uns auch nicht an treuer
Begleitung. Wiederum ist's ein besonderes Blumenvölkchen,
welches von dem Wegrande der Straße und von den Chaussee=
gräben her unser schon wartet und uns nicht verlassen will,
so weit die Landstraße sich hinzieht.

Warum wollen wir nicht näher mit ihnen verkehren?
Wir könnten unter den vielfach geringen Landstraßengeschlechtern
sogar manche Schönheit kennen lernen, könnten außerdem
überraschende Charakterzüge an einigen bewundern. Besonders
Freundschaften werden wir wahrnehmen, indem wo die eine

Blume sich findet, auch bestimmte andere fast stets zugegen
sind, als könnten sie nicht von einander lassen. Vor Allem
drei stattliche Blumen gewahren wir in solchem Freundschafts=
bunde: die wilde Cichorie, die wilde Mohrrübe und die
Bibernelle. Sie wandern allerorten im deutschen Vater=
lande miteinander die Landstraßen entlang, so ungleich sie sind
in ihrer ganzen Erscheinung. Die Cichorie zumal zählt ganz
eigenartig zu den Korbblüthlern oder Compositen, indem
mehrere blaue Zungenblümchen einem grünen Hüllkelche ein=
gefügt sind. Sie gehört wohl zu den schönsten ihres Ge=
schlechts, denn während fast alle unsere sonstigen Korbblüthler
nur gelbe oder weißstrahlige solche Blüthenkörbe haben, blüht
die Cichorie köstlich himmelblau, worin ihr nur etwa die
familienverwandte Kornblume gleicht, deren Blümchen übrigens
nicht zungen=, sondern röhrchen= oder füllhornartig geformt
sind. Darum hat die Cichorie trotz ihrer graugrünen Blätter
und holzigsteifen, sparrigen Stengel, durch ihre großen blauen
Blumen von jeher auch die Augen der Menschen auf sich
gezogen. Als Wegwart galt sie unseren Vorfahren, sie wußten
sich auch zu erzählen, warum sie am Wege stehe und warte,
denn sie ist eigentlich eine Jungfrau, die in Gram um
ihren Geliebten in diese Blume verwandelt wurde. Und zwar
hatte sie sieben Jahre um ihren in der Schlacht gefallenen
Geliebten geweint; als man sie dann bereden wollte, einen
andern Mann zu nehmen, da geschah, was sie auf diese Zu=
muthung erwiederte:

> „Eh' als ich laß das Weinen stehn,
> Will ich lieber auf die Wegscheid gehn,
> Eine Feldblum' dort zu werden."

Mit völlig himmelblauen Blumen finden wir die Cichorie übrigens nicht immer blühen, oft sind diese weißlich ausgebleicht; freilich so ist's auch nicht, wie man vordem meinte, daß sie Morgens dunkelblau blühe, Mittags hellblau und des Abends weißlich, wer aber einmal reinweißen Wegwart finde, dem solle das ganz besonderes Glück bedeuten. Die Sage ging auch, daß alle Wegwarte verzauberte Menschen seien, und die vielen blauen seien böse Menschen gewesen, die wenigen weißen hingegen gute. Paracelsus schrieb sogar, daß die Wurzel wiederum sich nach sieben Jahren in einen Vogel verwandle.

Die genannten zwei Freunde dieses Wegwarts blühen zu gleicher Zeit, sind von gleicher Größe und haben, wie diese, auch eine große holzige Pfahlwurzel, welche die Cultur bei der Cichorie und der Mohrrübe bekannterweise bestens zu veredeln wußte. Aber Mohrrübe und Bibernelle gehören der ganz andern Familie der Doldenblüthler oder Schirmpflanzen an. Besonders die erstere sehen wir stets von charaktervollem Wuchse, indem die reife Doppeldolde ihres Blüthenstandes nach dem Verblühen sich wie ein Vogelnest einkrümmt; und auch schon zur Blüthezeit finden wir sie originell charakterisirt, durch ein kleines Merkmal freilich nur, nämlich durch ein mitten in der weißen Blumendolde befindliches purpurrothes Blumenkrönchen.

Diesen drei treuesten und schönsten Begleitern der Landstraße gesellen sich hie und da noch manche andere Genossen bei, sei es das haarige Habichtskraut (Hieracium Pilosella), dessen kriechende Ausläufer weit umherschweifen, seien es Scabiosen, Immortellen, Gräser jeglicher Art, und andere zum Theil seltenere Blumen. Fröhliche Sommerkinder sind es alle, welche unermüdlich blühen, manche unverzagt, bis der erste Herbstfrost sie tödtet.

Aber die Landstraße, auf welcher sie in der Sommer=
und Herbstzeit jeden vorüberziehenden Wanderer und im
Staube rollenden Lastwagen freundlich grüßen, ist auch im
Frühling schon von manchem Pflanzenvölkchen belebt. Manche
von den Feldern hierher verirrte Kräutchen, Ehrenpreise,
Nelkenwurz und Hornkräuter schlagen dann auch hier ihre
zierlichen Blumenaugen schon auf. Vor Allem aber macht
sich uns bereits im Frühlinge das überwinterte Kraut des
Wegebreit (Plantago) da bemerkbar, dessen ansehnliche,
eirunde, von 5—9 Rippen durchzogene Blätter große saft=
grüne Rosettchen darstellen, welche dem Erdboden flach anliegen.
Wir suchen ihn selten vergeblich an festgetretenen Wegen,
Landstraßen und auf Triftpfaden. Um dieser Vorliebe zu den
zarten kurzrasigen Wegrändern willen hat ihn der Volksmund
von Alters her eben Wegebreit, Wegerich, Wegetritt
genannt. Aus seiner derben Blattrosette, welche dem Winter
getrotzt hatte, erhebt sich aber doch erst im Sommer die
einfache, lange, grünliche Blüthenähre auf nacktem spannhohem
Schafte. Unscheinbar genug ist sie; selbst wenn die Staub=
säckchen, je vier in jedem der schlichten trockenhäutigen
Blüthchen, jedes von einem bleibenden fünftheiligen Kelche
umschlossen, heraushängen und den langen Griffel umringen
— selbst in diesen Tagen der Blumenliebe ist von Schönheit,
wie sie sonst im Blumenreiche uns fesselt, nicht von fern
die Rede.

Dies Alles gilt besonders von dem großen Wegerich
(Plantago major); die beiden anderen: der lanzettliche und
der mittlere Wegerich (Plantago lanceolata und media),
sind mehr Rain=, Wiesen= und Triftpflanzen, und man kann

sie nur in so fern als Wegpflanzen betrachten, weil sie sich
gern in den, die Straßen begleitenden Grasgräben ansiedeln.

Sie wollen bei unserer Wanderung über die Landstraße
uns aber gar Manches erzählen; zunächst von der Vorzeit,
welche dem Wegebreit verschiedene Kräfte und Wirkungen zu-
geschrieben hatte und ihn darum besonders hoch ehrte. Es
war ein Kraut, dem man alle nöthige Hülfe in menschlichen
Nöthen und Krankheiten beimaß, wie der alte Arzt und
Botaniker des 16. Jahrhunderts, Hieronymus Tragus, schreibt:
„Unter vielen Kräutern ist der Wegerich in der Arznei am
gebräuchlichsten." Wenige innerliche Krankheiten gab es, bei
denen er nicht Wunder thun sollte. Das grüne Kraut, gekocht
in der Speise genossen, heilte die Auszehrung und eröffnete
die Verstopfung der Leber und der Nieren. Der ausgedrückte
Saft der Blätter war hülfreich beim Keuchhusten und der
fallenden Sucht und vertrieb auch die Würmer. Drei
Wegerichwurzeln zu einem Glase Wein genossen hoben das
dreitägige Fieber, vier hingegen das viertägige Fieber. Aber
alle diese innerliche Hülfe ist noch Kinderspiel gegen die
Wunder, welche das Kraut bei äußerlicher Anwendung voll-
bringt. Da offenbart es sich als ein wahres Allerleidenskraut.
Mit dem Safte getränkte leinene Tücher um das Haupt ge-
legt, stillen den wüthendsten Kopfschmerz; die Augen damit
betupft verlieren die Entzündung und die Ohren erhalten
das Gehör wieder. Gegen alle Halsleiden ist der Mund
damit zu spülen. Fistel, Krebs, Karfunkel und jegliche äußere
Wunde und Entzündung können nicht widerstehen. Das
grimmigste Zahnweh vergeht, wenn man Wegerichswurzel
darauf legt. Selbst die von Schlangen oder tollen Hunden

beigebrachte Wunde heilt, wenn sie mit Wegerichsaft gewaschen wird und Blätter dieser Pflanze darüber gelegt werden. Drei Blätter in den Mund genommen ist gut gegen Bienenstich. Wunde Füße werden gestärkt, Geschwülste werden geheilt, beim Podagra lindern sich die Schmerzen, alle Brandwunden werden wieder gut. — Und wie beim Menschen so auch beim Thier. Von einem klugen Beobachter der Natur, mit Namen Trasmus, berichten die alten Kräuterbücher, er habe bemerkt, wenn eine Kröte von einer Spinne gestochen werde, eile sie zum Wegerich und damit werde ihr geholfen.

Wie gut es unsere Altvordern hatten! entgegnen wir dem gesprächigen Wegebreit. Wir Kinder der Neuzeit wissen von allen den Geheimnissen nicht viel mehr zu rühmen. Kein Doktor läßt die herbschmeckenden Blätter mehr kochen oder auspressen oder giebt die Wurzeln zu verspeisen. Nur das Volk thut hie und da noch wie die Väter thaten. Ob darum der Wegerich nun aber ein völlig nutzloses Kraut sei, das nur dem lieben Vieh zur Nahrung geschaffen ist und an dem die Vorzeit sich gründlich verrechnet hat? Unsere nüchterne Zeit hat radikal mit allen Ueberlieferungen gebrochen, besonders in der Heilmittellehre. Sie will Alles auf eigene Erfahrung gründen und ist somit die Zeit eines neuen Anfangs der Erkenntniß. Unmöglich ist's daher nicht, daß man in der Zukunft aus der weggeworfenen Spreu verrotteter Irrthümer dies und jenes Körnchen Wahrheit doch wieder herausfinden wird. Gänzlich überblicken wir ja aber auch heutzutage den Wegerich nicht. Wenn wir eine Brandwunde, eine entzündete Stelle, eine hitzige Wunde haben, so ist's ganz wohlgethan, wenn wir gehen und suchen die Blätter des Krautes und

legen sie auf. Nur leistet denselben kühlenden Dienst vielleicht auch jedes andere saftreiche Blatt.

Wenn wir aber Jemand meine Blätter suchen sehen, flüstert das Wegebreit uns weiter zu, brauchen wir nicht immer zu denken, daß ein solcher damit sich oder Andere kuriren will. Ja, das Volk weiß vieler Orten auch, daß es ein ganz wohlschmeckendes und gesundes Kraut ist, das für sich oder unter den Spinat gemischt, sich gar nicht verachten läßt und dem Spinat ähnlichen Geschmack hat. Nach einem Berichte aus dem vorigen Jahrhundert wurde es in Regensburg zu diesem Speisezwecke herkömmlich zu Markte gebracht und fand bei den Hausfrauen eifrige Nachfrage.

Und auch wer von dieser Verwerthung nichts weiß, aber daheim einen Kanarienvogel im Bauer hat, erzählt das Kraut sodann, bückt sich gern zu mir herab. Das beflügelte Thierchen liebt mit Leidenschaft das feine Gesäme der reifen braungewordenen Blüthenährchen und zwitschert der Herrin bei ihrer Heimkehr lustiger entgegen, wenn sie einen ganzen Büschel ihm entgegenhält. Aber bei dem Picken nun will demselben zugeschaut sein, denn vielleicht bei keiner Frucht benimmt sich das Vögelchen so artig und geschickt. Die Früchte, welche an der Wegerichähre dicht gereiht sitzen, bestehen nämlich aus becherförmigen länglichen Kapseln, von denen zur Zeit der völligen Reife ein halbkugeliches Deckelchen abspringt, worauf der Same aus der somit geöffneten Kapsel von Wind und Wetter ausgestreut wird. Der Vogel merkt diese Einrichtung des in seinen Bauer gesteckten Krautes bald. Er zerbeißt nicht etwa die Fruchtkapsel, wobei der Same verschüttet werden würde, sondern er stößt mit seinem Schnabel den Deckel in

äußerst geschickter Manier ab und pickt nun die Samen wie
aus einem Gläschen heraus. Es ist ein unterhaltendes Schau-
spiel, an dem wir uns nicht satt sehen können und das auf
dem netten Bau der Früchte des Wegerichs beruht.

Durch diese winzigen Sämchen habe ich mich denn nun
auch, fährt das Wegebreit fort, fast überall hin ausgebreitet.
Man findet mich, soweit die deutsche Zunge klingt; aber auch
außerhalb Deutschland und selbst außerhalb Europa bin ich
den Augen der Botaniker aufgefallen. Ich bin fast überall
unter gleicher Breite und gleichem Bodenverhältniß zu treffen.
Der Mensch hat mich aber, ohne es zu wissen und zu wollen,
selbst in die neue Welt eingeführt. Ja, dem Indianer Nord-
amerika's bin ich mit meinen breiten Blättern eine für die
Wohnstätten und ganzen Distrikte der Kolonisten so charak-
teristische Pflanze geworden, daß er mich sinnig als „die Fuß-
tapfen der Weißen" benennt. Eine ausgesprochene Anhäng-
lichkeit an die Menschen der Cultur habe ich eben, und bin
ihnen über das stille Meer gefolgt, ganz wie die Hausthiere
und das Hausungeziefer. In den Futtersäcken der Auswanderer,
in den mitgenommenen Saatvorräthen und anhaftend an allerlei
andern Kram ist mein Same in jede neue Heimath mit einge-
schleppt worden, und ich finde in den bald eintretenden Cultur-
verhältnissen die erforderlichen Lebensbedingungen.

Unter all diesem Geplauder des vielerfahrenen Wegebreit
ist uns der ermüdende Weg verkürzt und wir sagen ihm Dank
für seine Mittheilungen.

4.

Die Straßenflora.

Auch in den Straßen der Städte gibt es einen wild=
wachsenden, eigenen Pflanzenwuchs; ja, es gibt eine städtische
Straßenflora.

Diese kleine pflanzliche Vegetation unserer Straßen dürfte
es vielleicht sogar verdienen, auch einmal um ihrer selbst
willen freundlich beachtet zu werden. Mindestens das auf
den Straßen im Sonnenschein spielende Kind hat seine volle
Freude daran; es rupft die grünen Hälmchen und deren
Blüthenrispen, mit denen es Stunden lang spielt; von den zarten,
weißen, gelben, rothen Blümchen, welche zwischen manchem
feinen Blattwerk hervorlugen, macht es für die Puppe allerliebste
Sträußchen; es pflückt die großen gelben Löwenzahnblumen,
welche an den Häuserreihen entlang üppig blühen, und trompetet
auf deren hohlen, bittermilchigen Stielen. Dem Kinde ist die
Straße erst recht lieb, wenn sie nicht blos ödes Steinpflaster ist.

Aber diese Straßenflora bietet auch ein gar nicht un=
bedeutendes naturwissenschaftliches Interesse. Die allerlei Gräser
und Pflänzchen zwischen dem Pflaster haben manchen bedeu=
tenden Botaniker schon gedankenvoller beschäftigt, als die
stolzesten Blumen des Waldes. Ja, ob es nicht schon eine
interessante Thatsache ist, daß es überhaupt Pflanzen gibt,
welche sich in unsere Nähe drängen, unsere Straßen und
Winkel aufsuchen; trotzdem sie fort und fort von uns ver=

ächtlich weggestoßen werden, doch nimmer sich von unsern Häusern und Gassen trennen wollen. Und es besteht unsere Straßenflora zumeist aus solchen Hauspflanzen, welche nie oder selten im Freien vorkommen, sich indessen gar nicht genugsam an unsere städtischen und ländlichen Wohnungen anschließen können. Wohl finden wir solche etwa auch im Garten als Unkraut, sowie hie und da auf den Feldern und Schutthaufen; jedoch weder im Walde noch auf den Wiesen, noch in den wildesten Gebirgsgegenden sind sie zu treffen. Aber in den Straßen, an deren Gossen und Ecken, an den Häusermauern und in den Kirchenwinkeln wachsen sie in überraschender Fülle und Schönheit. Zwischen das Pflaster ge= preßt sprießt die Taubenessel mit ihren Wirteln rosenrother, helmartiger Blumen, daneben das scharlachroth blühende, zierliche Gauchheil. Die fein silbersternige Miere fehlt nirgends, ebensowenig der Vogelknöterich, dessen holzige, braunrothe Stengel in den Achseln ihrer meergrünen Blätter einzelne röthliche Blümchen tragen. Das sind einige der kleinblumigen Zierden, welche dem Straßengrase überall ein= gemischt sind. Besonders dicht an den Häusern kleiner Gassen siedelt ferner gar manches Pflänzchen sich an, welches auch an den Dorfwegen heimisch ist, sei es irgend eine Melde, besonders ein Fuchsschwanz mit röthlich geäderten, rauten= förmigen Blättern, die Häringsmelde mit dem so eigenthüm= lich starken Geruch. Auch das Gänseblümchen findet sich ein an den Häusern zwischen sonnigem Pflaster; das Wege= breit mit seiner flachen großen Blattrosette ist mit den Wurzeln dem Gestein eingeklemmt und treibt seine schlanken grünen Aehren bis über fingerhoch empor.

Vor Allem ein allbeherrschendes Gras der Straße gehört zu diesen Getreuen. Ja, es ist zumeist die einzige Gras= art, welche solche Anhänglichkeit an uns Menschen besitzt, überall zwischen den Pflastersteinen hervorgrünt: das eigent= liche Straßengras oder jährige Rispengras (Poa annua), während von all den Hunderten deutscher Gräser nur hie und da einmal noch eine andere Art sich ansiedelt, etwa die Poa trivialis, oder die Mäusegerste (Hordeum murinum). Jenes eigentliche Straßengras ist übrigens ein gar niedliches Gras. Die meisten Menschen kennen es allerdings nur als zwischen den Steinen eingeklemmte grasblättrige Büschel, aber haben nie auf deren etwa fingerhohen, dünnen, kerzengeraden Halm mit seiner äußerst zierlichen Blüthenrispe geachtet, durch die es sich auf den ersten Blick schon von anderen Grasarten unterscheidet. Wir können solch blühendes Straßengras fast jederzeit in Augenschein nehmen, denn es blüht eigentlich das ganze Jahr ununterbrochen, vom ersten Frühling an, oft schon Anfang März, bis in den Spätherbst hinein, Generation auf Generation; diese blühenden Halmrispen sind an ihrer oberen Hälfte zu einer einseitswendigen, gleichsam halbirten Pyramide zertheilt, und jedes der feinen Stielchen ist mit einer Aehrenblüthe besetzt. Wenn zur Blüthezeit die gelben Staubbeutel heraushangen, so ist's ein wirklich niedliches Pflänzchen.

Wie kommen aber jene Kräuterchen und dieses Gras dazu, mit solcher Vorliebe sich auf unseren gepflasterten Straßen anzusiedeln, trotz polizeilicher Vorschrift der Straßenreinheit, und trotzdem die ganze weite Gotteswelt ihnen offen steht! Darauf läßt sich antworten: weil sie es gut mit uns meinen.

Sie wollen uns nämlich befreien von den vielen miasmatischen Stoffen, welche in den Winkeln, den Ecken und in dem zu Schmutz verwandelten Straßenstaube sich entwickeln. Sie senken dazu ihre Faserwürzelchen tief zwischen das Pflaster= gestein, saugen mit denselben die salpetrigen, ammoniakalischen und sich zersetzenden organischen Substanzen auf, und ver= wandeln sie in lebendige Pflanzenbestandtheile. Auf die der menschlichen Gesundheit feindlichen Stoffe sind sie eben an= gewiesen, bauen sich daraus auf. Wo diese Straßenflora sich einfindet, können wir deshalb mit Gewißheit auch an= nehmen, daß faulige oder fäulnißfähige Substanzen vorhanden sind, wenngleich vielleicht so tief zwischen dem Pflaster, daß wir mit aller Desinfektion sie nicht wegschaffen könnten; aber diese Pflanzenwürzelchen finden sie heraus, spüren sie sicher auf und befreien uns segensreich von denselben. Sie sind somit von der Alles ausgleichenden Natur weislich angestellte Regulatoren, deren Aufgabe die menschlichen Gesetzgeber nur nicht verstehen, welche meist nur wenig naturwissenschaftliche Einsicht haben und deshalb sich kühn und konsequent den wohlgemeintesten Einrichtungen der Natur entgegenstellen. Welche Menge verwesender Substanzen eine Pflanze, selbst ein Pflänzchen dem Boden aber entziehe, das weiß jeder Landmann zu sagen, der bald keine Ernte mehr haben würde, wenn er keinen Dünger auf die Felder bringen wollte, denn der Dünger wird von den Pflanzen verzehrt. Wenn das schon von all' und jeder Pflanze gilt, wie ganz anders noch von den be= stimmten Pflänzchen der Straßenflora, deren Hauptnahrung ja nicht Gyps noch Phosphorsalz, noch sonstige theure Dung= stoffe sind, sondern eben vor Allem salpetrige und ammo=

niakalische Substanzen. Weil diese in allen Straßen vor=
handenen Stoffe durch jene Gräser absorbirt und unschädlich
gemacht werden, so vegetiren die letzteren ja auch nur an
denjenigen Stellen üppig, wo solche miasmatischen Stoffe sich
finden. Sie leisten da am Boden somit unserer Gesundheit
ähnliche Dienste als die Bäume, mit denen jede Stadtver=
waltung heutzutage die Straßen zu bepflanzen sich bemüht.
Mag man im Herbst, wo die Straßenflora abstirbt und der
Erde allerdings wieder Zersetzungsstoffe zuführen würde, sie
immerhin wegstippen; aber in der grünen Jahreszeit lasse
man sie fröhlich ihre Aufgabe erfüllen. — Kleine grüne Wohl=
thäter der Menschen ihr, wir wollen euch preisen wegen eurer
Dienste im Interesse der menschlichen Gesundheit und wahr=
haften Reinigung des Bodens und der Atmosphäre. Wir
wollen euch auch bewundern, da ihr trotz der menschlichen
Verkennung in eurer Aufgabe euch nicht irre machen laßt,
unermüdlich immer wieder hervorsprießt, wo die thörichte
Menschenhand euch auszurotten thätig war!

5.

Deutsche Gartenblumen.

Manche der in den Dörfern vorkommenden, sogenannten
Haus= und Schuttpflanzen könnten wir auch in allen Dorf=
gärten, selbst in den Gärten der Städte finden. „Unkraut"
heißen wir sie dann, oder wir unterscheiden sie als wild=

wachsende, deutsche Pflanzen verächtlich von allen den sorglich
auf unseren Gartenbeeten gehegten und gepflegten Blumen.

Treten wir in den Garten ein, um aber auch einige unserer
besten Gartenblumen als doch echt deutsche Blumen kennen
zu lernen!

Unsere Gartenblumen sind freilich zum nicht geringen
Theile ausländischer Herkunft, sind erst in geschichtlichen Zeiten
zu uns gebracht und als schöne Fremdlinge gern bei uns
aufgenommen worden. Von dem Morgenlande oder dem
Süden könnten uns viele erzählen, die seit ältesten Zeiten als
Zierflor bei uns in Ehren gehalten wurden. Von jenseit
des Weltmeeres sind später andere zu uns versetzt, unsere
Gärten zu zieren, und auch diese blühenden Fremdlinge, welche
wir mit treuer Pflege in unseren Gärten hegen, sind zum
großen Theile wunderbare Schönheiten, welche wir mit Recht
willkommen hießen. Der internationale Austausch hat uns
vorzüglich neuerdings Schaaren seltsamer Blumengestalten in
trauteste Nähe gebracht: die rosige Diklytra, die Hemero-
kallis und andere, durch die wir mit Vorliebe unsere Garten-
flor vermehren.

Aber nicht alle unsere Gartenblumen sind Wesen aus
anderen schöneren Welten. Nein, auch unsere deutsche Heimath
kann sich bestens rühmen, unseren Gärten manche Zierde ge-
liefert zu haben. Thatsächlich sind eine große Zahl gerade
unserer schönsten Gartenblumen echt deutsche Heimathskinder.
Ihre deutsche Herkunft ist Vielen nur unbekannt, weil man
dem eigenen Vaterlande solche Blumen nicht zutraut und die
eigene Heimath mit ihrer Blumenherrlichkeit in Wald und
Flur, auf Bergen und in Thälern gar nicht kennt.

Ein Gang durch den Garten an der Seite eines kundigen Begleiters dürfte Manchem überraschende Aufschlüsse geben. Und es ist's werth, zu erfahren, daß nicht blos im fernen Auslande schöne Blumen daheim sind, sondern auch im deutschen Walde, auf deutscher Wiese, besonders auf deutschen Gebirgen eine große Anzahl Blumen ursprünglich wächst, welche von dort in die Gärten versetzt wurden, um als geehrte Zierblumen nun selbst in den vornehmsten Gärten zu prangen. Vielleicht daß durch die pflegende Hand des Gärtners im Lauf der Zeit diese oder jene etwas größer und voller geworden ist; aber die meisten sind bis in die feinsten Züge hinein noch dieselben Blumen, als welche sie in freier Natur dem Wanderer begegnen und von ihm zu einem Wald= oder Bergstrauße gepflückt werden.

Schon im Frühling begrüßen wir in unserem Garten echt deutsche Blumen, welche auch draußen in deutschen Wäldern, freilich nicht in all' und jedem Walde, sich vorfinden. Schon die erste blühende Gartenblume, welche wir auch gern im Topfe an unseren Fenstern ziehen, ist ja ein gutes deutsches Kind: das unter den „deutschen Frühlingszeichen" erwähnte Schneeglöckchen, dessen bescheiden gesenktem Köpfchen wir das heimische Gepräge auch wohl ansehen möchten.

Aber auch all das nur wenig später kommende bunte Gefolge des Schneeglöckchen ist deutscher Herkunft. Kaum daß der März begonnen, so prangt auf unseren Beeten die Daphne, auch Seidelbast oder Kellerhals genannt, mit seinen purpur= oder pfirsichrothen dicken Blütenbüscheln, welche ihren starken süßen Duft aushauchen, während die Blätter dieses etwas über fußhohen holzigen Sträuchleins erst später

hervorbrechen. Er ist aus unseren Gebirgen in die Gärten
verpflanzt, und wir können ihn genugsam in allen mittel-
und süddeutschen Gebirgen, daselbst besonders an trockenen
Hügeln finden. Unsere Beete schmückt um diese Zeit oder
bald nachher vor Allem aber das farbige Geschlecht des Krokus,
welcher auf den Alpen, aber auch im nördlichen Schlesien so-
wie in Rheinpreußen auf hügeligen Wiesen ursprünglich wächst.
Es durchduften dann im Sonnenschein den Garten auch die
gelben Narzissen oder Märzbecher, welche wir im westlichen
Deutschland, besonders auf Wiesen der Eifel, des Hundsrück
und des Hochwaldes als wilde Frühlingsblume reichlich pflücken
können. Die mehreren Arten der Meerzwiebel (Scilla) mit
himmelblauen großen Blüthensternen sind gleichfalls deutschen
Ursprungs, stammen aus Süd- und Mitteldeutschland; eine
Art derselben ist selbst im Harz auf Wiesen und steinigten
Plätzen zu finden. Auch hyazinthenartige Gartenblumen, die
bekannte Muskat-Hyazinthe, sowie die blauen Träu-
belchen kommen in ganz Deutschland zerstreut auf Wiesen,
in Wäldern und an Hügeln vor, freilich als immerhin seltene
deutsche Florakinder. Sogar das schöne Geschlecht der Lilien
findet sich in Deutschland. Ist doch selbst die rothe Feuer-
lilie ein deutsches Kind, welches der Gebirgswanderer an
Felsen und auf Bergwiesen von den Alpen bis zum Harz hie
und da antrifft und wohl verwundert als heimische Pflanze
begrüßt. Nicht minder gehört der deutschen Flora der be-
liebte Türkenbund (Lilium Martagon) an, und zwar
nicht blos in Gebirgen an steinigten, gebüschigen Abhängen
wächst er, sondern auch ziemlich häufig in lichten Laubwäldern
des Flachlandes. Und wollen wir über die Gattung der

echten Lilien hinaus überhaupt nach dem Geschlecht der Liliaceen fragen, so können wir uns noch gar mancher edlen Blume
in unseren Wäldern und Fluren rühmen. Auf feuchten Wiesen
trifft man zerstreut von den Alpen durch Westfalen hin
bis hinauf nach Hamburg und Holstein die der morgenländischen Kaiserkrone nächstverwandte Schachblume (Fritillaria
Meleagris), eine der prächtigsten Frühlingsblumen der Gärten.
Sehr häufig, ja fast überall in Deutschland wächst die wilde
Tulpe mit großer, leuchtend gelber, sogar duftiger Blumenkrone. Reichlicher ist aber in deutschen Laubwäldern des
Flachlandes sowie der Gebirge kein Frühlingsblümchen unserer
Gärten vorhanden, als das blaue Leberblümchen (Hepatica),
welches in manchen Gegenden um ihres frühzeitigen Blühens
willen scherzhaft auch das „Vorwitzchen“ genannt wird und
dessen zahllose blaue Blumen erscheinen, ehe noch die dreilappigen
Blätter sichtbar sind, welche erst zum April hervorkommen,
nachdem die Blumen fast völlig verblüht sind. Im Walde
aber muß man dies Leberblümchen einmal erblickt haben, um
seine Herrlichkeit zu empfinden; ganze Waldstrecken sind zuweilen mit den blauen Blümchen übersäet, welche zwischen
welkem Laube und dunkelgrünen Moosrasen sich auf schlanken
Stielchen wiegen, während alles Leben um sie her noch schläft.
Als echt deutsche Naturkinder lernen wir sie da begreifen,
welche unserm Walde im ersten Frühling eine blumige Weihe
sind, das nachfolgende Geschlecht der einläutenden Schneeglöckchen.

Wenn diese Frühlingskinder in unserm Garten blühen,
hebt auch das Veilchen zwischen seinen schon grünen Blättern
das dunkelblaue Haupt schüchtern empor, sich schon durch den

Duft dem Vorüberwandelnden verrathend; ja, das traute Veilchen, welchem wir gern eine Stätte im Garten lassen, obgleich die Kinderschaar es auch draußen im Freien unter dem Gebüsch und im Grase zu finden weiß.

Deutsche Blumenpracht entzückt uns vor Allem, wenn im Mai auf den Beeten der schönste Flor zu blühender Entfaltung kommt. Es sind doch fast nur deutsche Pflanzen, was dann in unseren Gärten prangt und duftet. Die Maiblume, welche im Schatten der Gartensträuche duftet, hat Jedermann schon in dem Walde gepflückt; manchen Laubwald, besonders wenn er mit Eichen und Haselgesträuch bestanden ist, finden wir ja völlig überblüht von diesen edlen Waldkindern. Da treffen wir hie und da auch den würzig duftenden Diptam, welcher zwar zu den selteneren Pflanzen unserer Wälder ge= hört, aber doch überall in Deutschland und zwar an manchen Stellen sich ganz massenhaft findet. In unseren größern Buchenwäldern ist als oft ausschließliche Bodenbekleidung der Waldmeister zu treffen, mit dem wir gern die schattigen Stellen unserer Gärten bepflanzen. Das bunte Völkchen der Primeln stammt gleichfalls aus dem deutschen Walde; sie sind Abkömmlinge einer großblumigen Schlüsselblume, welche besonders in moorerdigen Waldungen stellenweise massenhaft vorkommt, nur durch gärtnerische Cultur sind sie in bunte Farben gekleidet worden. Ebenso ist deren Schwester, die Aurikel, in Deutschland heimisch und wie auf den Alpen, so auch auf deutschem Gebirge, im Schwarzwalde, auf der bayerischen Hochebene anzutreffen. Das Vergißmeinnicht, welches jeden Garten verziert, ist gleichfalls aus deutschen Wäldern dahin verpflanzt; das gilt zwar nicht von dem groß=

und dunkelblumigen Vergißmeinnicht mit den großen Herz-
blättern, welches gar kein eigentliches Vergißmeinnicht ist,
sondern das Gedenkemein (Omphalodes verna) und nur
in schattigen Bergwäldern der Alpen vorkommt; aber unsere
Gärten verziert auch ein solches mit etwas kleineren und
helleren Blümchen, welche den Boden mancher Laubwälder
so massenhaft himmelblau überblühen, daß im Waldgrund
wir auf Schritt und Tritt über diese Blümchen schreiten.

Andere Zierblumen, welche im Mai unsere Beete schmücken,
fehlen allerdings in dem deutschen, besonders dem norddeutschen
Flachlande, sind jedoch auf unseren Gebirgen genugsam zu
Hause. Das gilt etwa von der Akelei oder gespornten
Glockenblume, welche in allen mittel- und süddeutschen Ge-
birgen zwischen lichtem Gesträuch an sonnigen Abhängen vor-
kommt. Ebenso treffen wir da das Christophskraut; selbst
die Pfingstrose, die prächtige Päonie, wächst auf den
Bergen Süddeutschlands, besonders in Oberbayern, wenngleich
sie im wilden Zustande nicht gefüllte Blumen trägt, welche
erst die Cultur in unseren Gärten ihr gegeben hat. Auch die
mannigfachen Arten des Steinbrech, die Porzellan- oder
Jehovahblümchen und andere stammen aus den süddeutschen
Alpen, wo sie in den Ritzen des Felsgesteins wachsen. Der
Goldlack, als duftige Gelbveigerl von altersher eine werth-
gehaltene Topf- und Gartenblume des deutschen Volkes und
von unseren Dichtern besungen, wächst an Felsen, Gemäuer
und Ruinen besonders des Rheinlandes; die in keinem Garten
fehlende Levkoye blüht zwischen Geröll und an Felsen des
südlichen Tyrol. Vor Allem aber der hochstaudige blaue
Eisenhut, so fremdartig er ausschaut, ist völlig in unseren

Gebirgen zu Hause; in den Alpen ist er besonders in den Regionen der Sennhütten reichlichst anzutreffen, ganz besonders in nächster Nähe der Almhütten selber, welche er als schöne Bergblume oft dicht umblüht; aber auch in Mitteldeutschland in jedem Gebirge, sowohl im Harz als auch in Thüringen begegnet er uns hie und da. Freilich überall da ist er eine immerhin seltene Blume, zumal dieser giftigen, aber als Heilmittel vortrefflichen Pflanze sehr nachgestellt wird; denn nur aus der wildwachsenden Pflanze wird das bekannte Akonit gezogen, da sie auf unserem Culturlande ihre starke Kraft theilweise verliert. In seiner Nähe schmückt auch der purpurne Fingerhut die Abhänge aller deutschen Gebirge, zwischen Geröll und Felsen sprießen dessen prächtige Blumen in die Höhe, dem Berge ein phantastischer Schmuck. Trauen wir es ferner den hohen, feinblumigen, gelblichen Blütenschweifen der Wiesenraute zu, daß sie in unseren Wäldern, sowie in wiesigen Niederungen in unveränderter Schönheit eine wild= wachsende, wenn auch ziemlich seltene Pflanze ist? Oder möchten wir von den mehreren unserer Anemonen es glauben, daß auch sie in unseren Wäldern vorkommen; von dem Adonis= röschen sowie dem Venusspiegel, daß sie in Getreidefeldern sogar als Unkraut eingemischt zu finden sind? Die hohe ranunkelähnliche, gelbe Trollblume ferner ist in ganz Deutschland, besonders in Norddeutschland auf nassen Wiesen heimisch, wenngleich sie immerhin eine so seltene Pflanze ist, daß der Botaniker aufjubelt, so oft er sie einmal antrifft. Die Spiräe, wenigstens die in den Gärten häufigste Art, steht in Menge an allen Flußufern; sie ist dem Volke als Bocksbart bekannt und wird doch im Freien von Manchem

kaum angesehen, der sie in seinem Garten werth hält, obgleich
sie durch die Cultur durchaus keine Veränderung erfahren hat.
Die Siegwurz oder der Altermannsharnisch (Gladiolus)
ist allerdings durch die Cultur erst zu einer Zierpflanze fast
ersten Ranges geworden, aber findet sich mit den hohen,
einseitswendigen, hochrothen Blumenähren als an und für sich
prächtige Blume auf feuchten Wiesen und in Wäldern von
den Alpen bis nach Berlin hinauf. Auch gibt es eine kleine
Zahl der den Vereins= oder Korbblüthlern angehörigen Blumen,
welche aus der freien deutschen Natur in unsere Gärten ver-
pflanzt sind. Das Gänseblümchen oder Maßliebchen
beginnt im Anfang des Jahres den Reigen, indem es in
seiner purpurrothen Culturform als Tausendschönchen
unsere Beete schmückt. Die Goldruthe unserer Wälder, die
große Schafgarbe oder Dorant unserer feuchten Wiesen
fehlen in kaum einem Gärtchen, und auch einige kleinblumige
Astern unserer Wiesen und Flußufer haben Aufnahme ge-
funden. Gewiß, es ist schon eine leidliche Anzahl echt deutscher
Florakinder, welche auf unseren Beeten sorglich gehegt und
gepflegt werden und an Schönheit und Adel uns nicht ge-
ringer dünken, als die mit ihnen beisammenstehenden Hyazinthen,
Tulpen und Lilien des Morgenlandes. Und doch nur eine
geringe Auslese der in fast jedem Garten beliebten deutschen
Zierblumen ist in dem Vorliegenden gegeben.

Erst wenn der Spätsommer beginnt, treten die deutschen
Blumen zurück. Aber auch die Blumengaben des Orients
sind dann für uns zu Ende. Es beginnt in den Sommer-
und Herbstblumen die Pracht Amerikas sich in den Georginen
und Astern, den Zinnien und Sammetblumen zu entfalten

und unſern Garten wunderbar noch einmal zu ſchmücken, bis
das bunte Laub von den Bäumen fällt und der Garten uns
nicht mehr die Stätte frohen, behaglichen Aufenthaltes iſt.
Aber der Garten dünkt trotz all' dieſer ſpäten farbeglühenden
Blumenpracht des Spätſommers uns doch ſchöner in den
Tagen des Frühlings, wo die Blumen zarter und keuſcher
uns anmuthen und einen köſtlichen Duft aushauchen, den faſt
keine der transoceaniſchen Sommerblumen hat. Wir wollen
uns im Frühling daher mit Stolz ſagen: das ſind zum
größten Theil deutſche Blumen, aus den Wäldern und Auen
in unſere Gärten verſetzt!

6.

Nachtblüthen.

Manche Blume unſerer Gärten, ſelbſt manche in freier
Natur wildwachſende offenbart aber ihre liebliche Schönheit
erſt, wenn der Tag vorüber iſt und der Abend ſinkt. Freuen
wir uns auch ſolcher, wenn wir einmal einen ſchönen Sommer-
abend unter den Blumen im Garten verbringen!

Erwacht doch mit dem Abend erſt manches volle Leben
in freier Natur. Sie iſt ja eine Bühne, auf welcher die Action
nicht einen Augenblick zu Ende geht, nur die Acteurs ſammt
den Decorationen wechſeln immerfort. Die Abend- und Nacht-
ſcenen aber ſind die unintereſſanteſten nicht. An die Stelle
der Lebeweſen, welche im Sonnenſcheine luſtig ſich tummelten,

treten mit hereinbrechender Dämmerung wieder andere, welche nun und zwar zum Theil bis in die Nacht hinein in gleicher Weise ihr Gelage halten, lieben und fröhlich sind und ihr nur phantastischeres Wesen treiben. Dem Gesange der Vögel, dem Schwirren, Summen und Zischen der Taginsecten folgt das unheimliche Rufen der Eulen, das träge Geflatter oder pfeilartige Huschen der Abend= und Nachtfalter, und mit phosphorescirendem Scheine erwachen die Glühwürmer im bethauten Grase.

Auch das Blühen und Duften der Pflanzenwelt ruht und rastet weder bei Nacht noch bei Tage, und die Nacht= blumen blühen und duften nicht weniger köstlich, ja oft noch köstlicher, als die zahlreichern und fröhlichern Kinder des Lichtes. Fast alle einheimischen deutschen Blumen schlafen völlig ein, wenn es Abend wird: sie falten dann träumerisch ihre Blumen= kronen ein, legen zum Theil auch die Blätter müde zurück. Andere wieder wachen Tag und Nacht in ununterbrochener Weise, wie die Taubnessel, Glockenblumen, Bohnen und Wicken, und bei ihnen ist von Schlafen und Wachen überhaupt nicht zu reden: sie sind Immerwache.

Diejenigen Pflanzen, welche wirklich am Tage ruhen und regelmäßig erst in der Nacht sich aufblühend erschließen, somit eigentliche Nachtblüthler sind, sie stammen fast alle aus fernen fremden Ländern. Zumeist aus Amerika sind sie zu uns gekommen. Nicht in die fremdländischen Gärtnereien und Warmhäuser indeß brauchen wir Abends zu gehen; wenn dort auch die schönste aller amerikanischen Nachtblüthlerinnen, die hehre Königin der Nacht vor Allem zu suchen ist. Amerika hat mit seiner Pflanzenflor bekanntlich nicht nur

unsere Gewächshäuser gefüllt mit Prachtblumen aller Art;
auch in unseren Gärten erblühen und duften manche ameri=
kanische Schönen, wenn mit dem hereinbrechenden Abend die
übrige Blumenflor müde ihre Blüthen schließt. Das gilt
etwa von dem mannigfachen Geschlecht der Ipomeen, diesen in
allen Farbentönen von Roth, Blau, Gelb und Weiß spielenden
Winden, welche in rapidem Wachsthum an den Stangen unterer
Lauben und Veranden emporklettern und diese mit großen
Herzblättern überreich phantastisch bedecken. Fast den ganzen
Tag über sind sie jedoch blüthenlos; will es aber Abend werden,
so brechen überall zauberisch schöne, große Trichterblüthen auf,
und die ganze Veranda ist von zahllosen, unaussprechlich schönen
Farbenblumen wie mit zarten Lampions behängt. Sie blühen
die Nacht hindurch immer zahlreicher, immer voller auf, und
wenn wir Morgens in den Garten kommen, so prangen sie
noch in ungeminderter Frische und Schönheit; erst vor der
steigenden Sonne welken sie eine nach der andern dahin, bis
um die Mittagsstunde alle verblüht, eingeschrumpft und nahezu
verschwunden sind.

Andere amerikanische Gewächse, die gleichfalls am Tage
schmucklos dastehen und erst, wenn es Abend wird, ihre
wunderbare Blüthenschönheit entfalten, sind die jetzt in keinem
Garten fehlenden Jalappen, deren gelbe, magentarothe oder
weiße große Füllhornblumen in dichtem Gedränge das dunkle
Laub durchglänzen. Jeden Vormittag sterben sie hin und
jeden Abend werden sie wochenlang durch immer neue Fülle
ersetzt. So auch die schilfblättrigen Tradescantien aus
dem nordamerikanischen Virginien, mit ihren azurblauen oder
purpurvioletten zarten Blumenkrönchen.

Aber auch unsere Landstraßen und Schutthaufen sind von Amerika her mit Unkräutern mancherlei Art besäet, von denen manches bei uns so lustig vegetirt, daß es guten deutschen Unkräutern den Platz streitig zu machen beginnt. Eine der köstlichen Nachtblüthlerinnen prangt heutzutage überall in Deutschland auf Schutt und Geröll, an Hecken und Weg= rändern. Es ist die hohe schlanke Nachtkerze, deren saft= grüne, beblätterte Stengel mit einer Reihe großer schwefel= gelber zartduftiger Blumen gekrönt sind. Wer sie am Tage sieht, wo nur selten eine Blume daran blüht, schmäht wohl die aus Virginien stammende Unkrautpflanze, gegen deren äußern schlichten Bau allerdings unsere Nesseln, Melden, Kletten und Disteln viel ansehnlichere, malerischere Gewächse sind. Aber man muß sie bei ihrem abendlichen Aufblühen belauschen, um sie zu würdigen. Im Juli und August kommt sie zur Blüthe. Etwa bis um 6 Uhr ist sie dann noch blüthenleer; aber etwa um 7 oder 8 Uhr sind ihre Säfte von der Tageswärme gesättigt, drängen nach oben, und unter ihrem Impulse beginnen sich die für diesen Abend bestimmten Blüthen zu erschließen. Aber jede einzelne Blüthe bricht nicht, wie andere Blumen thun, allmälig auf; nein, im Augenblick springt wie auf Zauberwort der Kelch auf, und nun dehnt in rascher Folge sich die umschlossen gehaltene große Schwefel= blume weiter und weiter, und nach nicht einer Minute ist sie unter unseren Augen radartig völlig zurückgeschlagen. In überschwänglichem Drängen biegt sie ihre Blumenblätter fast unnatürlich noch weiter zurück, als könnte sie der lauen Abend= luft nicht genug ihr Innerstes entgegenbreiten. Und eine Entfaltung unter lieblichem Dufte fast wie Weinblüthe ist es,

den sie vom Augenblick des Aufschlusses an wie erathmend
aushaucht. Wie auf einen Candelaber gesteckte Blüthenkerzen
leuchtet die Nachtkerze über den Abend hinaus in die Nacht
hinein mit ihrem intensiv glänzenden Gelb. Ja bei einer
Art (Oenothera macrocarpa) ist von Forschern, die über
das sogenannte Leuchten der Pflanzen eingehende Beobachtungen
angestellt haben, z. B. von dem englischen Forscher Dr. Edwin
Lankester, selbst ein blitzartiges Wetterleuchten wahrgenommen
worden; wie von einem leuchtenden Diadem hat man die
Blumenkrone umstrahlt gesehen, so daß der Name dieser
Nachtkerze mehr als nur eine poetische Bedeutung hätte.
Aber auch der Duft, der die Nacht hindurch kaum nachläßt,
verriethe uns im Dunkel die Stelle der Nachtkerze. Bei
kräftigen Exemplaren können wir wochenlang jeden Abend uns
des wahrhaft zauberhaften Aufblühens erfreuen. Die Nacht=
kerze pflegt daher auch in unserm Garten nicht zu fehlen und
ist in der That vom Unkraut zur Zierpflanze erhoben.
Mehrere besondere Arten werden in unseren Blumengärten
seit längerer Zeit schon gepflegt und prangen selbst in Töpfen,
vor Allem die schöne Oenothera muricata. Ja, dem poetischen
Florakinde hat der praktische Mensch auch eine culinarische
Nützlichkeitsseite abzusehen gewußt; wegen der zu Salat recht
gut verwendbaren dicken Wurzel hat man die Nachtkerze
nämlich hie und da in Gemüsegärten gepflegt und ist sie unter
dem Namen Rapontica in dieser Beziehung vielfach bekannt.
Wer sie in seinem Garten hat, wird aber um ihrer Blüthe
willen manchen Abend harrend vor ihr stehen; läßt das Auf=
blühen einmal zu lange warten, so kann man es auch selbst her=
vorrufen. Man braucht den Kelch, dessen geschlossene Zipfel die

Blumenkrone an der Entfaltung noch hindern, nur an der Spitze ein wenig zu lösen, und alsbald fahren dann unter dem Drängen der Blume die Zipfel zurück und die Blume dehnt und streckt sich ganz ebenso köstlich, als hätte die Hand der Natur ihre Bande gelöst.

Wo möchte aber in einem deutschen Garten, und wenn er hinter dem ärmsten Dörflerhause läge, die nachtblühende Schwester fehlen, deren unsere Vorfahren schon sich gefreut und die in manchem alten sinnigen Liede wunderherrlich besungen ist? Wir meinen die veilchenblaue Nachtviole, welche ihre Heimath ursprünglich in Süd- und Mitteleuropa bis in das russische Asien hat und dort zwischen Hecken, unter Gebüsch und in offenen Wäldern vorkommt. Es ist wahr, ihre Schönheit wird überboten von mancher fremdländischen Blüthenpflanze; aber die Vorliebe der vergangenen Geschlechter und Dichter sowohl als ihre eigene Köstlichkeit sollte sie uns immerfort lieben und hegen lassen. Sie blüht bei Tag und bei Nacht und ist somit allerdings keine eigentliche Nachtblüthlerin; aber wenn der Duft der Pflanzen, wie die Dichter meinen, deren Seele ist, so wird diese bei der Nachtviole doch erst wahrhaft wach, wenn es Abend wird oder die Nacht kommt. Dann strömt sie, die am Tage nur geringen Geruch hat, ihren Duft, ihre Seele in die laue Dunkelheit aus, lieblich wie von Veilchen und Reseda. Sie ist eben die deutsche Königin der Nacht. Aber der köstliche Duft der einfach schönen Blume hat ihr auch in anderen Ländern die Herzen zugewandt. Wie deutscher Tiefsinn ihr nächtliches Blühen nicht sinniger deuten könnte, heißt es in Peiper's „Stimmen des Orient" unter den „Winken aus der Sprache derer, die nicht reden", in herrlicher Mystik von ihr:

Daß ich am Tag meinen Aether verhehle,
Und die Nacht zur Entschleierung wähle,
Das geschieht, weil die Nacht es ist,
Wo die Liebe ihre geheimen Zusammenkünfte feiert
Und alles Ersehnte sich entschleiert;
Fern ist der beobachtende Feind,
Während der Freund uns erscheint,
Und wenn er spricht: bedarf einer meine Spenden?
Da habe ich die Gewohnheit, meine Seufzer
Als Boten zu ihm zu senden.
Und meine Demuth muß sich bei seiner
Erhabenheit für mich verwenden.

Es hat dieses nächtliche Blühen und Duften einen Aus=
druck süßer Melancholie. Das haben selbst die nüchternen
Botaniker empfunden, welche einigen solcher nur Abends duften=
den Blumen den Beinamen tristis (Hesperis tristis, Gladiolus
tristis, Pelargonium triste) gegeben und sie somit als die
Traurigen oder Schwermüthigen bezeichnet haben. Indessen
sympathisiren darin im Grunde sehr viele Blumen, nur mehr
oder minder, wenn auch an Intensität des Nachtduftes keine
den Nachtviolen gleichkommt. Umziehen doch die Jasminlaube
sowie die Fliederhecke in den Abendstunden betäubendere Duft=
ströme; athmet doch das Blumenbeet der Lilien und Rosen dann
viel stärkeren Geruch uns entgegen als am Morgen und am Tage.
Und wenn in lauer, später Dämmerstunde von allen Beeten,
aus allen Gesträuchen her es uns anweht, wird uns zu
Muthe, als ob die Blumengeister nun erst erwachten und zu vollem
Leben gelangten, die schönen Elfen, welche nach alter Sage im
Mondschein tanzen und spielen, aber nach des Dichters Wort auch
zur Rache die schlafergossene Jungfrau an ihrem Lager aufsuchen,
sie betäuben und tödten, die ihr blühendes Leben gebrochen.

Mit der Morgenfrühe ist Alles vorüber, die berauschende Wirklichkeit und unsere eigene gehobene poetische Stimmung. Die Sonne geht so verständig auf, kühle Thautropfen hangen an Blatt und Blüthen und die Abendblumen sind fast alle welk.

Es war eben ein Sommernachtstraum, den wir in frischer Morgenluft kaum noch begreifen.

VII.

Blicke aus der Höhe.

———————◦❖◦———————

Haſt du den Blick vom Einzelnen über das Ganze
erhoben,
Von der beſchränkenden Näh' weit in die Ferne
hinaus:
Liebend kehrſt du zurück und weißt nun verſtändig
zu loben,
Was in der Heimath dir blüht, nahe dem eigenen
Haus!

<div align="right">

p. K.

</div>

Als scientia amabilis, die „liebenswürdige Wissenschaft", wird die Botanik gepriesen zum Unterschiede von allen ihren Schwesterwissenschaften. Dennoch scheint sie auch einige recht unliebenswürdige Aufgaben zu haben, insofern ihre Jünger die Blumen anatomisch untersuchen, die Zahl der Staubgefäße und anderer Blüthentheile pedantisch einregistriren, unter dem Mikroskop das Zellgewebe beurtheilen, dessen Inhalt chemisch prüfen. Sogar die Methode der Statistik wird auf die holden Florenkinder angewendet, und viele der begeistertesten Botaniker haben keine wichtigere Bemühung auf ihren Wanderungen durch die blühende Natur, als tabellarisches Journal über die aufgefundenen Blumen zu führen; nur die Phytostatik haben sie als Zweck dabei im Auge. Solches Thun möchte freilich unliebenswürdig genug erscheinen! Ja, wenn wir es im einzelnen Falle beobachten; aber all diese Thätigkeit erst liefert ein immer klareres geistiges Bild der Blumenwelt und des Blumenlebens, welchem schließlich wohl Niemand seine freudige Theilnahme versagen wird. — So begreifen wir auch die von einem Bildhauer auf den Steinblock geführten Schläge anfangs nicht, nur er selbst freut sich dabei im Geist schon des werdenden Gebildes; allmälig erst lernen auch wir sein Wirken verstehen und ehren, wenn wir die Ideen des Meisters zu ahnen beginnen, oder gar in Vollendung sein Werk vor uns steht. Die Natur ist allerdings an sich schon ein Vollkommenes, aber es hat die Wissenschaft nachzuweisen ihre idealen Züge und das schöne Gefüge des Ganzen. Die deutsche Blumenwelt erscheint insonderheit durch die Bemühung der Statistik erst in ihrem vollen, herrlichen Werthe.

Blumen und Zahlen.

W as sollen Blumen wohl mit Zahlen zu thun haben;
Blumen, diese lieblichste Erdenpoesie? Sind Zahlen
doch das Wahrzeichen gemüthlosester Thätigkeit! Zu
einem Strauß schon zählen wir die Blumen nicht zusammen,
und auf blühender Waldstelle freuen wir uns gerade ihrer
unzählbaren Menge.

Man verurtheile die armen Zahlen aber nicht ungehört!

Sie wollen uns Blicke gleichsam aus der Höhe geben,
uns die Anordnung des Pflanzenkleides der Erde auch einmal
im Zusammenhange überschauen lassen.

Wer möchte sich nicht gern schon sagen, wie reich wohl
unser deutsches Vaterland an Blumen sei. Verstehen wir
diesen Wunsch aber richtig! Es kömmt uns nicht auf die
Zahl der Blumen überhaupt an, d. h. der Individuen. Wer
wollte diese auch zählen, oder blos annähernd schätzen. Wie
viel Gänseblümchen allein gibt es in Deutschland; Tausende
schmücken jede Trift und Wiese! Dennoch ist unser Vater=
land thatsächlich sehr arm an Gänseblümchen, denn es ent=
hält nur eine einzige Art ihrer Gattung. Die Zahl der
Individuen macht eben den Blumenreichthum einer Gegend
nicht aus, sondern die Zahl der verschiedenen Blumen.

Und je verschiedener sie in einem bestimmten Bezirk sind, desto interessanter auch ist solche Flora. Nun, und zwar gilt es in aufsteigender Linie zu unterscheiden: Arten, Gattungen und Familien. — Beachten wir einmal die blauen Glockenblumen unserer Wiesen und Wälder und vergleichen einige derselben mit prüfendem Blicke. Wir werden bald manche von recht verschiedenem Aussehen finden, werden schließlich eine leidliche Anzahl ganz besonderer Arten bestens zu unterscheiden vermögen; ja, es gibt in Deutschland sogar 29 Arten, welche eben zur gemeinsamen Gattung Glockenblume gehören. Wollten wir nun aber in einer Flora blos Gattungen zählen und deren Arten nicht berechnen, also etwa nur von Glockenblumen, Veilchen, Primeln u. s. w. reden: wir würden über die wahre Fülle unserer deutschen Flora doch uns kein Urtheil bilden können, denn jede der 636 Gattungen Deutschlands kann reich, aber auch sehr arm an Arten sein. — Wiederum einander verwandte Gattungen, nämlich solche mit noch einigermaßen ähnlichen Blumengesichtern, machen in der Pflanzenwelt eine Familie aus. Gemeinsame Familienzüge nehmen wir z. B. bei den Bohnen, Erbsen, Wicken, Lupinen, Akazien u. s. w. wahr, welche sämmtlich verschiedenen Gattungen zugehörig, wegen ihrer typischen Aehnlichkeit doch zusammen eine einzige Familie, diejenige der Schmetterlingsblüthler oder Leguminosen bilden. So reich nun verhältnißmäßig Deutschland an Familien ist, denn es enthält deren 116: es würde aus dieser Zahl sich doch ebenso wenig als aus derjenigen der Gattungen ein Urtheil über seinen vollen Blumenschatz gewinnen lassen. Es gibt ja Familien mit nur einer Gattung, welche oft auch wieder nur eine einzige Art enthält,

z. B. die Familie der Tannenwedel, oder der Gagel; wiederum haben andere Familien zahlreiche Gattungen, jede dieser Gattungen zahlreiche Arten, z. B. die Familie der Korbblüthler, der Gräser, der Rietgräser. Daher kommt es ganz vornehmlich auf die Zahl der Arten an, wenn wir nach dem Bestand einer Flora fragen.

Freudig überraschen dürften aber die Zahlen, welche diesen Reichthum der deutschen Blumenwelt zu klarem Ausdruck bringen; ja, sie müssen uns mit stolzer Hochachtung erfüllen vor dem deutschen Boden. Und zwar soweit die deutsche Zunge klingt, also von Nord= und Ostsee bis zur Adria, giebt es 3700 Arten einheimischer oder doch völlig eingebürgerter Blüthenpflanzen. Bei dieser Zahl sind allerdings die Pflanzen der Schweiz und Deutsch=Oesterreichs einbegriffen; dem Hochgebirge eigenthümliche Alpenblumen, welche dies jetzt politisch außerdeutsche Gebiet hat, sind aber allein schon viele hundert. — Wir wollen in Reichstreue aber auch nach dem Blumenschatz des „deutschen Reiches" fragen, gemäß seiner jetzigen politischen Umgrenzung, einschließlich die neuen deutschen Reichslande Elsaß und Lothringen. Nun, nach gewissenhafter Zählung kann das deutsche Reich sich doch 2249 verschiedener Blüthenpflanzen rühmen. Welch' gutes Theil immerhin noch gegenüber den im Ganzen 10,000 Blüthenpflanzen des gesammten Europa!

Zahlen reden außerdem deutlich von dem Vorrang Deutschlands vor manchen Nachbarländern. England hat nur 1300, Scandinavien 1544 Arten. Oder vergleichen wir Deutschland mit viel größeren Ländermassen. Man pflegt die ganze euro=

päische Flora, nach dem Charakter der zusammenlebenden Blumen, in fünf Gebiete einzutheilen: in ein nördliches (England, Scandinavien und Rußland), ein südliches (die Mittelmeerländer, besonders Italien), ein östliches (von Ungarn bis Griechenland), ein westliches (Spanien und Frankreich) und ein centraleuropäisches (Deutschland und die Alpen). Nun, es ist von diesen Gebieten Deutschland, dies europäische Herz, das an Arten reichste! So sagen uns auch Vergleiche, daß Deutschland wirklich ein blumenreiches Land sei.

Diese blühenden Schätze finden sich freilich in keiner Gegend zu schönem Verein sämmtlich beisammen. Der Westen, besonders die Rheinprovinz, hat einen andern floristischen Charakter als der Osten; wieder die norddeutsche sandige Tiefebene einen andern, als die mittel- und süddeutschen Gebirge; auf den Bergen und in den Gründen, in der Nähe von Flüssen, welche manche eigenthümliche Pflanzenwanderungen veranlassen, auf Kalkgebirgen, auf Sandstein, auf Salzboden, — überall da treten vereinzelt mehr oder minder eigenartige Blumen uns entgegen. Ein Blumenstrauß enthält daher, je nach dem deutschen Lande, in welchem er gepflückt wurde, einige besondere Blumen, die man anderwärts gar nicht kennt. In den norddeutschen Sandgegenden blühen allerorten, als die gemeinsten Blumen der Flur, die gelbe Immortelle (Helichrysum arenarium), die Grasnelke (Armeria vulgaris), die Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias); in den fruchtbaren Strichen Norddeutschlands aber schon, da wo die Zuckerrübe gebaut wird, kommen diese Blumen gar nicht vor, ebensowenig auf den nord- und mitteldeutschen Gebirgen. Erst in den sandigen Ebenen Süddeutschlands zeigen sie sich

wieder, und zwar da auf allen sandigen Strecken; sie über=
springen dann die alpinen Vorberge und die Alpen, finden
sich jedoch in der lombardischen Ebene wieder ein. Somit
sind selbst manche in weiten Gebieten Jedermann bekannteste
Blumen in anderen Gegenden nicht etwa selten, nein durch=
aus nicht vorhanden. Ein Brockensträußchen, ein Sträußchen
aus dem Thale, ein Seestrandsträußchen, ein Haidesträußchen
sind daher die treuesten Wahrzeichen, welches wir als An=
denken von einer Reise mit in die Heimath nehmen. —
Wiederum einige Blumen des deutschen Blumenschatzes sind
so selten, daß sie nur in sehr wenigen Ländern vorkommen;
ja, manche haben nur einen einzigen deutschen Standort.
Die schöne gelbblühende Sand=Lotwurz (Onosma arenarium)
ist für Deutschland einzig und allein in sandigen, lichten Kiefer=
wäldern bei Mainz zwischen Gosenheim und Mombach zu suchen.
Manche der selteneren Blumen sind zudem so klein und un=
scheinbar, daß nur ein geübtes Auge sie entdeckt und wohl
Niemand außer den Botanikern die Hand darnach ausstreckt;
etwa der auf Brachäckern vereinzelt hie und da heimische
Kleinling (Centunculus minimus) hat kaum über einen Zoll
lange, kleinbeblätterte Stengelchen, verziert mit winzigen
röthlich=weißen Blümchen, so daß Jemand selbst mit kundigem
Auge eine Flur durchschreiten kann, ohne ihn vielleicht zu
entdecken. — Viele Blumen sind dagegen so allgemein ver=
breitet, daß sie in all und jeder Gegend Deutschlands reich=
lich sich vorfinden und Jedermann da auch bekannt sind:
Hungerblümchen, Sauerampfer, einige Melden, Sternmiere,
Augentrost, Vogelknöterich, Wegebreit und andere, besonders
aber eine leidliche Anzahl von Gräsern. Ja, einige von diesen

kommen als Weltbürger sogar in allen Erdtheilen in gleicher
Verbreitung vor.   Sie überraschen den Auswanderer noch
jenseit des Oceans im fernsten Westen, in Colorado, Brasilien,
und er freut sich auf fremder Erde meist herzlich des Wieder-
sehens dieser Blumen, die er schon in der Kindheit auf den
heimathlichen Fluren sah.

In welchem Maße die einzelnen deutschen Landstriche an
dem großen vaterländischen Blumenreichthum Antheil haben,
sagen uns die Localfloren, welche eben die Angabe in einem
besonderen Districte vorkommender Blüthenpflanzen darbieten.
Der ganze Harz hat (nach Hampe) deren 1275 Arten.   Es
zählt ferner die reiche Magdeburger Flora (nach L. Schneider)
in einem Bezirk von etwa 100 Quadratmeilen genau 1235
Arten, also trotz des großen Gebietes doch nur wenig über ein
Dritttheil der ganzen deutschen Blumenwelt, aber über die Hälfte
derjenigen des deutschen Reiches.   Die ein ebenso umfangreiches
Gebiet umfassende Flora von Niederhessen und Münden (nach
Pfeifer) enthält fast die gleiche Zahl, nämlich 1268 Arten.
Die diesen beiden Gebieten nicht gemeinschaftlichen Arten be-
tragen etwa 70, — ein immerhin recht unbedeutender Unter-
schied, der dem flüchtigen Blick stellenweise gar nicht wahr-
nehmbar wird.   Aber vergleichen wir einmal zwei entferntest
von einander gelegene und auch landschaftlich recht verschiedene
Blumengebiete.   Nun, vergleichen wir etwa das Rheinland,
welches 1314 Arten zählt, mit Schlesien, welches deren
1409 enthält.   Blumenarten, welche beiden Gebieten gemein-
sam sind, zähle ich 1089.   Welch bedeutender Ueberschuß bleibt
da von solchen, welche etwa im Rheinlande vorkommen, da-
gegen in Schlesien gänzlich fehlen; ich zähle deren nach ge-

nauen Vergleichungen 225 Arten. Solche, die wiederum ein schlesischer Botaniker im Rheinlande vermissen würde, sind 320 Arten. Die Zahl der von diesen Ueberschüssen außerdem in ganz Deutschland nicht vorkommenden Pflanzen ist freilich eine verhältnißmäßig geringe. Um die unbedeutende Zahl der einem Lande ausschließlich eigenen Arten recht zu ermessen, mögen wir übrigens auf noch größere Ländergebiete blicken, etwa auf ganz Süddeutschland: dieses, und zwar Baiern, Baden, Würtemberg, Elsaß und Lothringen, hat troh seines wesentlich anderen Klima doch nur 82 Arten, welche im gesammten Norddeutschland gar nicht vorkommen; den ganzen übrigen Schatz hat die süddeutsche Flora mit dem norddeutschen Reichslande gemeinsam.

Das ist der Befund großer Gebiete!

Sie enthalten jedes durchschnittlich die Hälfte der deutschen Reichsflora. Welchen geringen Antheil hat dagegen freilich ein engerer Heimathbezirk! Sind übrigens Wälder, Wiesen, Felder, Sümpfe, Flüsse und Bäche vorhanden, so vermag schon der Raum einer Quadratmeile doch etwa 700 Arten zu enthalten. Ist aber gleichartiges Terrain, etwa nur Feldflur oder nur Wald, so kann sich die Zahl auf etwa ein- bis dreihundert Arten beschränken. Selbst ähnliche Standörter sind oft sehr verschieden bedacht: es gibt Wälder, welche bei meilengroßem Umfange doch kaum 30 Arten zählen, während manche kaum ebenso große, aber günstig beschaffene Wälder, sogar nur partgroße Wäldchen, über 300 Blüthenpflanzen haben, so daß da in jeder Jahreszeit zu einem Waldsträußchen sich eine Auswahl schönster Blumen uns darbietet. — Wir ahnen bei solchen pflanzengeographischen Zahlenangaben

freilich wohl nicht, welche unsägliche Forschung in allen deutschen Gebieten nöthig war, uns diese lichten Ueberblicke des deutschen Blumenreiches zu verschaffen.

Zahlen nur können uns ferner sagen, welche Blumen auf deutschem Boden am reichlichsten geartet sind. In Wald und Flur stehen sie bunt durcheinander, bald machen diese, bald jene Familien in einem Reviere sich durch ihre Gattungen und Arten dem Auge besonders auffällig. Liegt da nicht die Frage nahe, welche Familien wohl in der deutschen Flora überhaupt vorwiegen? Soll es z. B. mehr Arten von Gräsern geben, oder von Korbblüthlern, oder von Doldenblüthlern, oder von Lippenblüthlern, oder von Nelken? Nun, wir können durch den Augenschein kein Urtheil darüber fällen; müssen wir uns doch stets gestehen, daß unser Blick ein gegen das Ganze nur eng begrenztes Gebiet überschaut. Aber durch Zusammenstellung und Berechnung aus den verschiedensten Zahlen erhalten wir gerechte Antwort.

Nun, ich zähle für das ganze, nicht blos das politische, deutsche Gebiet als am reichlichsten die Korbblüthler vertreten mit 180, die Kreuzblüthler mit 117, die Riete mit 114, die Schmetterlingsblüthler mit 110, die Doldenblüthler mit 88, die Lippenblüthler mit 78, die Ranunkelblüthler mit 75, die Rosenblüthler mit 60, die Orchideen mit 48 Arten. Betrachten wir nun einmal das Verhältniß dieser Zahlen zu der Gesammtzahl der deutschen Blüthenpflanzen, zugleich aber auch zur Gesammtzahl aller Blüthenpflanzen auf Erden.

Es verhalten sich

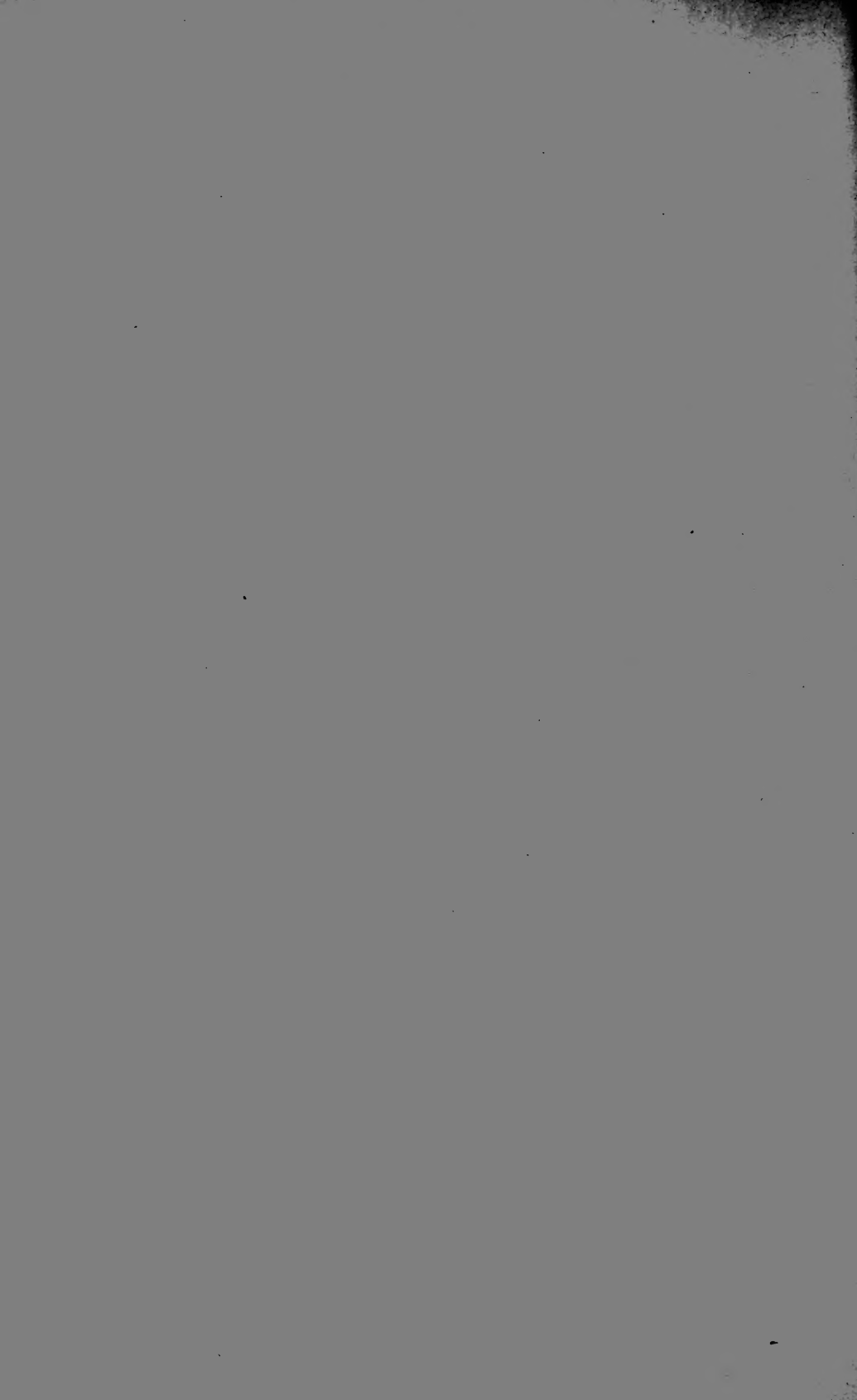|	zur Gesammtzahl der deutschen Blüthenpflanzen:	zur Gesammtzahl aller Blüthenpflanzen auf Erden:
die Korbblüthler	= 1 : 15,4	= 1 : 8,2
„ Gräser	= 1 : 20,5	= 1 : 12,3
„ Kreuzblüthler	= 1 : 32,5	= 1 : 18,2
„ Riete	= 1 : 32,3	= 1 : 18,6
„ Schmetterlingsblüthler	= 1 : 33,5	= 1 : 18,4
„ Doldenblüthler	= 1 : 42,0	= 1 : 22,8
„ Lippenblüthler	= 1 : 47,4	= 1 : 24,7
„ Ranunkelblüthler	= 1 : 49,3	= 1 : 30,6
„ Rosenblüthler	= 1 : 61,9	= 1 : 19,0
„ Orchideen	= 1 : 77,0	= 1 : 47,4.

Außerdem sagen uns Zahlen, daß in Deutschland die Gräser und blumigen Kräuter gegen Holzgewächse weit mehr vorherrschen, als in anderen, besonders südlichen Ländern. Ganz Deutschland zählt nämlich 415 Arten Holzgewächse, darunter 105 Arten Bäume (mit nur 11 Nadelhölzern) und 310 Arten Sträucher, welche sich also zur deutschen Gesammtflora wie 1 : 8,5 verhalten. Daß Holzgewächse nach Süden hin artenreicher werden, deutet übrigens Deutschland selbst an, in dessen südlichen Theilen etwa 14 Holzarten mehr auftreten, als in den nördlichen.

So geben Zahlen gar manche lebensvolle Blicke auf den reich und edel gewirkten Blumenteppich deutschen Bodens, — Blicke aus der Höhe, gleichsam aus der Vogelperspective.

Aus solcher Höhe verlangt es uns, wieder herabzusteigen zur blühenden Erdenflur, um uns da der einzelnen Blumen selber zu vergewissern und herzlich ihrer zu freuen. Mit klarerem Verständniß des Reichthums der heimischen Flor wandeln wir hinfort aber durch Wald und Auen, die uns immer von neuem sagen wollen, — was wir haben an unserer deutschen Blumenwelt.